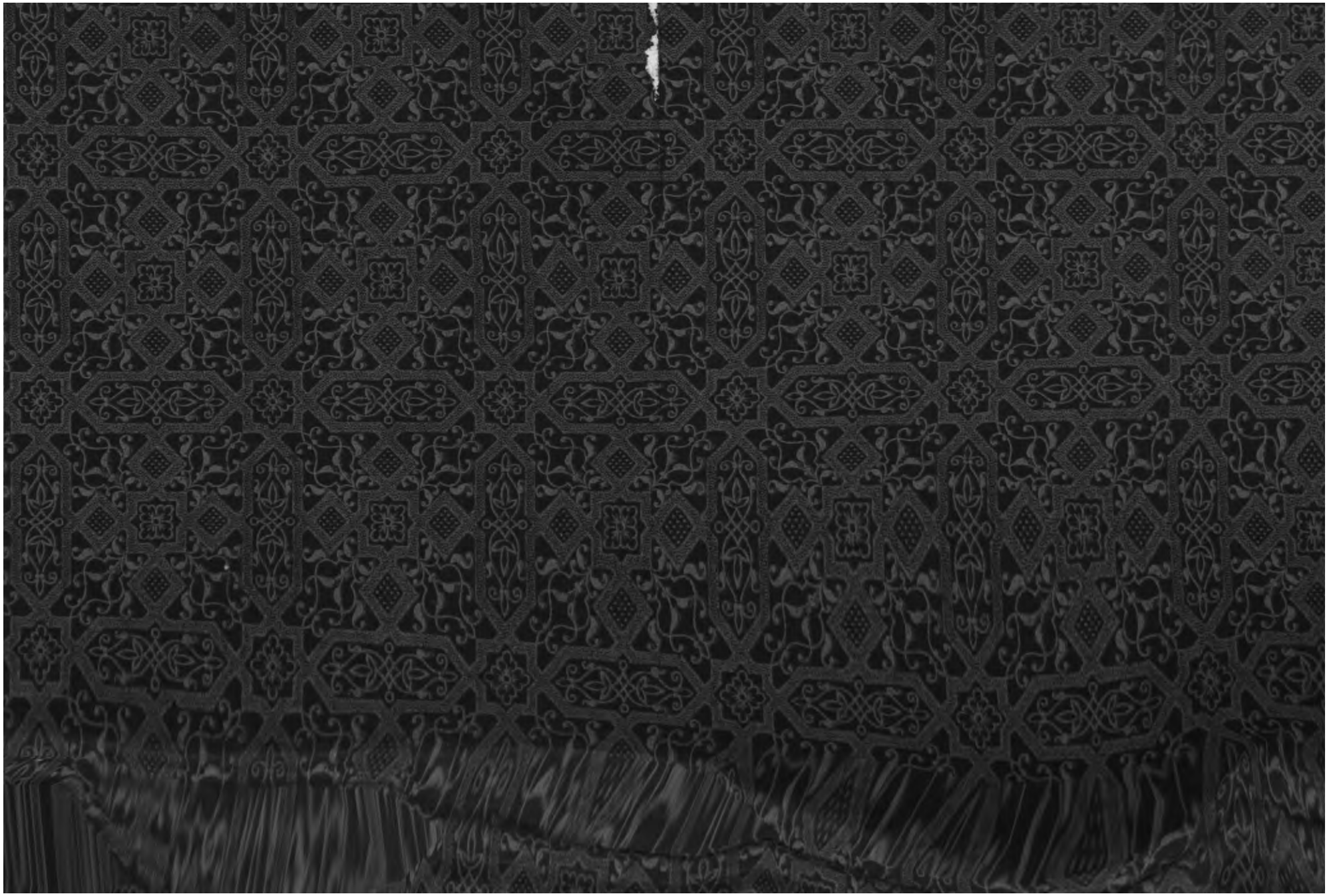
UC-NRLF
B 3 149 095

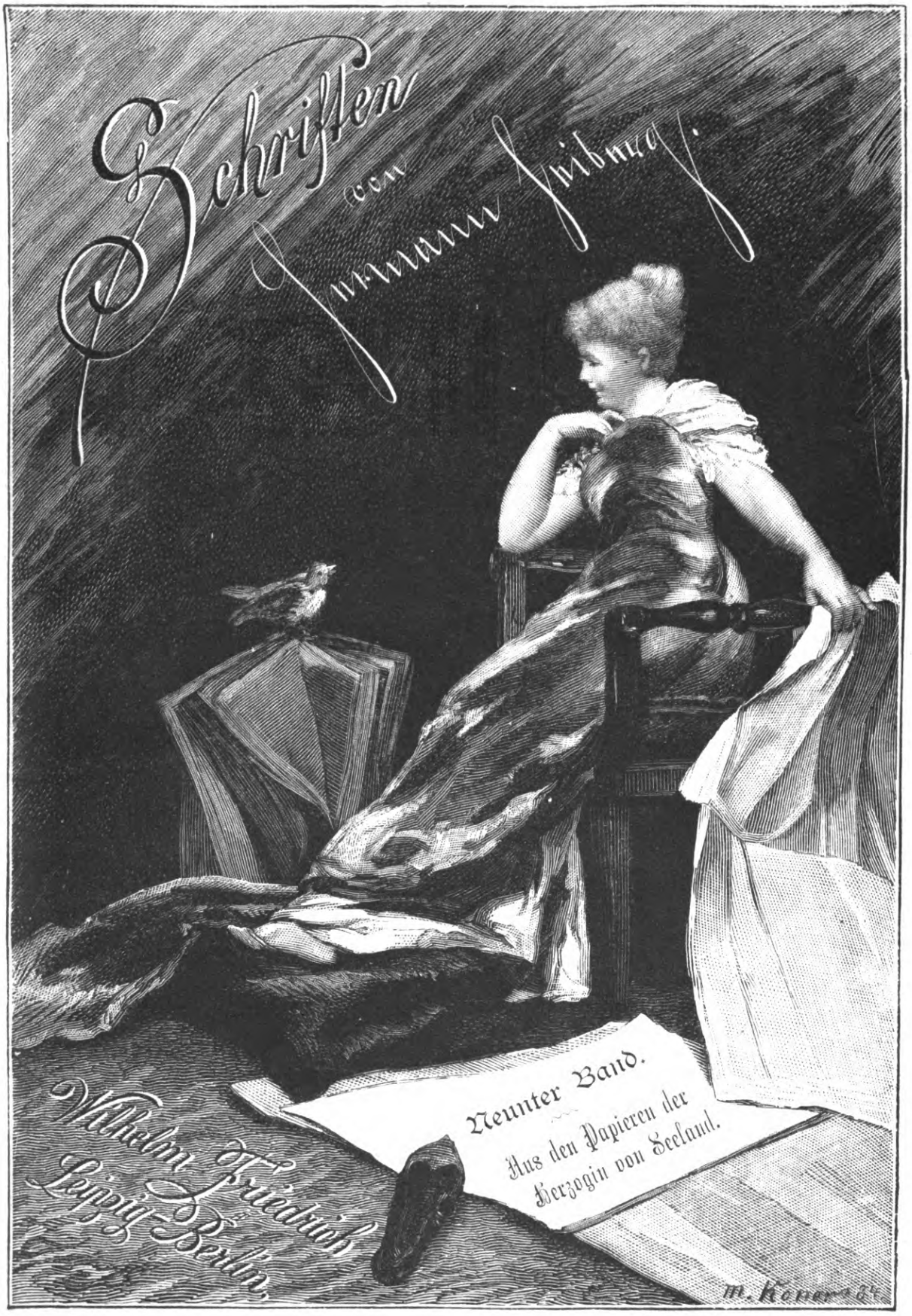
Heiberg

Herzogin von Seeland.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class 872
H465
v.9




Schriften
von
Neunter Band.
Aus den Papieren der
Herzogin von Seeland.
Wilhelm Friedrich
Leipzig Berlin

Aus den Papieren

der

Herzogin von Seeland.

Von

Hermann Heiberg.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Leipzig,

Wilhelm Friedrich

K. K. Hofbuchhändler.

Alle Rechte vorbehalten.

Frau Dr. R. Löwenstein

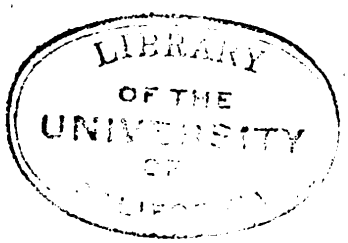
geb. Bauer

in Berlin

in treuer Freundschaft

zugeeignet.

208022



Vorwort.

Die, abgesehen von der Vermehrung, fast unveränderte Gestalt, in der ich die „Plaudereien mit der Herzogin von Seeland“ dem Publikum hiermit zu bieten wage, erfordert so gut eine Erklärung, wie der veränderte Titel. — Den letzteren habe ich nicht beibehalten, weil dem Buche, welches weniger Plaudereien als Geschichten, Skizzen, Humoresken und Ansätze zu Novellen enthält, der richtige Charakter dadurch nicht aufgedrückt wird und diese Bezeichnung auch dem Bekanntwerden und der allgemeineren Verbreitung hinderlich im Wege stand.

Wenn ich das Buch „Aus den Papieren der Herzogin von Seeland“ genannt habe, so deckt sich dieser Titel auch nicht eigentlich mit dem Inhalte, aber mit der Thatsache, daß ich diesen ersten „litterarischen Flugversuch“ einer Freundin schon vor der Drucklegung zugeeignet hatte und sie — die ich

zur Würde einer Herzogin erhob — seinerzeit die Gabe annahm. So ist das Gebotene in der That ein Auszug aus den Eigenthums-Papieren der — Herzogin von Seeland.

Und nun noch ein Wort über den Inhalt. Als ich vor einigen Monaten an die Durchsicht des Buches ging, welches mein unermüdlicher Freund und Verleger neu aufzulegen die Absicht kundgab war ich in Zweifel, ob ich dasselbe nicht vollständig umarbeiten solle.

Ich fand, daß sehr vieles besser gesagt und erschöpfender behandelt werden könne und deshalb lieber fortbleiben müsse. Auch die Formlosigkeit, das Durcheinander und das Skizzenhafte störte mich, nun, da ich mit anderen Augen meinen ersten Versuch anschaute. Dennoch habe ich im wesentlichen alles so belassen und zwar gerade auf Anraten derjenigen, welche mir seinerzeit durch ihre freundliche Anerkennung die Ermunterung gaben, mich weiter zu versuchen. So übergebe ich denn das Buch abermals der Öffentlichkeit und erhoffe dieselbe freundliche Nachsicht, welche demselben bei seinem ersten Erscheinen zu Theil ward.

Berlin, im Januar 1887.

Hermann Heiberg.

Einleitung.

Obgleich ich mich für den Inhalt dieses Buches vor niemandem zu verantworten habe, als vor Ihrem barmherzigen Gemüt, gnädige Frau, so will ich doch einige Worte vorausſenden.

Dieſe Aufſätze — ein Produkt des Unbewußten, — hat eine müßige Stunde und Laune geboren und gerade ſo erſcheinen ſie hier.

Dieſes mit Druckerſchwärze Geſchriebene macht keinen Anſpruch darauf, geleſen zu werden, — nicht einmal von Ihnen, gnädige Frau. Ohnedies lieſt man bekanntlich die Bücher ſeiner Freunde nur, um ſie zu kritiſieren und legt ſich dann ſchlafen.

Ich hoffe aber doch, daß Sie und andere nachblättern, was eigentlich darin ſteht, und Sie werden wenigſtens mit Ihrem Gerechtigkeitsſinn wie König Lear ſagen: Ein Hund, ein Pferd, 'ne Maus ſoll Leben haben und Du nicht einen Hauch!?

Ein Hauch meines Geistes ist es, der in diesen Blättern weht, — Sie finden Erlebtes und Erdichtetes, — aber friedfertig und harmlos. Denn wenn man ein Kostgänger hier auf Erden ist und das vielbändige Buch der Erfahrung nur ein wenig durchgeblättert hat, wundert man sich über nichts mehr und dünkt sich namentlich nicht besser, als irgend einer, den Gott mit einer Nase und zwei Ohren erschaffen hat, und wäre erstere auch tulpengelb und letztere bileamisch.

Wegen dieses neugebildeten Adjectivs bitte ich übrigens in Parenthese um Verzeihung!

Es wäre mir schon lieber, Ihnen einen neuen Balthasar Grazian, oder zur Abwechselung eine Philosophie des Bewußten zu widmen, als diese taumelnden, aufs Papier geworfenen Buchstaben, denen es ebenso sehr an Tiefe wie an Grazie gebricht. Da ich letzteres selbst zugestehe, so ist glücklicherweise Ihr Giftstachel unschädlich und ich brauche den Rest Ihrer Kritik nicht so sehr zu fürchten.

I.

Wir machen unsere Bekanntschaft.

Sie wissen es sicher noch eben so gut wie ich, gnädige Frau, daß wir uns bei erster Begegnung unausstehlich fanden. Sehr häufig ist gerade das ein Kitt für das ganze Leben, und nichts verzeihen wir uns leichter, als uns in dieser Richtung in unserem Urteil geirrt zu haben.

Ich watete, langsam vorwärtsschreitend, jeden Morgen durch den heißen Dünensand der Insel, und wenn ich Ihr Kleid von ferne schimmern sah, dachte ich: „Schon wieder diese unvermeidliche Grazie mit den mißtrauischen Augen“ — und wollte ausbiegen, was bekanntlich an diesem Strande unmöglich ist, da zur Rechten das weite Meer und zur Linken häuserhohe Dünen alle seitlichen Ausweichungen verhindern. Auch die anfänglich drückende Höflichkeit Ihres Gatten fürchtete ich.

Es war eine jener Formen der Höflichkeit, die irgend eine Stimme aus dem Souffleurkasten der geselligen Politesse herausflüsterte, während die Stimme des Herzens weit entfernt in irgend einer Kastanienallee spazieren ging! Apropos Kastanienallee!

Ja, wenn die Insel solche besäße!

Sobald man seinen Körper den Nordseefluten entzogen hat und die von Seesalz gepeinigten Poren und die von heißer Sonne erhitzte Haut in den Schatten bringen will, muß man sich in die Hinterzimmer der einstöckigen „Bauernkaten" flüchten, bis man von Müdigkeit überwältigt und durch Hühnergegacker eingeschläfert, Morpheus eine Mittagsvisite macht.

Ja! es waren schöne, unvergessene, einförmig-erquickliche, herzensfrohe, gesunde, ungebundene, sorglose, wonnevolle Tage! Die Tage von damals müßten bei solcher Schilderung ihrer Eigenschaften eigentlich noch nachträglich dankbar den Hut abnehmen. Sie thuen es nicht; aber wir thuen es vor ihnen, — nicht so, gnädige Frau?

Sorglose Tage! In diesem Worte liegt ja das ganze Geheimnis der See-, Fluß-, Luft- und Mineralbäder.

Denn wenn man nur wollte, könnte man den modischen Zusatz der Sommer-Ausflüge zu Hause

auch genießen. Es ist ja nur die Ablösung von dem Polizeiwachtdienst des Alltäglichen, was die sogenannten Bade- und Erholungsreisen wertvoll macht. Natürlich keine Regel ohne Ausnahme und ferne sei es von mir, durch meine Behauptungen neue Auflagen der balneotherapeutischen Hand- und Lehrbücher verhindern zu wollen!

Ich wollte heute mit Ihnen von unserem Nordseebade schwatzen!

O du duftende Haide, in der die Sonne zitternde Tänze aufführt! Du träumerisch-geheimnisvolle Einsamkeit mit deinem unbeschreiblichen Zauber! Du heilige Stille, die du mit deinem erhabenen Schweigen die Gräber unserer Vorfahren einhüllst und ihren tausendjährigen Schlaf bewachst!

Und hinter der Düne, welch lebendiges Bild trotz scheinbarer Einförmigkeit!

Ein leises Tosen schlägt an unser Ohr, wenn wir den Hohlweg zwischen den Sandhügeln beschreiten. Und nun liegt plötzlich das tiefblaue Meer vor uns wie ein eben aufgeschlossenes, großes Geheimnis. Vor uns auch der helle, weiße Strand, gleich einer einzigen riesigen Sandwelle, die sich allmählich in die Bastionen der Dünenketten verliert und bald an die Spitzen der Sandberge hinaufliegt, bald zurückwandert, je nachdem der Sturm über

das Meer herbrauſt oder ein Landwind über die Inſel jagt. Farbenprächtige Waſſer brechen ſich an dem endloſen Sandſtreifen und verwandeln ſich in ſterbende Wellenkörper, welche die nachtreibenden Wogen auf den glatten Meerkiesboden werfen, wie weſenloſe Schaumſeelen, die ihr Werk vollendet haben und nicht mehr angehören dem naſſen, thätigen, lebendigen Element, das murmelnd grollt, rauſchend kommt, geht, auftaucht und verſchwindet, unbeirrt, ohne Widerſtand, in ſtummer, ſelbſtbewußter Majeſtät! — —

Weiter in die Ferne ſchweift unſer Blick. Er bleibt haften auf der geſättigten blauen Gouacheſarbe der See mit ihren Schneeballköpfen und dem breiten flimmernden Goldgürtel, den die Sonne liebkoſend darauf legt.

Drunten im Windzelt aber ſaßen wir und ſchwatzten ſehr ernſthafte Dinge: über angenehme Geſelligkeit, ſtrohhutbekleidete Damen, den Table d'hôte-Kalbsbraten, teure Wohnungen, Kopfweh und franzöſiſche Litteratur.

Ein andermal plauderten wir über Hünengräber und Politik, die Dünen und über „Mangel an Lebensart“. Damit aber zielten Sie auf mich ab, gnädige Frau, denn ich hatte bei der erſten Begegnung keinen Cylinderhut auf, den man näm-

lich leichter schnell-tief herabziehen kann, als eine weiche Sommerbedeckung, wie ich sie in der Gestalt eines breitkrämpigen Strohhuts trug. Ich bitte deswegen noch nachträglich in allen lebenden und toten Sprachen ganz ergebenst um Entschuldigung!

Allmählich erst gingen Sie auf wie eine freundliche Blume, wie ein Brodteig im Backofen der versöhnlichen Stimmung und Sie sprachen an einem sonnigen Morgen jene unvergessenen, zutraulichen Worte, die mir wie Musik klangen und die in ihrer Wirkung das Getose der Nordseewellen übertönten:

„Haben Sie etwa zufällig eine Stecknadel bei sich?"

Hätten Sie mich damals gefragt: „Haben Sie zufällig eine Kaminuhr, einen Kronleuchter, ein Konversationslexikon, eine Badewanne oder ein Königreich bei sich," — was weiß ich, — ich würde in die Tasche gegriffen haben, um Ihnen den ersten kleinen Dienst zu leisten.

Nachdem ich Ihnen die gewünschte Stecknadel geborgt hatte (ich verschenke wohl Königreiche, aber keine Stecknadeln), sagten Sie: „Werden Sie heute nicht einmal mit uns dinieren?" was zur Folge hatte, daß ich bei Tisch meinen sorgfältig überlegten Tages-Etat vollständig auf den Kopf stellte, indem ich zwei Flaschen Rotwein und eine

ganze Flasche Champagner im Preise von neunzehn deutschen Reichsmark auf Ihr Wohl trank, — und die freundliche, rote, freundschaftsfördernde Traube vermittelte schneller und gefälliger die weitere Grundsteinlegung unserer Bekanntschaft.

Und Dr. S. erzählte uns von Afrikas heißer Sonnenhitze, Kameelen, braunen arabischen Männern und dunkeläugigen Mädchen, von Arbeit und Entbehrung, von Erfolg und Freiheit. Wir fuhren auch über die stolprigen Haidewege und wanderten in heiterem Gespräch über die kahlbestandenen Felder, bis wir auf einem Stück Erde rasteten, an dessen Fuß das friedliche Binnenwasser der Nordsee kaum eine Welle kräuselt, und wenn es einmal aufplätschert, dem Strande wohl die alten Sagen zuflüstert von Ubbo dem Friesen, der einst als ein Gewaltiger auf dem Eilande herrschte und Friesen und Jüten in wilden Seeschlachten zusammentrieb.

Wir standen und lauschten. Die der Insel eigentümliche, lautlose, kaum von Vogelgezwitscher, niemals von fröhlichen Menschenlauten oder Hundegebell unterbrochene Stille umgab uns auch hier. Und der Meeresspiegel so glatt und unbewegt!

Und dann plötzlich erschienen die Schneeflügel einer Möve am Wasser. Aber der auftauchende Kopf eines Seeungetüms scheuchte den Vogel und

sein ängstlich kreischender Schrei unterbrach schreckhaft das geheimnisvolle Schweigen! — —

Erinnern Sie sich noch, gnädige Frau, mit welchem gerechten Entzücken wir diese reizende Einfalt der Natur bewunderten und wie empfänglich wir waren, Gottes herrliche Welt schauen und uns an ihr erfreuen zu dürfen.

Sie können sich noch zurückversetzen in unsere sorglos-glückliche Stimmung und in jenes Gefühl unausgesprochener, unzerstörbarer, gegenseitiger Wertschätzung, die da ist eine der herrlichsten Blüten des menschlichen Verkehrs, — die Bedingung dauernder Freundschaft und das unvergängliche Zaubermittel ihres Bestehens.

Durch den dunklen, warmen Abend strebten wir mit den übrigen Freunden den Dünen zu und standen bald neben einander, oft einander nicht erkennend, am Strande vor dem jetzt unsichtbaren, brausenden und tobenden, geheimnisvollen Element.

Begehrlich sogen wir auf den kräftigen Duft der See und ein süßer Schauer erfaßte uns, wenn ein stärkerer Wind unsere Gewänder packte, oder die Welle plötzlich unsere Füße netzte. In unheimlichen Pausen drang das stürmende Geräusch des unruhig wandernden Poseidon an unser Ohr.

Es war wie ein Atemholen der gewaltigen Natur mit ihren Riesenlungen!

Über uns aber blitzten die goldenen, flimmernden, freundlich-zärtlichen Augen himmlischer Geister, die wir Sterne nennen und diese Sterne hielten unbewegt vor der hastenden Unruhe der tosenden Wogen die tausendjährige, einsame Wacht an dem dunklen, schweigenden Firmament, über dem wir uns den Allmächtigen denken, der in seinen Geisterhänden jene Fäden hält, ohne Anfang und Ende, welche die Unendlichkeit der Schöpfung umspannen.

II.

Aus meinem Leben.

Sie wollen wissen, welche die schönsten Tage meines Lebens waren, gnädige Frau?

Sie sind alle wunderschön gewesen!

Die kalten, frierenden, die sich hineindrängten, haben mich die sonnigen mit all' ihrem Vogelgesang und ihrer stillen oder jauchzenden Freude doppelt genießen lassen. Ich habe jene wie Pagen betrachtet, die in verdeckten Körben die unaufgebrochenen Blumen-Knospen trugen, welche morgen in leuchtender Pracht aufblühen würden, um meinen Lebenstisch zu zieren. Ich kann sie nicht entbehren, wie ich die Nacht nicht missen kann, die mich nur deshalb in ihre dunklen Schleier hüllt, damit ich den neugebornen Tag mit um so größerer Wonne begrüße und in seinen Freuden mit erhöhter Genußfähigkeit schwelge. Es geht mir wie dem Vogel,

der zwar bei Regenschauern in das dichtere Laub flüchtet, wenn aber die Sonne ihre Lichtwellen durch die Wälder strömen läßt, jubelnde Dankeslieder zwitschert: „daß nun alles wieder so wunderbar bestellt ist!“

Der erste schönste Tag meines Lebens war der Tag meiner Geburt!

Die Hähne krähten, der Maulwurf warf im Garten auf, die Nelken sprangen aus den Knospen und dufteten, die Sonne schüttete Goldstrahlen aufs Dach, unsere Wetterfahne begann ein leises Turmlied zu singen, die Buntekuh hatte im Stalle ein Kalb geworfen und mein Väter rannte im hastigen Glücksungestüm die Treppe hinab! — — Was war's? Was bedeuteten alle diese Vorzeichen? „Ein Kind ist da!“ „Junge oder Mädchen?“ „Ein Junge!“ — „Hurrah! Ein Junge?“ Und das war ich!

Und die Taufe kam. Seidene Kleider rauschten, die Luft war voll Schwüle und Parfüm, die Blumen um das Taufbecken leuchteten und alles war ernsthaft. Die Worte des Predigers schlossen mit einem frommen „Amen“, feuchte Wasser benetzten meine Kinderstirn, ich schrie auf — und war ein Christenmensch geworden.

Man ließ mir als Knabe Licht und Freiheit!

Meine Kameraden und ich jagten als Räuber und Soldaten um die Domkirchecken. Wir huschten hinter die verwitterten Pfeiler, brachen hervor und rannten davon und erfüllten die Luft mit unserem Halloh! Wir kämpften und maßen jauchzend im Übermut unsere Kräfte, — bis die langsamen, dumpfen, ernsten Schläge der Turmuhr uns an die vorgerückte Zeit mahnten und nach Hause trieben.

Im Sommer saß ich hinter den Stachelbeerbüschen im Garten und warf die verräterischen Schalen in die tiefen Bosketts. Ein andermal setzte ich über die Nachbarplanke und schlich mich zu den Himbeeren. Wir aßen sie mit Estragon. Das schmeckte ganz besonders.

„Hui! Ein Wurm!“

„Schad't nichts!“

„Sind Eure Äpfel schon reif?“

„Nein, aber die Pflaumen!“

„Nicht den schütteln! Das merkt mein Alter!“

„Ach! eine merkt er nicht!“

„Gib die Hälfte ab!“

„Hier!“

Und dann flogen wir wieder zu unseren Spielplätzen. Glückliche Stunden!

„Aufstehen! Aufstehen!“ rief meiner Mutter

Stimme. „Du sollst ja noch Dein Lateinisch abschreiben!“

Ich rieb die Augen. Lachte die Sonne, war ich unbeschreiblich vergnügt. War es ein dunkler Tag, dann malte ich mir schon mein gemütliches Thun in den Nachmittagstunden aus, in denen ich meine Siegel aufkleben wollte. Ich hatte mein eignes Zimmer. Es war nur ein bescheidenes Gemach, aber ich war seelenvergnügt, wenn ich darin saß. Eine entzückende Aussicht hatte ich aus dem Fenster über Wasser und Wald. — Bilder meiner Mitschüler hingen an den Wänden. M. M. s/m (seinem) H. H. stand darunter. Das klang schon ganz studentenhaft!

Ich hatte meinen eigenen Staubwedel, mein eigenes Wischtuch, meine eigene Lampe. Nun ward aufgeräumt.

Ah! mit welch lüsternen Augen betrachtete ich den Ovid, der eben vom Buchbinder gekommen war. Buntes Papier und Marmorschnitt! Es roch gemischt nach dem Lederlack und nach Kleister! Mir duftete das herrlich! Einen Umschlag fertigte ich an. „Ovidii Nasonis opera“ schrieb ich mit den schönsten Buchstaben darauf. Diese Selbständigkeit: „einen Genitiv zu bilden!“ Es war außerordentlich!

Es klopft. Felix kommt. „Gehst Du mit?“

„Nein! Ich muß arbeiten!“

„Ach! komm doch! Carl, Julius, Ernst warten auf der Gasse!“ Und ich ging mit.

Just ging Grete vorüber. Ich war so vernarrt, daß ich sie beim Grüßen nicht anzuschauen wagte. Sie nahm sich in Hut und Mantel noch hübscher aus als in der Tanzstunde.

„Du tanz'st famos!“ sagte ich am nächsten Tage und führte sie an ihren Platz.

„Du tanzst von allen am besten!“ entgegnete sie mit Überzeugung. Ich war ganz weg vor Glück!

Am Abend saß ich auf meinem Zimmer und schrieb ein Gedicht. Es war so rührend, daß ich weinen mußte. Aber die Thränen machten mich frei. Ich lispelte noch einmal ihren Namen und schlief ein.

Welche Seligkeit lag in diesem stillen Lieben!

Später im Jahr ging's aufs Nüssesuchen. Meine Mutter hatte einen neuen Leinenbeutel genäht. Wir kletterten in die Hecken! Da raschelte ein verspätetes Getier. Im Erdreich war es verschwunden. Alles ward zertreten. Die Zweige knackten und brachen, Steine und Sand rollten von den Wällen.

„Wüllt ji ut de Nöt herut!“ erſcholl eine zornige Stimme. Der Bauer kam. Aber unverzagt!

„Lat uns doch plükken, — da ſünd ja ſo veel!“

„Nikſ da! Sit man vergnögt, dat ick ju de Büdel nich afnehm!“

„Na, denn Adjüs!“

Ein träges „Adjüs“ brummte er zurück.

„Seht, welche Maſſen! Kommt alle her!“

Ich ſchüttete meine Schätze auf den Tiſch aus. Es begann ein allgemeines Knacken!

„Nicht mit den Zähnen!“ ſagte mein Vater.

„Und nun zu Bett! Geſindel!“ ſagte ſie. Sie? Ja, ſie, die Liebe, Einzige, die Beſte, unſere Mutter, die wir halbtot küßten, ehe wir hinauf in unſere Zimmer ſtürmten.

Dann kam der Winter mit den ſchönen Tagen. Wir flogen über den Eisſpiegel auf den Wieſen. Die Mädchen waren ſchon da und auch Gretchen. Hielt ſich wohl eine ſo vornehm? Hatte wohl eine von den übrigen ihren Wuchs? Glitt wohl jemals über ein anderes Geſicht ein ſo bezauberndes Lächeln? Ich brachte ſie nach Hauſe.

„Kommſt Du morgen?“

„Ja, wenn Du kommſt!“ — —

Noch einen verſteckt-zärtlichen Blick tauſchten wir, dann huſchte ſie in die Hausthür. — —

Frischweg nahm ich immer eine neue Zigarre aus der offenstehenden Kiste meines Vaters, — unaufhörlich betrachtete ich meine neue Uhr und nicht genug konnte ich mich vor dem Spiegel in meinem schwarzen Anzuge bewundern!

Ich war heute morgen konfirmiert worden.

„Nehmen Sie noch eine Tasse Thee?“ fragte die alte Freundin unseres Hauses am nächsten Abend.

„Sie sagen Sie? Fräulein Westphal?“

„Natürlich! Mit dem Du ist's nun vorbei!“

„Nein! Sie können weiterhin Du sagen! Unbedingt!“

Das Examen war bestanden und ich sollte meine Heimat verlassen.

„Gewiß Väterchen! Gewiß! ich werde alles befolgen.“

„Bleib brav und behalte mich lieb!“ schluchzte sie — und ich fuhr in die Welt.

Alle die bunten Tage ziehen nun an mir vorüber. Jene Tage, an denen ich mit dem letzten Groschen in der Tasche meinen Schneider auf den Wechsel vertröstete, in warmen Sommernächten in den Armen meiner Freunde lag und beim Gambrinus die ganze Welt wie einen Festtempel ansah, in dem ich als Priester der Freude einherschritt

und, — während meine Gedanken so leicht alle Hindernisse und Gräben der Zukunft übersprangen, — mich so glücklich, so unglaublich glücklich fühlte!

Dann kamen die Tage ernster Arbeit! In langen Nächten goß ich neues Öl auf meine Lampe, hüllte die frierenden Glieder ein und fachte die verglimmenden Kohlen im Ofen an, während ich über den Büchern saß. Brennender Ehrgeiz stieg in mir auf und fand Befriedigung.

Das waren wieder schöne Tage!

Es kamen andere bunte Zeiten und Stunden, und alles, was ich gewollt und gedacht, zerstörten die Ereignisse. Ich vertauschte den Studentenrock mit dem Schreibärmel des Kaufmanns und trat in eine neue Welt des Lernens ein.

Zum erstenmal erhielt ich beim Monatsschluß dreißig Thaler selbstverdientes Geld. Das war ein herrlicher Tag!

Dann folgten viele Jahre angestrengter Arbeit und früher Selbständigkeit. Aber die Arbeit hatte Erfolg und die Sorgen flogen wie Herbstvögel von dannen.

Und dann stahl ich in einer Herbstnacht aus dem Garten eines blumenzüchtenden Junggesellen die letzten dunkelroten Rosen, setzte sie ins Wasser und

schenkte sie am nächsten Morgen ihr, der Südländerin, die plötzlich vor mir stand wie ein fremdartiges Geheimnis. Tannenschlank war sie, ihr Angesicht war so zärtlich-weich und auf ihren dunklen Wangen lag ein Anhauch von rosenroten Farben, als ob die scheidenden Abendsonnenstrahlen sie darauf zurückgelassen hatten.

Als wir getraut wurden, war der Himmel umwölkt. Düster war es zwischen den Pfeilern und Kirchenstühlen. Schwerfällig brausten die Orgelklänge durch den Dom.

Aber als wir niederknieten, brach gerade die Sonne hervor und flutete durch das einzige hohe Bogenfenster. Ihre Strahlen senkten sich schräg herab und hüllten uns in ein goldenes Lichtmeer ein.

Ein Ah! entrang sich der staunenden Menge, die solches wohl auf alten Heiligenbildern gesehen hatte, nie aber in der Wirklichkeit.

Und wie sie nun den ersten Buben auf ihren noch matten Armen mir entgegenhielt, als ich — aus der Ferne zurückkehrend, — ins Krankenzimmer eilte. Welch' seliger Augenblick! Süße, einzige Frau! — —

Vater, Bruder und Erstgeborenen hat mir der Tod weggerafft! Sorgen? Sie standen wie das Unkraut in den Blumenbeeten auch meines Lebens!

Ich habe sie aber bisher alle überwunden, und wie für mich geschrieben sind die Goetheschen Worte:

„Scheint mir die Sonne heut, um das zu überlegen, was gestern war? und um zu raten, zu verbinden, was nicht zu erraten, nicht zu verbinden ist, das Schicksal eines kommenden Tages?"

Jetzt bin ich fertig. Suchen Sie selbst unter lauter schönen Tagen die schönsten heraus, gnädige Frau! — —

Einen der schönsten Tage meines Lebens werde ich Ihnen in meinem nächsten Briefe schildern. Sie werden mich um diesen noch Dezennien beneiden!

III.

Eine Landpartie.

Weil ich ein großer Naturfreund bin, schwärme ich auch für Landpartieen und außer „regelmäßig schönen Tagen“! finde ich nichts schwerer im Sommer zu entbehren als dieses Vergnügen!

Wir schrieben das Jahr 1879 und waren mit der üblichen Geduld bis in die Mitte des Monats Mai gelangt, ohne daß die langersehnte Wärme, die man doch zufolge der bekannten Frühlingsgedichte von ihm erwarten konnte, erschienen wäre.

Kalt und rauh ließ er sich an, wie ein alter Wachtmeister.

Da endlich schienen in wärmere Tücher eingewickelte Tage heranzukommen! Schnell war unser Entschluß gefaßt, und für den kommenden Sonntag ward ein Ausflug beschlossen.

Die Kinder waren an diesem Tage schon früh

wach, die hervorgesuchten Sommerkleider wurden angezogen und unter Zurücklassung jeglichen Ballastes an Mänteln und Tüchern und unter den Klängen unserer begeisterten Stimmung zogen wir davon.

Im Schatten war's zwar noch etwas kühl. Ein Droschkengaul stand halb erfroren vor dem Gefährt, und einige spielende Kinder lutschten an Eiszapfen.

Auch wanderten allerlei gefärbte Nasen an uns vorüber. — Aber diese Erscheinungen traten ja nur im Schatten hervor.

„In der Sonne" war es herrlich!

Es war gerade nicht heiß, auch nicht warm, aber so ungefähr eine Empfindung beschlich uns, als ob man morgens beim Aufwachen mit den Füßen an einen abgekühlten Bettwärmer streift!

Wie das nun auch alles draußen zu Tage trat, — ich sagte nichts, sondern verließ mich auf die Thatsache, daß wir rotes, warmes Blut haben, welches durch einen tüchtigen Dauerlauf immer in einen, dem Körper Wärmegefühl verschaffenden Zustand gerät.

„Welch' schöne, reine, klare Luft!" sagte meine Begleiterin, philosophisch veranlagt, und mit dem

köstlichen Talent ausgestattet, „aus der Not eine Tugend zu machen."

Ich beschloß, diesen Ausflug zu machen und wenn ich im Schneegestöber die ersten Veilchen suchen sollte!

Man hat mitunter so seinen Kopf. Ich knöpfte meinen Rock fester, schob die Hände in die Taschen und hatte den Eindruck, daß es uns mit gutem Willen gelingen werde, ohne Frostbeulen wieder nach Hause zu gelangen.

Der Verabredung gemäß, hatten wir zwei befreundete Familien abzuholen.

Diese waren aber in eine andere Gegend gezogen, und wir ermöglichten mit unserem erstaunlichen Ortssinn, daß wir Umwege machten, die ein Mehr von etwa einer kleinen Stunde in Anspruch nahmen!

Als wir, — schon etwas erschöpft, — die Wohnung unseres Freundes erreichten, hörte ich beim Eintreten in die Etage die Frau des Hauses dem Mädchen sagen:

„Wecke doch den Herrn, Lise! Sage, unsere Freunde seien eben zum Abholen gekommen!"

„Bitte, treten Sie näher! Wir sind im Moment fertig! Die Kinder sollen heute neue Anzüge be-

kommen! Der Schneider muß jeden Augenblick da sein!“

Diese Nachrichten waren ermunternd!

Die Kinder verteilten sich in die Wohnzimmer. — Meine Frau lehnte sich in eine Sopha-Ecke zurück und ich ergriff das mir zunächst liegende Buch.

Es war Wolffs poetischer Hausschatz!

Ich las Spittas schönes Gedicht von der Geduld!

„Es zieht ein stiller Engel durch dieses Erdenland! Zum Trost für Erdenmängel hat ihn der Herr gesandt!“ u. s. w.

Das paßte!

Dann machte ich mich an „Johann den muntren Seifensieder“ und lernte Zufriedenheit mit meinem Schicksal!

„Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“ sagte Goethe und so zogen die poetischen Mahnungen an mir vorüber.

Schon wollte ich trotzdem ungeduldig werden, — da ertönten draußen die Klänge einer Drehorgel und ich gedachte des schönen Verses jenes Kieler Studenten, überschrieben:

Die Macht der Musik.

Der Räuber liegt am Strande
Und lauschet den Accorden!
Er fühlt sich nicht im stande
Einen Menschen zu ermorden!

Ich wollte mich nicht von einem Mann beschämen lassen, der einst seine liebste Beschäftigung aufgab, „um den holden Klängen der Musik zu lauschen!“

Demnach schwieg ich, horchte auf die Orgelmusik und wartete.

„Wir kommen im Moment!“ sagte unsere liebe Wirtin. „Mein Mann hat nur eben schnell nach dem Barbier gesandt! Und der Schneider ist auch schon da! Es ist nur eine kleine Änderung nötig!“

Nun, das war beruhigend, und ich griff nach einer anderen Lektüre.

Meine Frau war im Nebenzimmer sanft eingeschlummert. Eine weitere halbe Stunde verrann!

„So, nun sind wir so weit,“ sagte mein Freund und trat näher.

„Verzeihen Sie, daß wir einen Moment warten ließen!“

Es war der dritte Satz mit dem „Moment“! Gewiß hatten unsere Freunde am Morgen Betrachtungen über die Ewigkeit angestellt und so war ja Alles begreiflich.

Nachdem nun noch dem Hunde gepfiffen war, der nicht gleich zur Stelle, setzten wir uns in Bewegung:

Etwa zweihundert Schritt weiter entfernt wohnte die Familie Nr. 2, die sich uns anschließen wollte, und es wurden einige der Kinder vorausgesandt, um sie von unserem Kommen zu benachrichtigen.

Diesen „Moment" benutzte mein Freund, um ganz rasch noch einmal umzukehren und eine Postkarte zu schreiben, deren Abfertigungs-Unterlassung sonst ganz zweifellos einen Krieg zwischen Rußland und Deutschland herbeigeführt haben würde.

Das Geschäft geht immer vor!

Als wir das erwähnte Haus erreichten, riefen die kleinen Boten vom Balkon herab, „daß es noch ungewiß sei, ob die Frau unseres Freundes sich anschließen würde! Sie lege Patience, um zu erfahren, ob sie ihren Tekkel allein lassen könne, der ernstlich erkrankt sei. Der Gatte werde indessen sofort erscheinen!"

Wir standen reichlich zwanzig Minuten, ohne daß diese sanguinische Hoffnung sich erfüllte und nun ward, um etwas Abwechselung in das wehmütige, frierende Bild zu bringen, der mitgenommene Philax in ein nahe gelegenes Wasser gelockt, um hineingeworfene Steine zu apportieren.

Dies fiel um so befriedigender aus, als Philax („munter, munter, Philax!" rief mein Freund mit

unerschütterlicher Konsequenz), sich nach dem Verlassen des Wassers ganz nach Anleitung seiner Großväter und übrigen Ahnen im Sande wälzte und dann in übermütiger Besorgnis, daß wir nicht einmal den Vorgeschmack dieser Landpartie genießen könnten, den schmutzig-nassen Staub auf unsere Kleider abschüttelte!

Endlich kam der Freund, und nun lag die Landschaft zur freien Benutzung vor uns.

Die goldflimmernde, erwärmende Sonne, bisher gnädig, verschwand in diesem Augenblick hinter den Wolken, um vorerst nicht wieder zum Vorschein zu kommen und auf einem gepflasterten Wege, auf dem jeder Stein einen Zivileid geschworen zu haben schien, jedem Passanten mindestens doch einige Leichdörner beizubringen, strebten wir mutig gegen einen inzwischen aufgekommenen Nordost an!

Ja! Es war ein Weg, sicher der kürzeste, um ins Himmelreich zu gelangen!

Spitze, eckige, schneidende Steine gruben sich in unsere Stiefeln ein und erzeugten Schmerzen — —!

Haben Sie, gnädige Frau, einmal von Thomas de Torquemada gehört? Gewiß!

Ich wunderte mich, daß dieser vortreffliche Inquisitionsgeneral nicht aus dem Grabe erstand und

diese Folter nachträglich in Achtung zu nehmen suchte!

„Über heiß Eisen laufen mit bloßen Füßen!“ Was war das gegen diese Folterqualen!

Dazu ein freies, offenes, unendliches Feld, über das der Wind hinübersauste, als ob er möglichst schnell, irgendwo in der Ferne, ein Meer aufzuwühlen habe.

Er war aber nicht pflichtvergessen und schleuderte uns im Vorüberfliegen so viel Sand in Augen und Gurgeln, daß wir durch erhöhte Gewichtsvermehrung doppelt schwer an uns zu tragen hatten!

Sand, der seitwärts von dem Wege zentnerweise jeden Quadratfuß bedeckte, — war an uns überall! In den Stiefeln, in den Ohren, in den Kleidern, in den Nasen, in den bereits vorgemerkten Augen und im Halse!

Wenn man sprach, klang's, als ob ein spitzer Griffel über eine Tafel schrammt — und wir gaben jegliches Reden denn auch wegen gegenseitiger nervöser Empfindlichkeit auf.

So ging's vorwärts, bis stöhnende Schmerzenslaute über die weite Ebene flogen. Ich ergriff endlich wieder das Wort und richtete an die rings konzentrierten Leidensbrüder die so nahe liegende Frage: „Weshalb durchschreiten wir eigentlich diese

Dantesche Hölle? Ist es nicht noch Zeit, umzukehren, um diesem sonderbaren Vergnügen ein Ende zu machen?!“

Während wir nun beratschlagten, zogen, mit dem Wind auf dem Rücken, einige Bursche vorüber, die Wassereidechsen gesammelt hatten und zehn Stück für fünfundzwanzig Pfennige offerierten.

So überaus verlockend das angebotene Geschäft auch war, gelang es doch nicht, einen Handel abzuschließen, wohl aber erlaubten wir uns die Frage, wie weit es noch bis zu dem in der Ferne schimmernden Waldesrand sei.

Die Angaben lauteten überraschend gleichartig. — Während einer den Weg auf eine Stunde Gehen berechnete, wollte der zweite sich für acht bis zehn Minuten verbürgen und somit genau unterrichtet, begann von neuem der Kampf mit den Elementen.

Unter Verlust von einigen Toten und Verwundeten erreichten wir aber endlich das Ziel. Eine über den Baumwipfeln flatternde Fahne deutete auf gastliche Hallen.

In diesem Augenblick waren wir in einer jener befreiten Stimmungen, in denen man jemand zum Kommerzienrat ernennen würde, wenn man die Macht dazu hätte, und unser Appetit hatte sich

ausgebildet, daß wir hätten tote Maulwürfe verzehren können!

„Land, Land!“

Das Wirtshaus, — das hart an einem See lag, war eine wohlzusammengefügte Bretterbude mit einem etwas vorgebauten offenen Büffet.

Zwei verfrorene Schneidergesellen saßen an einem kleinen Tisch und betrachteten ein Schild, auf dem, — gleichsam um jede voreilige Begierde bei dieser Witterung christlich zu dämpfen, — die Worte geschrieben standen: „Hier darf nicht gebadet werden!“ — — Das war in der That eine Enttäuschung!

Plätze und Tische gab es nur im Freien, aber von diesen aus einen Blick auf den sanftbewegten, frierenden See!

Was wollte man mehr!

Der oft so schwere Entschluß, was gegessen werden solle, war hier leicht gefaßt.

Der Wirt konnte nur mit der bekannten „kühlen Weißen,“ überdies mit Milch, Brot und Eiern aufwarten.

Also Milch! weichgekochte Eier, — Brot, Butter! War das nicht genug?

Während wir auf dieses Mahl warteten und das flatternde Tischtuch mit unseren Ellbogen fest-

hielten, hatte Philax mit einem riesigen Försterhund traute Freundschaft geschlossen, und da mein Freund so gütig gewesen war, ersteren wiederum ins Wasser, diesmal in den See, zu locken, so wurden wir bei einem sehr hübschen Jagdrennen zwischen Philax und Försterhund so ausgiebig mit nassem Sand und Hundehaaren beschenkt, daß ich noch dereinst im Himmel an diese köstlichen Stunden dankbar zurückdenken werde!

Endlich gelang es, die beiden zu Löwen gewordenen Köter zu fesseln und — die Eier erschienen. Nun war alle Not am Ende!

Welchem glücklichen Zufall es überdies zu verdanken war, daß diese, statt „weich", „hart wie Kokosnüsse und kalt wie Eistorten" waren, ist nie ergründet worden, ebenso wenig wie eine hinreichend befriedigende Antwort von der dienenden Magd erfolgte, weshalb sie uns gerade kalte, „gekochte" Milch gebracht habe!?

Wir waren gerührt über diese Auszeichnungen! Da in der Not aber selbst der Teufel Fliegen verspeist und wir uns von dem düsteren Geist nicht beschämen lassen wollten, machten wir die Augen zu und — aßen. Und dann plötzlich, — ohne Zweifel, befördert durch die kühlsäuselnden Winde des Sees — machten kalte, gekochte Milch und

kalte, harte Eier bei einer der Damen eine retrograde Bewegung von unten nach oben, und jenes Wiedersehen bereits verschwundener Erdenschätze fand statt, welches man so regelmäßig bei Seereisen erlebt!

Alle übrigen gaben diesem Zustande wenig nach, waren aber nicht so demonstrativ und begnügten sich mit jenem bekannten eigenen Gefühl, das etwa mit dem Zustande verglichen werden kann, wenn man ein halbes Dutzend gebratene Aale mit Gurkensalat und Pflaumenkompott verzehrt hat.

Ich will Sie nicht länger an den Freuden dieser Frühlings-Landpartie teilnehmen lassen, gnädige Frau!

Abends elf Uhr langten wir selbstwieder im Hause an und unsere Wohnung erschien uns wie eine erquicklich-warme Backofenecke!

Meine Frau übergab die zusammengeklappten Kinder dem Dienstpersonal, warf sich erschöpft ins Sopha und wollte gerade das Entzücken überstandener Beschwerden genießen und ein „Gott sei Dank“ ausrufen, als sie bemerkte, daß ihre Uhr beim Gehen abgehakt und verloren war und deshalb den vortrefflichen Tag und die denkwürdige Landpartie mit den Worten schloß:

„Ums Himmelswillen! auch das noch!“

Leben Sie wohl, gnädige Frau! Wenn Sie wollten, könnte ich Ihnen einmal Philax verschaffen!

Ohne Philax mache ich keine Landpartie wieder! Es war zu angenehm!

IV.

Wer ist ein Philister?

Wissen Sie, gnädige Frau, was schrecklich ist?

Daß die Möpse ausgestorben sind? Nein.

Daß kein Mensch je wieder ein Buch wie Immermanns Oberhof wird schreiben können? Nein. Daß es keine Originale mehr gibt, — daß man bei Regenwetter naß werden kann? Nein. Das alles ist philosophisch zu ertragen und viel tausend Dutzend andere Dinge dazu, — nein, schrecklich ist, daß man eigentlich in Deutschland nur ein glücklicher Mensch sein kann, wenn man ein Philister ist.

Wer ist ein Philister? Ein Philister ist ein Mensch, der statt der Kravatte ein seidenes Halstuch dreimal um den Hals schlingt, seinen Rock zuknöpft, ißt, Bier trinkt, niemals die schwedischen Streichhölzer vergißt, wenn er abends spät nach

Hause zu kommen gedenkt und niemals einen Selbstmord begeht, wenn er sich in eine Lebensversicherungsgesellschaft eingekauft hat.

Wer ist aber kein Philister? Kein Philister ist, wer mit achtzehn Jahren schon auf den Einfall kommen kann, Tabak zu schnupfen, mit neunzehn ein rotbäckiges Dienstmädchen zu küssen, in Büchern Eselsohren zu haben, sie nie zu lesen und doch so summa summarum zu wissen, was darin steht, mit dreiundzwanzig Jurisprudenz zu studieren und in den letzten Semestern auf Medizin umzusatteln, scheinbar nie zu arbeiten und doch schließlich Leibarzt des Königs Vauvau auf den Freundschafts-Inseln zu werden. Kein Philister kann seinen Hausthürschlüssel vergessen, kann sich herausnehmen zu behaupten, daß selbst einige Sachen von Goethe zu lesen, nicht der Mühe lohnt, und daß Rückert und Gutzkow nicht genug anerkannt werden, daß Kämpfer für die großen Völkerturniere, genannt Weltausstellungen, heranzubilden ebenso produktiv sei, als der gesamte einjährige Freiwilligendienst, daß die Überbürdung der Kinder mit Schulkenntnissen ein Verbrechen, Schildkröten als Haustiere zu zähmen und sie später zu verzehren, ein Vergnügen und lediglich brav und anständig zu sein, keine Dummheit sei! Kein Philister kann seinem

Schneider ohne Gewissensbisse drei Jahre seine Rechnung schuldig bleiben, kann ein eigenes Urtei haben über Religion, Politik, Kunst, Litteratur ꝛc. und finden, daß politische Charakterlosigkeit eine zunehmend-ansteckende Krankheit ist, die gefährlichere Nachwirkungen in sich trägt als die Pest und Cholera. Kein Philister kann mal neben einen Spucknapf spucken und behaupten, Wagners Tristan und Isolde seien riesig langweilig. Kein Philister näht sich mitunter selbst einen Knopf an und kennt zwischen elf und drei Uhr nachts keine Müdigkeit, kann z. B. mit Reis und Kaffee handeln und sich doch für Poesie, Kunst, Ästhetik, Kanarienvogelzucht, Chemie, Schauspielkunst, Wollwäscherei und Musik interessiren, glaubt wenig und oft nicht einmal an seine Auferstehung, ist im stande, zwölf Paar Handschuhe auf einmal zu kaufen und den Besitz eines Hundertmark-Scheines in einer Pultecke zu vergessen. Kein Philister kann sich „heute“ in Moabit entschließen, „morgen“ eine Vergnügungsreise nach dem Niagara zu machen, kann einem Juden aus Überzeugung einen Kuß geben und finden, daß es unter den Christen verteufelt viele Schufte gibt, kann um den Verlust eines Pudels oder Pferdes Thränen vergießen, sich um ein holdseliges Weib totschießen, für eine frisch aufge-

brochene Rose einen Louisd'or bezahlen und einen Planeten ohne Liebe, Lhombrespielen und Freundschaft für eine tote Wüste erklären.

Und solch ein Mensch will sich die Erlaubnis nehmen, unter seinen Nebenmenschen ohne Fideikommißrevenüe zu existieren und glücklich zu sein?

Verbannen wir ihn nach dem „Kap der guten Hoffnung", gnädige Frau, da hat er vielleicht Aussicht! Hier paßt er nicht her!

V.

Mein Spielkamerad.

Er war mein Spielkamerad und hieß Friedrich. Aber nur auf das Wohnzimmer seiner Mutter waren unsere Zusammenkünfte beschränkt, denn der überkluge, bleiche, langaufgeschossene Knabe war brustkrank und gelähmt. In mißverstandener Sorge um seine Gesundheit schloß ihn seine Umgebung von der Außenwelt ab, von ihr, in der die Vögel sangen, die Schmetterlinge mit ihren zitronengelben Flügeln flatterten, die Rosen blühten und die Leben und Gesundheit erzeugende warme Sonne schien!

Ich sehe ihn noch vor mir in einem schottischen Kittel mit den engen Ärmeln, welchen ein blanker Lederriemen mit glänzendem Neusilberschloß fest-hielt, mit seinen kranken spindeldürren Beinen, den gestickten, übergroßen Morgenschuhen, den weißen, blaugeaderten Händen, der wächsern-durch-

sichtigen Haut und dem scharfklugen, bleichen Antlitz. — Niemals hatte die frische Morgenluft oder die erquickliche Mittagsonne oder gar eine Wanderung in der kühlenden Abendluft auf diese Wangen ein frisches Rot gelegt! Wenn seine Mutter, die verwitwete Frau Geh. Kanzleirätin Drosselburg, ihn mit ihrer affenartigen Liebe beengte und quälte, stieg wohl die Farbe krankhafter Reizbarkeit in sein Angesicht und in dem Kampfe zwischen Dankbarkeit und Abneigung gegen ihre lästigen Verhätschelungen vergrub er den Kopf in die Hände, zog die spitzen Schultern empor und suchte so gleichsam Zuflucht vor seiner eigenen Leidenschaftlichkeit und ihrer Zärtlichkeit! — — —

Sie fühlte wohl dunkel so etwas wie stillschweigende Abwehr und schwieg dann; aber so wenig begriff sie doch das eigentliche Wesen ihres Kindes, daß sie mir in solchem Falle zuwinkte, zu gehen, indem sie mit ihrem Gaumen-R mir zurief: „Mein Friedrich ist nicht wohl! Komm heute nachmittag wieder, Kind!“

Was lag alles in diesem „Mein Friedrich“ und in diesem „r“, mit dem sie diesen Namen sprach!

Aber der Knabe, der seinen Platz am Fenster hatte, zu dem man vermittelst eines sogenannten

Throns hinaufstieg, schoß empor und kreischte: „Wer hat das gesagt? O wie quälst Du mich, Mutter! — — — Komm her, lieber Hermann. Bitte, bleib' bei mir!"

Ich kannte diese Szenen. Sie wiederholten sich so oft und mir graute, wenn mein Spielkamerad mit seiner fiebernden, feucht-kühlen, welken Hand die meine erfaßte und mich zu sich nötigte.

Das Weib ergoß sich dann in Vorwürfen gegen sich selbst, weinte und jammerte in dem gestickten Lehnstuhl am Ofen, neben welchem ein wahrhaft funkel glänzender, riesiger, messingener Theekessel auf einem hohen Dreifuß in Blumengestellfaçon stand, der entsetzlich gleichgültig-ernsthaft in seinem gebauchten Spiegel das verzerrte Gesicht der Witwe aufnahm. — Einen gewissen in diesem Zimmer herrschenden, altjüngferlichen Geruch vergesse ich nie. Im Winter schwitzten warme Borsdorfer und Gravensteiner Äpfel hinter einer peinlich geputzten Messingthür im Ofen (man sah ordentlich die robusten Dienstmädchen-Arme vor sich, die dies Werk allsonnabendlich vollendet hatten), und während ich mit jenem ewig vorhandenen Knabenhunger, der selbst unvertilgbar, alles andere vertilgt, von den angebotenen Schätzen genoß, und beim ersten Apfel schon nach dem zweiten,

und beim dritten schon nach einem vierten schielte und das ganze Kernhaus mit verschluckte, damit keinerlei Pause eine etwaige Annahme über bereits befriedigten Appetit aufkommen lassen könne, — schälte Friedrich mit einem silbernen Messer langsam gemessen einen Apfel und aß diesen einzigen mit jener Appetitlosigkeit, welche den kranken Kindern eigen ist. Wenn er zwei aß, oder gar einen dritten verlangte, jagte die Alte so rasch davon, daß ihre falschen Locken flogen und zurückkehrend, betrachtete sie ihr Püppchen schon mit erwachenden Hoffnungen. Sie zog dann dem Abwehrenden zudringlich den schottischen Kittel herunter, strich über sein weiches, feines, semmelblondes Haar und krähte, ihn affenartig verliebt anschauend, ihr unheimliches: „Mein süßen Friedrich!“ Den Nominativ eines Adjektivs verabscheute sie!

Aus dem Nebenzimmer erscholl ab und zu die dumpfe Stimme des halbblinden Großvaters, des alten Pastor Hammelstein, der den ganzen Tag aus einem riesigen Meerschaumkopf rauchte. Dieser Meerschaumkopf war mit einem blaßroten Strumpf überzogen und wurde von dem Besitzer höher geschätzt als die eigene Tochter. Der Alte ließ jeden Augenblick die Pfeife ausgehen und zum Wiederanzünden brauchte er täglich einige Dutzend Fidi-

busse, die, — zu je fünfundzwanzig um die Taille mit einem Faden zusammengebunden, — neben ihm lagen und die er an einem Platin-Zünder in Brand setzte. Der alte Herr, der früher Prediger auf einer Nordseeinsel gewesen, wegen seiner Habgier sich jedoch unmöglich gemacht hatte und deshalb auch zeitig pensioniert worden war („pensioniert" sagte er selbst, wenn er davon sprach), trug ausnahmslos im Hause einen Schlafrock und entwickelte vermöge natürlicher Veranlagung und Blindheit ein merkwürdiges Talent, diesen Schlafrock statt des Tabaks anzuzünden. Sein Hilferuf erscholl dann. Hundertmal wenigstens habe ich gehört, daß die Tochter rief: „Vater („Voter" sagte sie) brennt!" und dann flog sie hinein und löschte ihn. — Wie oft habe ich den Alten löschen helfen! — — —

Wenn er guter Laune war, zog er den gegen Ende des Jahres recht unschön aussehenden roten Strumpf — jede Weihnacht strickte die Frau „Voter" einen neuen — von dem Meerschaumkopf und zeigte ihn mir. . Die Pfeifenspitze flog dann so unendlich haltlos in dem zahnlosen Munde und zwischen den zurückgepreßten Lippen hin und her!

Mich aber durchbebte beim Anblick des Greises im Schlafrock, mit der Grabesstimme, und bei dem

über das schwarz-braun-rot-gelb-weiße Meerschaumkopf-Mysterium gezogenen roten Strumpf ein solches Gemisch von stummer Bewunderung und den ersten Regungen der Abneigung gegen den alten schmutzigen, egoistischen Geizhals, daß ich aufatmete, wenn ich wieder neben Friedrich am Fenster saß und meine Finger zwischen die Gitterstäbe des Vogelbauers steckte, in dem ein dickgefütterter Kanarienvogel hüpfte und mit gespreizten Federn gegen meine Hand, den Störenfried, anbiß.

Eine Lieblingsbeschäftigung des Knaben bestand im Aufkleben und Ausschneiden von Bilderbogen. (Bilderbogen aus Neuruppin sind zu haben bei Gustav Kühn!) Ganze Kasten waren damit angefüllt. Gar oft wurden sie hervorgeholt und die Fensterbretter damit bedeckt. Viel anderen Krimskrams besaß er zudem, und sämtliches roch gemischt nach alten Kommoden und Apothekerpillen. Alles sammelte, ordnete er und bewahrte es wie ein Heiligtum auf. Das „Scharren" hatte er geerbt von seinem Großvater, — von seiner Mutter!

Und seltsame Erscheinung! Diese Frau war von einer Aufopferung und duldsamen Güte für den Greis und dieses Treibhauskind, die wahrhaft bewunderungswürdig waren. — Dagegen erhielt

kein Bettler jemals ein Almosen, außer wenn „Friedrich“ es entschieden verlangte.

Sie gab dann, aber nie ohne den Zusatz: „Nun, Du wirst ja nichts dadurch entbehren, mein Friedrich!“

Für den Alten war der Knabe nichts weiter, als etwa ein Familien-Bild an der Wand, oder ein ererbter Siegelring mit einer Haarlocke. — Wenn die Tochter jammerte und klagte, daß „Friedrich“ krank sei, antwortete er darauf ohne den Ausdruck einer Teilnahme. Aber wenn er selbst das Geringste entbehren mußte, dann schalt er auf sie, die immer mehr Zeit für jenen habe als für ihn. — Friedrich beobachtete dagegen stets eine feine Höflichkeit gegen den Alten, aber auch ohne je warm zu werden oder irgend ein Gefühl wirklicher Liebe zu verraten, die er auch in der That nicht besaß, weil sie ihm nie entgegengetragen war.

Und da, eines Tages, durchflutete ein wahrhaft herzzerreißendes Wehklagen die Parterreräume des Hauses. Friedrichs Lunge hatte nicht mehr können und wollen! — Vormittags zehn Uhr, als sie ihm zwei kalte, gebratene Krammetsvögel zum Frühstück an seinen Fensterplatz brachte, und mit einem mehrmaligen „Hier, mein Friedrich! Hier, mein Friedrich!“ seine Aufmerksamkeit von der Straße

abzulenken suchte, — er schaute, den Kopf auf die untergeschlagenen Arme gelehnt, unverrückt und ohne Antwort zu geben auf die Straße — und ihr dies nicht gelang und sie ihn nun an die Schulter faßte und dann seinen Kopf emporhob und — o Entsetzen und Grausen! — dieser Kopf bleischwer zurückfiel und das Blut über die Fensterbank rieselte, und als sie entsetzt „Voter, Voter!“ rief, und der Alte herbeigehumpelt kam, und beide in dieses wachsbleiche, grauenhafte Totengesicht blickten, — da rannte ich — denn ich war dabei und hatte auf einen der Krammetsvögel gehofft, — wie besessen aus dem Hause und hielt erst still, als eine liebevolle Hand sich auf mein Haupt legte und eine süß-zärtliche Stimme, bei der ich vor Wonne bebte und bei der meine Furcht floh, mich fragte: „Nun, was ist Dir denn passiert, mein lieber Junge? Du bist ja ganz aufgeregt?“ — — —

„Ja, Mutter,“ sagte ich, „eben — — habe ich — — Friedrich Drosselburg tot gesehen! Ganz tot und blutig! — — O! ich fürchte mich so!“

Ich mußte ihn sehen, so sehr mir graute! Er lag in seinem Sarge wie ein Wachsbild und die Blumen rochen zudringlich und die Alte stand dabei — ich werde es nicht vergessen, und wenn ich tausend Jahre alt würde, — jammerte kopf-

wackelnd und thränenlos und sagte zwischen durch — wie gräßlich bezeichnend! — „Schöne Leiche! Schöne Leiche!“ Ja, es war der beste Sarg, den Tischler Thürnagel für meinen Friedrich vorrätig hatte!

Und dann wackelte sie von neuem mit dem Kopf und sah ihre Umgebung an, ob sie beistimme, und murmelte an Linnen und Blumen zupfend und rückend: „Mein einzigen, süßen Friedrich!“

Noch geraume Zeit konnte ich es nicht recht verwinden, daß ich um den einen gebratenen Krammetsvogel gekommen war, während mir das Andenken an Friedrich und meine Spieljahre mit diesem Knaben schon nach wenigen Tagen wie ein längst vergangener Traum erschien und bald ganz erlosch.

Jetzt erst, — nach langen Jahren, — ist mir die Erinnerung an jene Tage wieder aufgedämmert.

VI.

Willst Du alles ergründen?

Welch' ein Glück, gnädige Frau, „heut" zu Tage zu leben, obgleich es ja überhaupt lieblichere Dinge gibt, wie z. B. angenehme Träume zu haben, gar nicht geboren zu werden oder jedem seiner Kinder zehntausend Pfund Sterling jährliche Rente zu hinterlassen.

Es muß nach einigen tausend Jahren kein Vergnügen sein, als Mensch auf der Erde angestellt zu werden, wenn man es auch bis zum Polizeileutnant bringen sollte und so gewissermaßen ein Stück Macht, in Papier eingewickelt, im Eckschrank liegen hat.

Wenn heute eine moderne Kassandra erschiene und die künftigen Dinge prophezeite, würde man sich entsetzen. Des bin ich gewiß.

Als Knabe besaß ich eine Lithographie, welche

drei Affen darstellte, die sich um eine Rübe zankten. Es war ein fürchterlicher und leidenschaftlicher Kampf. Dieses Bild kommt mir häufig in den Sinn, wenn ich das heutige Ringen um die Existenz betrachte.

Für wen tauchen wir eigentlich unsern Blick immer tiefer in die Wissenschaft, erfinden Maschinen, die Dinge leisten, welche den Menschen bis auf die Sprache ersetzen und schlagen Brücken zur Erleichterung des Verkehrs, die mit dem Fluge der Gedanken wetteifern? — — —

Man sprach früher viel von dem grauen Nebel, der ein nordisches Ländchen bedeckte. Man lächelte ob der Stagnation und entferntere Südländer mögen wohl geglaubt haben, man brauche sothanige Zustände nur abzuschreiben, um eine neue Jobsiade fertig zu haben.

Abgesehen von einigen gekränkten Menschenrechten befanden sich die Leute aber dort recht wohl, und wir alle, die wir die Nase rümpften, sehnen uns heute nach gewissen konservativen Zuständen, die es der reifenden „Zeit" überlassen, allmählich auftauchende Bedürfnisse zu befriedigen und Veränderungen zu vollziehen. Jetzt muß alles in die Brutanstalten. Wenn die Fische ihre

Eier gelegt haben, geht es mit Mutter Natur zu langsam.

Die heutige Zeit forciert alles. Der Luftballon wird vollgepumpt, losgelassen, saust durch den Äther und schleift schließlich lebensgefährlich für den „Zauberlehrling" über die Felder.

Die chronische Krankheit, alles zu verbessern und zu ergründen, endet dann mit dem üblichen Bruch im Genick, denn die entfesselte Macht wieder zu bändigen ist schwer, oft unmöglich.

Das Goethe'sche:

Willst Du alles ergründen —
Wenn der Schnee zerschmilzt
Wird es sich finden!

fand ich einst als Motto einer Fibel vorgedruckt! Weiser Pädagoge!

Wie würden wir es behaglich haben können, wenn wir nicht fortwährend mit Extrapost fahren müßten über Stock und Stein. Aber wir müssen in rasendem Wettlauf mit, unsere Lungen dampfen, in unserm Kopfe schwirrt es! Immer vorwärts, immer rascher! Und wenn wir ans Ziel kommen, sind wir umsonst gelaufen, denn mit uns liefen Tausende noch schneller in gleicher Absicht.

Welches Danaergeschenk ist deshalb für die meisten Menschen Leben und Existenz!

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF

Der Fortschritt hetzt uns alle in einen frühzeitigen Tod. Aber wir wollen es. Jeder fordert es von dem andern!

Trägt Dir der Mann, der heute in den Dienst der öffentlichen Gedankenbeförderung gestellt ist, Deine Briefe eine Stunde später in Deine Wohnung, — wanken schon die Säulen Deines Hauses!

Kaum der keuchende Eilzug, — kaum der elektrische Funke auf dem Draht, genügt Deiner fiebernden Hast, und wenn der lebendige Bote schwer-atmend Deine Treppen emporklimmt und Dir das versiegelte Geheimnis überreicht — Du lieber Himmel! was war's denn meist weiter, als eine der üblichen Enttäuschungen! — —

Ein Postbeamter der heutigen Zeit stellt durch seine Zähigkeit, Ausdauer und Genügsamkeit das Kameel in der Wüste in den Schatten!

Er muß ein Gott an Pflichttreue sein, — ein Rennpferd an Schnelligkeit, — statt einer Lunge einen Blasebalg besitzen, — an Lebenszähigkeit einen indischen Elephanten übertreffen und durch Höflichkeit und Diskretion jene ewig grinsend-nickende Pagode auf Deinem Schreibpult beschämen!

Und unversehens, — wie ich es jüngst erlebte, — fuhr ihm ein roter Strahl aus dem Munde, — der Sargdeckel wurde aufgemacht, — das

blasse, abgejagte Menschenkind hineingepackt, — — fort!! — —

Am nächsten Tage sah ich schon ein neues Lasttier des Staates vorübereilen, — die unsichtbare Hetzpeitsche, die Gebieterin „Subordination" schlangenartig hinter ihm!

Es mag sträflich klingen, aber mir ist es vollkommen gleichgültig, ob im Jahre 2880 Herr Weber oder Herr Meyer die Hände über den Bauch schlägt, das übliche Daumenspiel beginnt und zufrieden und glücklich mit all' den Errungenschaften ausruft: „Brave Leute, diese Kulturpioniere vor tausend Jahren! — Wir haben es verteufelt gut. Während sie die Übergangsprügel wie Helden ertragen haben, heimsen wir die Früchte davon mit aller Gemächlichkeit ein."

Ich danke ergebenst, der Packesel von Herrn Meyer zu sein. Nebenbei kann es auch damit noch anders kommen. Herr Weber und Herr Meyer werden vielleicht, statt Bildsäulen zu errichten, die Bilder derjenigen verbrennen, die diese Gesetzbäckerei betrieben, die sogenannten freien Menschenrechte erfunden und den ganzen Himpham der Volksbeglückung proklamiert haben. Wenn uns die Lehre von der Umwandlung des Stoffes beweist, welche unendliche Zeit sich die doch so

unermüdlich schaffende Natur nahm, eine Entwickelung des Organismus zutage zu fördern, wie wir sie heute anstaunen, weshalb müssen wir die Endziele unserer sozialpolitischen Verhältnisse denn mit Dampfbetrieb in Szene setzen wollen? Und, gerade weil die wissenschaftliche Forschung die dunklen Binden, welche die Natur um ihr Wirken und Weben zu schlingen liebt, immer mehr löst und uns dadurch in den Stand setzt, die erkannten Naturkräfte in unsern Dienst zu stellen, — deshalb müssen wir darauf bedacht sein, diese Resultate und ihre außerordentlichen Konsequenzen mit uns selbst in Einklang zu bringen, während wir alles thun, um die vorhandenen Gegensätze zu verschärfen und ins Endlose zu verwirren.

Nach zehntausend Jahren ist's auch noch Zeit, denn ganz gewiß kugelt sich die Erde noch sehr lange im Äther herum, bis ein großes Weltturnier unserm verehrlichen Planeten ein verderbliches Loch in den Bauch stößt.

Auf der einen Seite haben wir jedem Landstreicher Freiheiten eingeräumt, wie sie früher nur Könige besaßen, auf der anderen Seite raufen wir uns verzweiflungsvoll die Haare aus über die unhaltbaren Zustände, und die Natur, die diesem Treiben zusieht, müßte sich eine Thräne abwischen,

wenn sie Mitgefühl mit uns hätte, daß wir mit so verzweifelten Sätzen in unser eigenes Verderben rennen, statt uns an ihr ein Beispiel zu nehmen.

Denn, sagte der Kalkulator, indem er sich mit seiner schlechteren Seite gegen das Pult lehnte, die Brille putzte und gegen die Augengläser aufblickte: „Das ist ja alles ganz wunderschön mit dem sogenannten Fortschritt, aber hol' der Teufel den ganzen Kram. Ich habe noch niemanden gesehen, der sich dabei glücklich fühlt. Nichts wie unzufriedene Menschheit heutzutage!"

Ich bat den Herrn Kalkulator nach dieser Äußerung um seine Photographie und indem ich die Thür öffnete, verbeugte ich mich höflich und sagte: „Bitte mich Ihrer Fräulein Tochter Mienchen zu empfehlen" — und wanderte nach Australien aus.

VII.

Der Fürst von Cypern.

Ich hatte in dem nahen Städtchen L. zu thun gehabt und fuhr gegen zwölf Uhr mittags, zu welcher Zeit Staub und Hitze ihren Verlobungstag zu feiern schienen, mit dem Zuge nach der Residenz zurück. Vor der Abfahrt kam mir der Kellner mit jener, in Landstädten so erfrischend wirkenden, ehrlichen Dienstfertigkeit nachgelaufen, um mir den vergessenen Regenschirm zu bringen, den ich mitgenommen hatte, weil mir Gott Pluvius morgens beim Abfahren Versuche mit seinen neuen Wasserspritzen vorzuhaben schien. Eigentlich nahm ich besagten Regenschirm mit gemischten Gefühlen von Freude und Enttäuschung entgegen, denn ich hatte es im Verlieren von Schirmen in diesem Jahre bereits auf elf gebracht, und man ist einmal gegen die ungleichen Zahlen eingenommen, man mag sich

wehren so viel man will. Schließlich siegte die Freude, die meiner Tasche einen Skudo für den ausnahmsweise nicht „Hintengescheitelten“ entlockte und mit der anregenden Nachwirkung eines guten Glases Bier wollte ich meinen Platz einnehmen, als mich der Schaffner zu meinem Verdruß an ein überfülltes Koupee verwies.

Als ich zauderte einzusteigen, blinzelte er mit einem Auge und zeigte nebenan.

Ich sah vorläufig nur zwei kleine Lackstiefel, aber diese sah ich und eine Venus in Lack ahnte meinem divinatorischen Geist. Und so war es.

Sie schob die wirklich „Allerliebsten“ zurück, und ich stieg ein. Die Billette wurden vorgezeigt, die Thür flog zu, und wir beiden niedlichen Gesellschaftsvögel saßen im Käfig.

Ich hatte höflich gegrüßt und sie hatte mit ebenso viel Artigkeit wie Anmut gedankt. Sie hatte wirklich etwas Anmutiges, und hätte ich bei rascher Umschau nicht eine ganz sonderbar ausschauende Schachtel bemerkt, würde ich sie, wenn auch nicht gerade für das, was man „die brave Tochter rechtlicher Eltern“ nennt, doch etwa für eine allein stehende Klavierlehrerin oder dergleichen gehalten haben.

Jedenfalls mußte nun, nachdem wir uns eingerichtet hatten, — und sie richtete sich durch Entfernung eines ihr lästigen Mantels so ein, daß ich ihren geradezu vollendeten Wuchs bewundern konnte, — mit dem Gespräch begonnen werden und, — ich gestehe es, die Sache wurde mir sauer.

Aha, das Fenster! Es war unerträglich heiß.

„Befehlen Sie, gnädiges Fräulein, daß wir in dieser Luft unsern Tod erwarten?“

„Nein, bitte, öffnen Sie,“ — lächelte sie, — und ich sah nun auch eine Perlenreihe weißer Zähne, die das Ausstellungsstück eines Zahnarztes hätten beschämen können, — „ich setze mich dann rückwärts.“

Diese Abneigung gegen Zug deutete auf Reise-Erfahrungen und ich sagte, um nur überhaupt etwas zu sagen: „Waren Sie schon einmal in Afrika, mein Fräulein?“

Und das war nun wirklich sehr nett. Ohne die geringste Überraschung, ohne jene Unbeholfenheit der meisten Frauenzimmer, wenn man dem Gespräch eine andere Wendung gibt, antwortete sie lächelnd:

„Nein, mein Herr, aber trotzdem weiß ich, Hitze zu detestieren.“

Und wie sie dies „detestieren“ sprach, hatte ich

gleich eine ganze Kornkammer von Anknüpfungspunkten, denn es war wienerischer Dialekt.

Wenn einmal eine Pause eintrat und sie dann fein züchtig nach dem heißen Sonnenstaub hinausschaute und ich weniger fein züchtig, sie und jeden Knopf an ihrem schwarzen Kleide betrachtete, schweifte mein Blick wieder zu dem erwähnten Reisegepäck hinüber, — und ich kann es nicht leugnen, — die vorteilhafte Meinung, die in meinem Wetterglase aufgestiegen war, ging mit einem Ruck herunter.

„Sie haben eine weite Reise hinter sich, mein Fräulein?“

Über diese Frage wollte sie sich anfänglich tot lachen, aber sie besann sich zufolge ihrer Schönheit und Jugend und antwortete: „Nein, mein Herr, ich komme wie Sie, aus L.“ Nun ward mir Herkommen, Stand, Name, Größe, Figur, Religion, kurz das ganze Paßsignalement immer unerforschlicher. Und während ich beim Weitersprechen überlegte, ob sie „die brave Tochter rechtlicher Eltern“ sei, oder vielleicht selbst Elternstelle an sich verträte, ward plötzlich mit dem großen Fingerknochen, oder einem Stockknopf — die Hitze machte mein Gehör weniger feinfühlig als sonst — nebenan geklopft. Dies Klopfen galt ihr und ver-

anlaßte sie, aufzustehen und mit ihren kleinen Fingern so geräuschvoll wieder zu klopfen, als ob eine Ameise eine Redova auf einem Tanzboden exekutiere.

Die Folge war ein erneuertes Klopfen von jener Seite und nun nahm sie auf mein Anerbieten meinen Regenschirm und erwiderte die Anfrage durch den von mir improvisierten Telegraphen. „Bekannte!“ sagte sie, anscheinend einer Anfrage ausweichend und lächelte vor sich hin. Ich blieb ebenso neugierig wie der Ritter in der „Hebbelschen Hedwig“. Ich mußte wissen „woher du kommst, — wohin du gehst, warum du stets mir folgest, — das sind der Dinge drei“.

Die zweite Frage erledigte sie wirklich im Geiste des Hebbelschen Gedichtes, denn etwa wie Schön-Hedwig erwiderte sie: „Wohin ich geh? Die Welt ist allenthalben voll Lust und Herrlichkeit!“ während sie die erste dahin beantwortete, daß sie die Tochter eines Kaiserl. Königl. Geheimen Bergrates sei. Die Österreicherinnen, die man so trifft, sind meistens Töchter von Geheimen Bergräten, — ich kenne ein ganzes Dutzend.

„Sie haben wahrscheinlich Verwandte hier in der Gegend, bei denen Sie sich aufhalten?“

„O nein, — ich bin Künstlerin.“

Jetzt ward mir das Reisegepäck verständlicher.

„Schauspielerin ohne Zweifel?"

„Ja, erste Liebhaberin."

Nun begriff ich auch das Klopfen. Eine erste Liebhaberin würde ja ganz ihren Beruf verfehlen, wenn sie nicht auch wenigstens einen Liebhaber hätte. — Grau, Freund, ist alle Theorie!

Künstlerin, Wienerin, Klopfen nebenan, — — mein Entschluß war gefaßt. Ich warf die fromme Scheu beiseite und bot ihr eine Zigarrette an, welche sie dankend annahm und deren Asche sie mit einem schon für diesen Zweck mit auf die Welt gebrachten längeren Nagel am kleinen Finger abstreifte.

„Sie sind ohne Zweifel in B. engagiert?"

„Früher ja. Jetzt war ich in L. beschäftigt, aber ich habe schon eine Weile pausiert, denn unsern Direktor hielt es nicht im märkischen Sande. Er ist auf und davon gegangen."

Darüber fühlte ich denn ihretwegen tiefe Betrübnis, und sie sagte:

„Ja, ja, mein Herr, man hält das Los der Künstlerinnen (sie sagte ganz deutlich Künstlerinnen) für ein so beneidenswertes, aber ich brauche nicht zu versichern — — —"

Sie brauchte nicht zu versichern, nein. Ich

sah nach oben. Diese Schachtel — sie bedurfte keiner Versicherung.

Etwas Übereinstimmendes findet man bei allen diesen Holteischen Vagabonden im besseren Sinn. Ein Selbstdusel des Künstlerbewußtseins ist sämtlichen gemein. Keiner steht an dem Platz, der ihm eigentlich gebührt. Meine verehrte Freundin mit der einen Pappschachtel stand auch nicht auf dem rechten Platz. Nur vorübergehend hatte sie sich „bestimmen" lassen, in L. aufzutreten! — —

Jetzt hielt der Zug und der Inhaber der Klopfmaschine nebenan machte sich bemerkbar.

„Machen Sie einmal das Fenster auf! Nein, nein! nicht das Fenster nach dem Perron!"

Aha!

Ich wollte helfen, aber es gelang nicht. Das Schiebeband hatte sich beim Zuschlagen der Thür eingeklemmt und saß unbeweglich.

„Weshalb öffnen Sie nicht?"

„Ich kann nicht."

„Weshalb nicht?"

„Es geht nicht."

Weiteres Sprechen ward von dem Pfiff der Lokomotive übertönt, der Zug setzte sich in Bewegung und wir saßen uns wieder gegenüber.

„Ach ja!" sagte sie.

Ach ja, das ist der Ausruf, mit dem man den Sack abgeschlossener Gedanken einknotet. Warum sollte ich nicht auch dergleichen sagen und ich sagte wirklich auch: „Ach ja!“

„Sie brauchen nicht zu seufzen, mein Herr!“

„Wie so? ich bitte.“

„Nun, ein Mann! Wenn ich ein Mann wäre, würde ich nie ‚ach ja‘ seufzen.“

„Ich bedaure, daß die gütige Natur Ihre Wünsche nicht vor Ihrer Geburt in Erfahrung gebracht hat, mein Fräulein. Sie hätte Ihnen gewiß jede Rücksicht erwiesen. Ich glaube aber, wenn Sie sich heute zu unserm Geschlecht zählen könnten, würden Sie anders denken.“

„Nein, nein, nein! Die Herren können reiten. Das ist schon ein Vorzug. Ach, ich schwärme für Pferde!!“

Ohne Zweifel stand ein Husarenregiment in L. Ich fragte sie.

„Gewiß, ich habe mir heute morgen um sechs Uhr schon die Übungen angesehen.“

Und nebenan waren Husarenoffiziere. Alles war richtig. Gewisse Dinge sind geradezu unzertrennlich.

Zu einem Husarenoffizier gehören Schulden, ein Pferd und ein Opernglas. Durch letzteres

werden die angesehen, von denen ein so zauberisches Exemplar mir gegenüber saß.

„Es war der Herzog, der klopfte," sprach sie.

„Ah, der Herzog!"

Ich ließ mir von dem Herzog erzählen, und sie erzählte von ihm, wie einst die Pompadour von Ludwig XV.

„Schade, er geht jetzt fort. Gestern haben wir Abschiedsfeier gehabt. Er wird Fürst von Cypern."

Ich wagte einen bescheidenen Einwand.

„Verlassen Sie sich darauf. Als ich gestern in seinen Salon trat, erhoben sich grade die übrigen Offiziere, um ihm zu gratulieren und als ich nachfragte, erfuhr ich, daß er Fürst von Cypern geworden sei und wir tranken ihm Glück im Champagner zu."

„Sollten Sie sich nicht irren, mein Fräulein?"

„Unmöglich, mein Herr, ich bin doch dabei gewesen!"

Sie war dabei gewesen! Aha! Also schweige, Ignorant!

„Wo werden Sie in Berlin wohnen, wenn ich fragen darf?"

Sie nannte den ersten Gasthof und ich begriff, daß der Herzog nicht knickerte. Das war hübsch von dem Herzog. Und wie wir so weiter schwatzten,

fiel plötzlich die berühmte Pappschachtel mit Donnergepolter, wie einst der tückische Marmor, herab. Das um den Deckel derselben gebundene Strumpfband — es war wirklich ein veritables Strumpfband — zerriß, und ein Inhalt bot sich meinen Blicken, der selbst den verliebten Herzog noch im letzten Augenblick vor Annahme der Krone von Cypern außer Fassung gebracht hätte. Zum Unglück fuhren wir gerade in den Bahnhof ein und die kostbaren Gegenstände mußten mit fliegender Hast aufgesammelt werden. Sonst hätte mein neugieriges Auge doch einmal einen richtigen Blick hinter die Kouliſſen thun können.

Drei Dinge aber werden mir, außer dem Strumpfband, im Gedächtnis bleiben. Es war ein Kamm, der nach Alter und Gebrauch die Zerstörung Magdeburgs mitgemacht haben mußte. Ein falscher Haarzopf, in dem noch eine rosa Schleife hing, die so wehmütig heruntergekommen aussah, als ob wiederholt Subhastation vollstreckt worden sei. Und endlich ein Fächer, — ein Fächer, der in seiner Erscheinung genau an Lichtenbergs Messer ohne Scheide und Klinge erinnerte.

Worauf ich noch beim Binden des Strumpfbandes Hilfe leistete, dann ebenso betrübt wie gehorsamst Abschied nahm und mich schließlich auch

dem Fürsten von Cypern angelegentlichst zu empfehlen hat, der ihr zweifelsohne die Pappschachtel an den Wagen getragen hat.

Ich habe das zu meinem Schmerz nicht mehr erleben können.

Da Sie sich für die neueste Politik so lebhaft interessieren, habe ich geglaubt, Ihnen dieses bisher noch nicht bekannte, politische Ereignis mitteilen zu sollen, gnädige Frau. Ich bitte indessen, die Sache etwas diskret zu behandeln und namentlich dem englischen Premier keine Mitteilung davon zu machen. Ich verlasse mich darauf!

VIII.

Die Sünde gegen den heiligen Geist.

Diesen Brief muß ich mit einem Selbstbekenntnis beginnen. Ich habe die Beschwerlichkeiten meiner Kindheit wie ein Mucius Scävola ertragen — einen unauslöschlichen Widerwillen aber hatte ich von jeher gegen das Lernen. Schon zu jener Zeit, als meine Mutter sich bemühte, mir die ersten Lautierbegriffe beizubringen und mit jener Engelsgeduld, durch die in der That die enge Verwandtschaft der Mütter mit der Engel-Familie St. Gabriel im Himmel bewiesen wird, zehnmal dasselbe wiederholte, ohne daß meine Kinderseele die Notwendigkeit dieser Quälereien begreifen konnte, faßte ich eine Abneigung gegen das Wort „Schule, Schule haben, Schule halten," die nur mit der Scheu vor Prügel verglichen werden konnte.

Wenn ihr Auge einmal über mich hinwegglitt,

auf ihrer Arbeit haften blieb, oder die meldende Magd sie auf Augenblicke abzog, — schweifte mein Blick hinaus in die goldne Freiheit. Ich zitterte vor Verlangen, meine Stimme mit den jauchzenden Kinderlauten auf der Gasse zu vermischen, Luft und Leben zu atmen und das Verbot ließ alles, was draußen war, so begehrenswert erscheinen, daß ich mir wie ein Gefangener vorkam.

Lerne was, so weißt Du was! stand in der Fibel. Ich buchstabierte, und wenn ich ausbuchstabiert hatte, flog durch meine Gedanken nur der eine Wunsch, daß endlich der Augenblick kommen möge, wo ich, aller Fesseln ledig, zu meinen Kameraden hinauseilen dürfte.

Man eifert gegen die Schnürleiber der Frauen. Keiner eifert gegen die Schnürleiber, die den armen Kinderseelen angezogen werden und in denen sie fast ersticken.

Bei der Sucht „Vereine zu stiften", würde mir ein neuer zur Abschaffung solcher Schnürleiber zeitgemäß erschienen sein und ich wäre sehr bereit, das Präsidium desselben zu übernehmen. Ich höre Sie — als Feindin jeglicher Paradoxen, — einwenden, daß doch einmal mit dem Lernen begonnen werden müsse und daß es in der menschlichen Natur liege, sich gegen einen Zwang auf-

zulehnen. Ganz richtig! Aber ich kenne Familien, natürlich nicht eben viele, da die meisten Eltern fürchten, ihre Wunderkinder könnten am Ende nur brave, verständige Weltbürger werden, während sie mindestens in der Wissenschaft durch ihre späteren Entdeckungen eine geistige Revolution hervorrufen, als Staatsmänner aber den ewigen Frieden und die Abschaffung aller Kanonen herbeiführen sollen, die ihre Kinder erst kleine kräftige Menschen werden lassen wollen, mit gesunden Körpern und unverkränkelten Seelen, ehe der Trichter von der Wand genommen wird, worin das „a" „b" = ab und das „Lerne was, so weißt Du was" eingeschlossen ist. Wie viel Geld haben Sie bei sich, um mit mir zu wetten, daß in etwas späterem Alter alles in kurzer Zeit mit Lust und Liebe nachgeholt wird. Ich will es Ihnen nur gleich offen gestehen, daß mich das ganze kleine, liebe, herzige Gesindel zum Generalanwalt ihrer gekränkten Rechte gemacht hat und daß ich also ein bezahlter, ein bestochener Agent bin. Bestochen? Ja! bestochen durch ihre rührende Unschuld!

Mir träumte einmal, ich sei ein Schulmeister und hätte außer freier Wohnung und heißem Theewasser 150 Thlr. jährliches Gehalt. Ich nahm

am zweiten Tage bereits meinen Abschied und weinte heiße Thränen, denn ich hörte die gefangenen Kinderseelen wimmern. Als ich aufwachte, hatte ich wirklich bitterlich geweint. Seitdem nahm ich mir vor, Anwalt der Kleinen zu werden. Es hat einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht und seit jener Nacht — es war der Anbruch jenes Tages, an welchem Christus vor ca. 1900 Jahren ausrief: „Lasset die Kindlein zu mir kommen" — glaube ich auch, daß die Träume von oben kommen und mit Rohrpostgelegenheit an Auserwählte expediert werden.

Es geht mir übrigens in der Praxis wie dem Verfasser des „Emile". Ich handle selbst nicht immer wie ich hier vorschreibe. Ich stecke meine Kinder zwar nicht ins Findelhaus, aber ich überlasse die Erziehung meiner eigenen Kleinen in den ersten Jahren meiner Frau, so daß ich eigentlich nicht ganz genau weiß, wie es bei mir selbst zugeht. Da mir meine Frau aber allgemein als eine sehr verständige Mutter geschildert wird und ich, — so weit ich die Ehre habe, sie zu kennen, — zu derselben Überzeugung gelangt bin, so bin ich sicher, daß meine Jungen und Mädchen in strotzender Gesundheit, mit roten Backen und Brotsammlungen vertilgendem Appetit nach diesen Grundsätzen er-

zogen werden. Wenn ich mich erinnere, daß ein zehnjähriger, frühreifer Knabe mir einst sagte (er sah blaß und verarbeitet aus wie ein Metallarbeiter), „ich kann nicht mit Otto verkehren, es fehlt ihm in der Unterhaltung an jeglicher Logik," so überläuft es mich heute noch eiskalt. „Wie wird der sich zu seinen Nebenmenschen stellen, wenn er zwanzig Jahre älter ist," dachte ich. Ich weiß aber, daß der gütige Schöpfer ihn in seinem neunzehnten Jahre zu sich genommen hat.

Unser Streben muß dahin gerichtet sein, tüchtige Menschen heranzubilden, nicht bevorzugte! Es wäre schlimm, wenn die letztere Klasse ausstürbe, selbstverständlich, — aber sind die Bevorzugten auch die Zufriedenen? — die Glücklicheren?

„Genügsame Menschen" erziehen, sollte der Wahlspruch sein. Genügsame Menschen heißt zugleich glückliche Naturen heranbilden. Lernen und Lehren, das eine ist ja ohne das andere undenkbar. Also, was soll den Kindern gelehrt werden, um sie zu glücklichen Menschen zu machen? Lernen soll die Jugend: das Kleine achten, mit Wenigem sich genügen, an dem Geringsten Freude empfinden, sei es auch nur an dem Stäubchen, das in der Sonne tanzt. Lernen heißt doch nicht nur, die Höhenverhältnisse des Chimborasso kennen, oder

Staubfäden zählen können, nicht nur: jede Form von avoir und être oder die erste Person Plusquamperfecti Indicativi Passivi wissen. Lehren und Lernen ist ein ganz anderes geheimnisvolles Ding!

Gehen Sie mit mir. Ich führe Sie in ein geordnetes Hauswesen. Es ist frühe Morgenstunde.

„Wach auf, wach auf, mein lieber Junge!“ Er reibt sich die Augen und fühlt sich beglückt, daß das alte liebe Gesicht ihn anschaut. Mit dem Gedanken an seine Mama ist er eingeschlafen, der kleine Kerl. Wie wohl das frische Wasser thut! Ach! und nun das Fenster auf! Gottes frische Luft soll herein. Hier ist Platz und Begehr! „Man wird Dich loben, denn Du hast Deine Lektion gut gelernt.“ „Ich weiß das so fest, daß ich es niemals wieder vergesse!

Der Silberklang der Klingel ertönt. Das Frühstück ladet ein. Seht die wunderbare rote Rose mit ihren grünen Blättern! Wie schmuck auf dem weißen Tischtuch. Und wie es schmeckt, die Milch, das Brot. Und nun ans Fenster. Gerade geht Hans vorüber. „Warte, warte! Ich gehe mit. Adieu, adieu!“

Er eilt fort. „Das Hündchen sah ich noch

nicht in unserer Straße. Ei, wie putzig ist das Tierchen. Komm, Du Bettler! nimm den Rest vom Frühstück. Guten Morgen, Hans!" — Wie lustig stürmt er vorwärts. Die Menschen, die Vögel, die Bäume, alles guckt er sich an. Alles lacht und grüßt ihn. Weshalb? Er ist glücklich. Ein frischer, fröhlicher, kleiner Mensch, der Freude an allem hat — und deshalb auch gut und pflichtgetreu ist. —

Gewiß! Nichts ist schlimmer als die Theorieen der Pädagogik! Indes, da wir nicht alle mit Bibelworten auf der Zunge geboren werden, halten Sie noch etwas bei meinen Aphorismen aus, gnädige Frau. Nicht jede Krähe muß man gleich totschießen, wenn sie krächzt. Es gibt Menschen, die behaupten, Krähen zu schießen sei Unrecht, sie seien trotz ihres unmelodischen Gekreisches außerordentlich nützliche Tiere.

Welchen unendlichen Schatz geben wir unsern Kindern mit, wenn wir ihnen einprägen, die Genußfähigkeit an dem Geringsten, die Dankbarkeit für jede kleinste Freude oder Abwechselung, — die Genügsamkeit. — Die Genügsamkeit? O nein, sie brauchen nicht genügsam zu sein! Der Tisch ist so reich gedeckt und das Genießen ist ja erlaubt, ja, so zu empfehlen, daß sie das Paradies schon

hier auf Erden haben können, wenn sie verstehen — „zu genießen“. Aber ihr müßt es sie lehren. — —

Der Instinkt ist der große Lehrmeister lebendiger Geschöpfe. Dem Vogel braucht man nicht Ammons Mutterpflichten in das Nest zu legen und die Löwin leckt so lange an dem Kätzchen hin und her, bis sie damit seine Wäsche, die Pflege der Haut besorgt und sein Wohlbehagen befördert hat.

Wenn in vornehmen Häusern ein Kind geboren wird, können die übrigen Bewohner, mit Ausnahme der Dienerschaft, die auf doppelte Thätigkeit gesetzt wird, nur auswandern. So eine halbe Elle Mensch macht mehr Unruhe, braucht mehr Platz, als eine halbe Kompagnie Einquartierung!

Meine Frau ist für kleine Schläge — Klapse, wie man sie abschwächend nennt, — nur so lange, wie die Kinder in der Wiege liegen. Ein entsetzlicher Gedanke, ohne Zweifel! Und doch ist es eine Thatsache, daß das kleine Wesen zu einem Pedanten der Ordnung geklapst werden kann, die einen deutschen Kanzleirat beschämen könnte. Die kleine Anna ißt, schläft, funktioniert zu ganz bestimmten Stunden und erfindet den Laut selbst, mit dem sie ihre Wünsche oder Bedürfnisse kund gibt. Weg mit dem Wiegen! Die Ausnahme gelte

als Kurioſum, nämlich da, wo der Kuhſchwanz durch die Wand an die Wiege befeſtigt iſt und die Buntekuh, nun durch das Hemmnis gereizt, das ſchwebende Bettchen in Bewegung hält.

Viel tauſend Bände wurden über Kindererziehung geſchrieben und Ratſchläge erteilt. Es gibt heute Frauenvereine, in denen Mütter „Vorträge“ über Kindererziehung anhören. Gibt es etwas Verrückteres? Das Beiſpiel im Hauſe iſt die große ſtillſchaffende Lehrerin. Liebevolle Begegnung unter den Ehegatten, eine geregelte Thätigkeit, der Sinn für Ordnung und Wahrheit erzieht die Kinder von ſelbſt, und die Vorbilder von Pflichttreue gegen ſich und andere ſtehen über allen Predigten, wirken tauſendmal wirkſamer als das fortwährende Anhalten, Berufen, Tadeln, Poltern, — oder gar Schlagen. Wem die Kinder eine Laſt ſind, der hat es ſich und nicht ihnen zuzuſchreiben. — — —

Die bisher unbekannte Sünde gegen den heiligen Geiſt iſt es, daß wir unſere Kinder mit Wiſſen überladen. Wie ächzen die armen Geſchöpfe unter den ſchriftlichen Hausarbeiten und wie wird der kleine Geiſt gemartert!

Allerdings! Den Topfgewächſen, welche in unſeren Fenſtern blühen, erweiſen wir die Rückſicht, ſie nach den Vorſchriften der Erfahrung zu be-

gießen, — aber unsere Kindergeister können unter den Wissenswassern gerne versumpfen! Nur immer drauf gegossen! Der Junge kann am Ende noch einmal Minister werden! Jenes positive Wissen sollte lediglich Mittel sein, nicht Zweck! Die „wahren Zwecke“ der Erziehung werden nur erfüllt, wenn wir jene göttlichen Geistes- und Herzenstugenden in ihnen heranzubilden suchen, durch deren Vervollkommnung sich ein Sokrates, ein Solon, ein Lykurg, ein Plato, — ein Peabody, — eher die Anwartschaft auf einen religiösen Kultus erworben haben als der heilige Michael, Sebastian, Nepomuk, oder wie die Herren Heiligen sonst heißen mögen, deren Bilder und Knochen aufbewahrt werden.

„Wahre Menschlichkeit“ nähert uns dem erhabenen Geiste, dessen Angesicht wir nie schauen werden! Und schuf uns ein höheres Wesen nach seinem Bilde, — weshalb verzerren wir die edlen Linien und verwischen den Stempel Gottes, der ihnen aufgedrückt ward?

Ich fühle eben ein Ziehen am Rockschoß. Das waren Sie, gnädige Frau, mit Ihrer kleinen, energischen Hand! Ganz in der Ordnung. Ich habe noch einige Briefe vor mir. Beginnen wir einen neuen.

IX.

Guten Morgen, gnädige Frau.

Was in diesem Briefe stehen wird, das mögen die Götter wissen. Guten Morgen, gnädige Frau! Welch ein wunderbarer Frühlingssonntag dringt in mein Zimmer. Wie zwitschern die kleinen Vögel, wie dampft die Natur und läßt die geheimnisvollen schweigend-aufstrebenden Triebe emporschnellen! Das Grün schimmert noch behutsam auf den Zweigen, bis der nächste warme Regen — ah! da ist er, während ich schreibe, und wir wollen ihn beide dankbar begrüßen, — die Embryonenhülle sprengt und das lustige, frische, lebendige Maiengrün hervorbricht.

Gnädige Frau! Wie ist die Welt so wunderschön und wie dankbar bin ich dem Himmel, daß er mir diese Genußfähigkeit geschenkt hat! Aber hier hält es mich jetzt nicht! Mit fünfzig Schritt

kann ich eine Anhöhe gewinnen, von wo aus es sich prächtig Umschau hält ins weite Land. Kommen Sie, verehrte Freundin, der Regen ist vorüber! Nehmen Sie Ihr Umschlagetuch und begleiten Sie mich. Ihre Handschuhe? Sie brauchen keine. Wenn Sie auch ohne diese mit Ihren Händen die Augen beschatten und die zauberhafte Ferne durchforschen, rümpft Mutter Natur nicht die Nase.

Ach! Welch' ein sonnen- und golddurchwirkter, singender und klingender Frühlingsmorgen! Die ganze Schöpfung liegt betend auf den Knieen und geheimnisvolle Schauer durchziehen alles, was atmet und lebt. Aus der Ferne tönen feierliche Klänge, zeitweilig unterbrochen durch jenes große, geheimnisvolle Summen in der still-lebendigen Natur. Du glaubst ihren Pulsschlag zu hören, das Flügelrasseln der Insekten, den krabbelnden Ton des Käfers, das zarte Geräusch durchbrechender Keime, das Herabgleiten zurückgebliebener Regentropfen an moosbewachsenen Zweigen, den hüpfenden Sprung des Vogels, — den einsamen, hohen, weither tönenden Schrei des Falken. Die Drosseln und Lerchen singen, die Schwalbe jagt in raschem Fluge vorüber; — von unten dringt Peitschenknall herauf und du verfolgst den langsamen Schritt der schwerziehenden Gäule.

Und nun fröhliche, glückliche Kinderstimmen, das Ochoi des Kuhhirten und der trampelnde, ungeschickte Galopp der Kühe, deren Kniee an die Holzhalsbänder schlagen und melodische Glocken erklingen lassen.

Sie helfen den Feiertag mit einläuten.

In weiter Ferne schlafen die blauen Berge in einsam majestätischer Ruhe. Die schwarzen Ackergärten und grünen Matten weben unbewußt die wunderbarsten Teppiche, und der Silberstrom, der ihre Grenzen umfaßt und sich drüben an den dunkel-schweigenden Wald anschmiegt, sieht aus wie der weiße Arm einer Waldkönigin, die ihre Naturschätze an die Brust drücken will.

An den duftenden Hügeln, — dort, näher deinem Blick, — klettern Häuser und Vieh empor. Dazwischen Buschpartieen, Äcker, Wälder, Weingärten, weißgetünchte Mauern, rote Ziegeldächer und kahle Felsabhänge, in fröhlicher, reizender Abwechselung, scheinbar ohne Leben, friedlich von den Sonnenstrahlen eingehüllt.

Jetzt tönt das Glöcklein der Kirche deutlicher herüber. Ich meine Gesang zu hören, ich glaube andächtige Männer und Frauen in alten Kirchenstühlen zu sehen. Bleich, mit erloschenen Augen, schaut ein Christuskopf aus dem Rahmen und

mahnt die Gemeinde an den göttlichen Stifter ihrer Religion. Und doch siehst du nichts, du hörst nichts. Aber deine Phantasie sieht und hört alles und dein Inneres erbebt in jenen Naturschauern, die dir Thränen der Rührung ins Auge treiben.

Heute ist wirklich Sonntag, gnädige Frau.

Welch' ein schöner Tag war dieser siebente in meiner Knabenzeit. Wenn ich morgens aufwachte, hing nicht wie sonst das drohende Schulschwert über meinem Haupte. Ich hatte „frei". Welch' beseligendes Gefühl! Man drehte sich auf die andere Seite und schlief weiter. Dann gab es beim Frühstück ausnahmsweise zum Kaffee Milchbrödchen mit Butter und meine Mutter sagte, wenn wir verspätet ins Frühstückszimmer traten:

„Viermal ist der Kaffee wieder gewärmt. Nun ist er natürlich schlecht. Kind, iß doch leise! Das Brodknappern macht mich ganz nervös."

Aber gerade diese halbverbotene Frucht reizte immer von neuem. Dazu der Sonntagsanzug und eine gewisse, diesem Tage eigene erwartungsvolle Stimmung. Die $2\frac{1}{2}$ Groschen Taschengeld, mit deren Verwendung schon die ganze Woche Pläne gemacht waren, und die Sonntagsnachmittags-Langeweile bei schlechtem Wetter mit der Erkennt-

nis, daß es doch eigentlich eitel Überschätzung sei mit diesem so vornehm-nichtsthuend einherwandelnden Herrn Sonntag. — — — In späteren Jahren erscheint dieser Tag überhaupt nur als ein unbequemer Stillstand in den gewohnten Beschäftigungen und bei uns in Deutschland ist er kein eigentlicher Ruhetag. — Ich habe, bevor ich in England war, Annehmlichkeiten eines englischen Sonntags bezweifelt, habe aber an dieser abgeschlossenen Form der Feier Geschmack gefunden. In England ist es wirklich ein Ruhe- und Erholungstag, weil sich alles strenge vom Werkeltage unterscheidet. Bei uns wirft sich jeder siebente Tag in einen Domino, ist aber so schlecht maskiert, daß der Arbeitskittel und die Alltagsschürze überall hervorgucken. Wenn nicht die schöne Kirchgangsitte wäre, was bliebe noch vom Sonntag?

Als ich größer wurde, trug ich Sonntags Stege an meinen Beinkleidern, träufelte Mamas Eau de Cologne aufs Schnupftuch und rauchte heimlich Vaters Zigarren, bis ich — krank wurde. — Ach, das war herrlich!

X.

Im Glockenturm.

Darf ich, Vater?“

Der Mann schüttelte den Kopf.

„Laß sie heute mitgehen, Martin!“ bat eine sanfte Stimme.

„Nun denn, komm!“

Er lächelte freundlich und nahm das kleine zierliche Mädchen mit dem glattgeschorenen blonden Köpfchen an die Hand.

Vom kühlen, von Linden beschatteten Küsterhause ging's eine leichte, sonnige Anhöhe hinauf.

Durch nett gehaltene Bosketts und durch grünes Gebüsch wand sich der trockene, Unkraut bestandene Weg bis an die Kirche. Hinter dieser lagen die Gräber schweigsam im Sonnenschein; Kreuze, Blumen, drüben auch ein frisch aufgegrabenes Grab. Daneben erhob sich ein verwittertes Epitaphium, das

Schlingpflanzen mit ſtaubumhüllten Blüten und Spinngewebe umrankten. Es lag an dem Ausgang des ſpitz zulaufenden Totenackers, der ſonſt ringsum von einer grünen Dornenhecke eingefriedigt war.

Hinter dem großen Grab befand ſich eine große, bunte Wieſe, über der weiße Schmetterlinge und gelbe Zitronenfalter ziellos ſich hoben und ſenkten; Bienen und Fliegen ſummten, und die Einſamkeit ſchlief hier einen heißen, trägen Schlaf immerdar, ſobald die Sonne ihren großen goldenen Fächer ausſpannte.

Der Mann trug einen ſchwarzen Rock und eine weiße Halsbinde, war ſchmächtig, hatte ein bleiches, ernſtes Geſicht und graumeliertes Haar. Pflichttreue und duldſamer Verzicht zugleich ſchauten aus den ſtillen Augen, und ſeine Hand umſchloß die des Kindes mit jenem ſanften Druck, der Güte ausdrückt und Ehrfurcht und Liebe weckt.

Nun ſchob er den Schlüſſel — achtundzwanzig Jahre war er ſchon in ſeinen Händen und erwachſene Söhne hatte er draußen — in das Schloß der Kirchenthür und trat mit dem Kinde hinein.

Es war eine alte, ſchöne, ſtille Kirche mit ſilberblitzenden Orgelpfeifen und einigen, in munteren Farben gemalten Heiligenbildern in großen Rahmen

aus der katholischen Zeit. Eine geschnitzte Kanzel saß zur Rechten an dem Pfeiler, und gegenüber befand sich eine mit einem verwischten Wappen geschmückte Kirchenloge, die mit ihren weißgrau angestrichenen, kreuzweise zusammengefügten schmalen Leisten wie ein Gefängnis aussah. Das erschien seltsam, altfränkisch und hochmütig abwehrend zugleich.

In der That gehörte die Loge der Gutsherrschaft, die früher hier dem Gottesdienste beigewohnt hatte, deren Angehörige sich aber jetzt gleich den übrigen Besuchern in den Kirchenstühlen niederließen, wenn des Predigers Lippen sich öffneten.

In der Kirche war's schattig und kühl. Eine leise mit Ehrfurcht vermischte Scheu durchströmte das Innere des Kindes, als es nun neben dem Vater bis an den Eingang des Glockenturmes schritt.

„Es ist eng und dunkel auf der Treppe, halte Dich an meinem Rock fest. Komm Ännchen!" —

Das Kind bewegte lebhaft den Kopf, unterdrückte das aufsteigende Unbehagen und schritt hinter dem Küster her.

Einmal hatte der Turm einen Ausschnitt gleich einer Schießscharte. Da atmete die Kleine tief auf, blieb stehen und guckte hinaus. Drunten lag der Kirchplatz mit den Gräbern im Sonnenschein. Ein

Storch ließ sich eben flügelschwingend auf der grünen Wiese nieder und klapperte. Die alte, lustige Welt war also noch da! Nun faßte sie Mut.

Wieder ging's durchs Dunkel, bis es allmählich heller ward.

Der Raum wurde breiter, das Licht drang durch offene Luken, aber auch die Luft wehte kälter. Zugluft umkühlte den unbedeckten Kopf des Kindes, das mit großen verwunderten Augen die gewaltigen Balken des Baues betrachtete, die kreuz und quer die Turmwände verbanden und stützten.

Und dann ging's zwischen staubduftendem Gebälk eine alte, holperige Treppe hinauf, und abermals ward's ganz dunkel; nur über den Köpfen der Kletternden erschien ein heller Streifen.

„Komm Änncheu! Kannst Du noch? Wart! Gib mir die Hand."

Endlich hatten sie ihr Ziel erreicht! Wieder Strebebalken, — und nun die große, unten ausgeschweifte Glocke aus Erz.

Bevor der Küster das Seil ergriff, ging er mit dem Kinde an einen Auslugpunkt. Die Wolken standen wie verzauberte Schwäne mit breiten Flügeln am blauen Himmel. Auch ein majestätisches Tier mit ungeheurem Kopfe — einem Löwen gleich

— lagerte im Westen und streckte die großen Tatzen aus.

Drunten auf der Erde pflügte ein Landmann die graue Erde. Bei dem schwerfälligen Gang blitzten die Hufe wie Silber. Krähen umflogen ihn, die nach Engerlingen ausspähten. Grüne Felder; bunte Wiesen, sanfte Anhöhen, dicht zusammengedrängte Wälder; — in der Ferne, in blauem Dicht verschwindend — der Horizont. Und zu ihren Füßen, das Dorf mit roten Ziegeln- und Strohdächern, Gärten und Gebüsch, Scheunen und Vieh.

Nun bellte ein Hund. Laut drang's durch die stille Luft empor zu dem Kinde. Und: „Hurrah! Hurrah!" erschollen Stimmen, die aber rasch wieder verklangen.

Vom fernen Gutsschloß, das mit weißen Wänden unter dem Gehölz hervorschaute, bewegte sich ein Trauerzug.

Der Mann wich rasch zurück, ergriff das Seil und setzte die Glocke in Bewegung. Wie das furchtbar dröhnte! Das Kind erschrak heftig und drückte die Händchen auf die Brust. Das brauste so mächtig, als müsse der ganze Bau aus seinen Fugen gehen. Und wirklich zitterte der Fußboden,

nur die Turmspitze, zu der eine schmale, hölzerne Leiter hinaufführte, stand unbewegt.

Das Kind begann leise und furchtsam zu weinen, aber der Mann sah und hörte nicht. Ohnehin schwerhörig, verschlangen die dumpfen nachklingenden und sich wieder vermischenden Töne jeden Laut.

Jetzt ward ein Knabenkopf sichtbar. Schnell, wie eine Katze, wand sich die Gestalt hinauf, und alsbald stand ein kleiner gedrungener Bursche mit flachsgelbem Haar und blitzenden Augen — Ännchen zunickend — neben dem Mann. Es war des Nachbar Tagelöhners Sohn, der den Küster häufig ablöste. Er hatte auch heute die Glocke läuten sollen, war aber nicht zu finden gewesen. Man wolle ihn suchen und gleich schicken, lautete der Bescheid.

Jetzt eilte er keuchend herbei, da der Küster wegen des Leichenzuges am Grabe sein mußte.

Von der Gutsherrschaft war einer der Angehörigen gestorben. Die Erde gähnte drunten, zurückzunehmen, was ihr gehörte.

Der Mann winkte Ännchen, sich ihm anzuschließen. Er sprach laut, seine Stimme verhallte, aber das Kind verstand. Als es sich ihm nähern

wollte, streifte es der Knabe rasch mit der Linken und rief:

„Bleib! Ich zeige Dir etwas, das Du noch nie gesehen hast. Nachher steigen wir zusammen herunter. Brauchst nicht ängstlich zu sein — —!“

Das reizte des Kindes Neugierde. Es schwankte zwar noch, aber schon hatte die Furcht sich gemildert. Es machte dem Küster Zeichen, daß es bleiben wolle.

„Sei aber vorsichtig, Christian!“ rief der Mann und erhob, während er hinabstieg, den Zeigefinger. Der Knabe nickte.

Nachdem er gegangen, hieß Christian Ännchen das Seil mit anfassen und ziehen. Das machte ihr Vergnügen. Sie dünkte sich wichtig und neben ihm fühlte sie sich sicherer.

Noch gewaltiger dröhnte nun die Glocke durch den engen Raum und warf ihre feierlich mahnenden Klänge hinaus in das Land. Einmal war's Ännchen, als sei in dem erzenen Körper ein tückischer Geist, der aus seinen Riesenlungen die grollenden Töne hervorhole und alles vernichten wolle.

„Jetzt Du allein!“ rief der Knabe und löste seine Hände von dem Strick. „Zieh! Tüchtig! So recht; stärker noch — Gut!“

Das kleine Ding preßte die Lippen zusammen;

abermals stieg die Furcht in seinem Herzen empor, aber es that, wie ihm befohlen.

Von Neugierde getrieben, lief Christian zunächst an die Öffnung und suchte mit seinen Blicken den Leichenzug. Jetzt eben bogen sie aus der Pappel-Allee in das Dorf ein.

Da standen schon die Kinder und auch der Schulmeister, alle mit weißen Blumen in den Händen. Lange schaute der Knabe hinaus und hinter ihm brauste die Glocke. Aber er hörte sie schon nicht mehr. Gewohnheit macht die Sinne stumpf.

Die Kleine jedoch erlahmte. Sie wandte den Kopf und rief laut, immer lauter. — Fortzugehen wagte sie nicht. Zuletzt weinte sie bitterlich.

Jetzt kam der Knabe zurück und sie sah ihn flehend an. Da ergriff er allein das Seil, schüttelte lustig den Kopf und lachte sie aus.

„Guck' hinaus! Schnell, Anna!"

Sie eilte über den schwankenden Fußboden an die Öffnung und verfolgte nun auch mit neugierigen Blicken, was sich dem Auge bot. Als sich aber der Zug in einem von Gebüsch umgebenen Weg verlor, ward ihr Interesse abgezogen. Sie kehrte zurück und faßte unaufgefordert wieder mit an das Seil.

„So! Nun kommt's! Paß auf!“ rief der Knabe nach einer Weile und seine Augen blitzten. „Zieh tüchtig! — So! Geh' ein wenig bei Seite.“

Und dann trat er zu Ännchens Schrecken auf ein schmales Brett, kletterte gewandt an einem Strebebalken hinauf, schaute von dort lachend auf sie herab, schnellte sich empor und saß plötzlich mit einem raschen, tollkühnen Sprung oben auf der Glocke.

Mit der Rechten hielt er sich fest und mit der Linken schwenkte er die Hand. Aber das Kind war todesbleich geworden und schrie auf. Die Hände wurden kalt und naß, die Arme verloren die Kraft, — ein Zittern flog über ihren Körper und — nun ließ sie das Seil gleiten und taumelte, mit aufgerissenen Augen ihn anschauend, zurück.

„Ah, Du!“ schrie der Knabe, als nun der Glocke Bewegung langsamer ward und er, in der veränderten Stellung, nicht gleich den rechten Punkt fand, auf den er herabgleiten konnte. Zudem fiel ihm angstvoll aufs Herz, was daraus entstehen könne, wenn die Glocke gerade heute plötzlich schwieg. Wenn's der Herr vom Gute erfuhr, daß bei solchem feierlichen Akt sein Leichtsinn ihn fortgerissen! Furcht vor Strafe legte sich auf seine Seele. Eine furchtbare Unruhe erfaßte ihn — er sah das

drohende Gesicht des Küsters — Nun, — so mußte er es wagen!

Er hob sich empor, streckte die Arme aus, beugte sich vorüber und — dann ein gräßlicher Schrei — er drang aus des Knaben Brust — ein Poltern, wie wenn jemand auf einer Treppe sich überschlägt, — Und dann grausige Stille — — — — Jetzt war's so lautlos in dem eben noch so wild durchbrausten Raum, daß das Flügelschlagen einer Fledermaus, die durch die plötzliche Ruhe aufgeschreckt, zwischen den Balken irrte, wie ein zudringliches, unheiliges Geräusch wirkte.

Ännchen aber lag auf den Knieen. Das Gesichtchen glich einem Totenlinnen, die Glieder flogen, der Atem stockte, und doch faltete sie die Hände und suchte die kleinen Lippen zu bewegen — zum Gebet.

Endlich raffte sie sich empor und schwankte an die Luke und schrie mit ihrer kleinen, feinen Stimme hinaus in den stillschimmernden Äther. Aber niemand hörte sie.

Schwalben flogen vorüber und haschten sich in der Luft. Sonst nichts Lebendiges.

Das Kind wich zurück. Das Gebälk sah so drohend aus, jeder tote Gegenstand erhielt ein Gesicht und drunten am Eingang der Treppe hockte

die Finsternis. — Und da lag ja auch Christian! An dem wagte sie sich gar nicht vorüber.

Schauer flogen durch den kleinen Körper, die Thränen flossen in Strömen über die blassen Wangen. Zuletzt setzte sie sich mit fliegenden Gliedern, den Blick geradeaus gerichtet, als seien Gespenster in Anmarsch, in eine Ecke und wartete. Den Knaben mit blutendem Kopf und blassen Wangen glaubte sie aus der Treppenöffnung aufsteigen zu sehen. Er grinste, schwang sich zur Glocke hinauf und verschwand dann plötzlich in der Tiefe. Nebenan raschelte es. — Es mochten Mäuse, — Ratten sein. Die Glocke hing da wie ein grausiges Ungetüm, und die Einsamkeit schlich auf das Kind ein mit Wahnsinn erweckendem Grausen.

Endlich — nach langer, langer Zeit polterten Schritte die Treppe empor. Aber Ännchen stand nicht mehr auf — sie gab kein Händchen; — wie eine Wachsfigur lag sie da. Und so hob sie mit schlotternden Knieen der Küster in seine Arme und trug sie hinab in die lebende Welt, in der sie erst nach geraumer Zeit wieder erwachte.

Um den Kirchturm flogen immer noch die Schwalben und tiefer drunten schwebten weiße Tauben vom Gutshof. Das Vieh graste friedlich

auf den Wiesen; aus dem Dorfe ertönte ein Hahnenschrei, durch den der majestätische Gebieter seine Hühner lockte. Aus der Ferne erklang leise Musik. Es waren wandernde Musikanten — Prager. Sie spielten einen ernsten Marsch. Er paßte zu dem Herzeleid im Dorfe . . . .

In der beschatteten, dumpfen Tagelöhnerwohnung lag neben dem Bettchen im Hinterzimmer ein Weib und sorgte sich; — und es war noch wach, als die Nacht gewichen, der Tag in die hellschimmernden Schuhe geschlüpft war und dieser alles Lebende wieder munter gemacht hatte.

Und abermals ein Tag — und abermals — und dann vorbei.

Armer, tollkühner Knabe — Du siehst die Sonne, den lachenden Tag, die grünen Wiesen nicht mehr! — und jetzt tönt die Glocke, die Du so oft aus ihrem mystischen Schweigen weckteſt, Dein eigenes Grabgeläute.

XI.

Zeichenlehrer Pose.

Ein ganz beſonders beneidenswertes Los iſt es, Gymnaſiallehrer zu ſein und in der Quarta und Tertia zu unterrichten. Atlas, welcher die zweitauſendſiebenhundert Millionen Kubikmeilen körperlichen Inhalt faſſende Erde ſo unverzagt auf ſeinen Schultern trägt, übertrifft kaum die Geduld und Ausdauer eines Dr. phil., der mit 1500 Thalern Gehalt dieſe „Rangen“ zu Menſchen heranbilden ſoll.

Den ſchlimmſten Stand aber hatte der zweimal in der Woche erſcheinende — Zeichenlehrer, jener Zeichenlehrer, der nicht ins eigentliche Lehrer-Kollegium gehörte, ſondern nur den Unterricht in dieſem Fache übernommen hatte. Er beſaß auch nur „humane“ Bildung, ebenſo wie der Pedell, bei welchem der Karzerſchlüſſel gleich rechts am Eingang an der weißgekalkten Wand hing und der gegen heimlich

zugesteckte Zehngroschenstücke kein Unmensch war, sondern ein fühlendes Herz zeigte.

Unser Zeichenlehrer hieß Pose. Er sah aus wie eine alte dürre Waschfrau in Männerkleidung. Ganz gewiß war er seiner verstorbenen Mutter zum Verwechseln gleich. Es gibt solche Männer-Physiognomien, bei denen die Familienähnlichkeit mit der Mutter durch gewisse weiche Züge im Antlitz unverkennbar ist. Pose war bartlos, überaus kurzsichtig und hatte stets einen bleifederschwarzen Daumenballen. Er besaß nämlich eine wahrhaft krankhafte Neigung für viele vorgespitzte Fabersche Bleistifte, welche er während des Unterrichtes „nachglättete".

Es gibt keinen Schabernack, den wir an ihm nicht ausgeübt hätten!

Die jedesmalige Einleitung war ein Stolpern über das Trittbrett, welches den Aufgang zu dem Lehrerpult vermittelte. Das stand einmal fest; das war unabänderlich! Unter das Brett wurde ein Hölzchen gelegt, so daß die kleine Treppe beim Berühren zurückschlagen mußte. Pose graute vor dem Augenblick, wo er sich auf seinen Thron schwingen sollte!

Oft entfernte er das Hölzchen mit demselben natürlichen Gleichmut, wie er etwa seinen Hut oder

seinen Paletot ablegte. — Als etwas Natürliches, — Selbstverständliches sah er diesen Schabernack an, ebenso wie er sich an das Suchen des Rohrstockes begab, ohne Vorfrage und ohne Überraschung, daß er von uns versteckt war.

Die Maikäfer stellten sich — ihres Dienstes bewußt, — jeden Sommer freiwillig im Rektorgarten ein, in welchen wir durch eine verräterische kleine Pforte vom Spielplatz aus eindrangen, um sie für Pose zu sammeln.

Nachdem jeder Schüler eine Zeichen-Vorschrift erhalten hatte und Poses „Still! Still! Knaben, seid doch still!" wirkungslos verklungen war, wurden die Käfer losgelassen.

Wer in Poses Nähe kam, hatte überdies ein lustiges Tierchen auf dessen Rücken oder Rockkragen abgesetzt. Der Augenblick, wo ein „Müller" seine Forschungsreise antreten würde, ward mit fieberhafter Ungeduld erwartet. Man sah den Käfer weiter und weiter krabbeln. Jetzt! — O, himmlischer Augenblick!

„Ha! Vermaledeites Tier!" schreit Pose, ergreift den Peiniger und schleudert ihn von sich. — Darauf allgemeiner Chor: „Ach, das arme Tier!"

„Wollt Ihr ruhig sein! Wer hat den Unfug wieder verübt!?" „Du, Hennicke!?" „Ich!?"

„Nein!“ — „Also Du nicht?“ „Aber wer sonst!?“ „Wähle! Willst Du es sagen, sonst erhältst Du sechs mit dem Rohrstock in die Hand!“

Nun meldete sich irgend einer, dem es gerade einfiel oder paßte. „Herr Pose!“ „Nun!?“ „Es ist mir einer aus meiner Käferdose herausgekrochen. Mir thut es herzlich leid. Es soll nicht wieder geschehen! Ich konnte doch nicht wissen, daß er sich gerade auf Sie setzen würde!“ — —

Dieser Pose war empörend gutmütig und wollte schon ungestraft verzeihen, als er plötzlich ein neues kitzelndes Krabbeln, aber diesmal an einem empfindlicheren Körperteile, verspürte.

„Entsetzlich! Noch einer!“ — Er sucht, er tastet, er trippelt, er lamentiert. — — „Infames Gesindel! — Da ist er!“ Das Tier klammert sich im Todesahnen an seine Finger. Er schleudert es zur Erde und tritt darauf. Mit einem hörbaren Knall gibt der Käfer seinen Geist auf!

Allgemeiner Chor: „Das arme Tier!“ „Still! Wollt Ihr still sein!?“ „Du erhältst Deine Sechs! Überdies Anmerkung im Protokoll und — Nachsitzen!“ schreit Pose, in die äußerste Wut versetzt und stürzt auf den freiwilligen Bekenner dieses Unfugs los.

Allgemeiner Chor: „Wie ungerecht! Wie un-

gerecht! Wir sollen für die Unarten des Maikäfers büßen! —"

Pose stutzt. „Habt Ihr die Maikäfer in die Klasse gebracht? Ja oder Nein!?"

Chor: „Nein!"

„Nein!? Wie viele Tiere kann ich mir jetzt absammeln!?" Wirklich sucht er sie von seinem Rocke abzulesen und dankt, als einige Schüler hinzutreten und mit einem „hier ist noch einer, Herr Pose" die Käfer überreichen. Aber gleichzeitig werden ihm wieder neue, mit unermüdlichen Fortbewegungs-Werkzeugen versehene „Müller" aufgesetzt. Und so weiter.

Wenn es keine Maikäfer gab, entdeckte unser erfinderischer Geist ein anderes Mittel, uns heitere Augenblicke zu verschaffen. Sehr beliebt war das Schießen, weil die Schützen bei des Magisters Blindheit sehr schwierig zu ermitteln waren.

Dieses Lustspiel, welches dann später den Charakter eines Dramas annahm, wurde mit einer wohlgezielten Papierkugel eingeleitet. Die erste Berührung hielt Pose für einer Fliege Laune und wischte sich über das Gesicht wie die Hunde, wenn sie von Insekten belästigt werden.

Nach geraumer Zeit ward eine zweite abgesandt,

die zum Gaudium der Zuschauer gerade Poses Nase traf.

Nochmaliges gedankenloses Überstreichen mit der umgewendeten Hand! Um Pose in seiner Auffassung über die Ursache zu bestärken, erfolgte die Bitte von Seiten eines Schülers, die Fenster wegen der lästigen Fliegen öffnen zu dürfen.

„Das hilft nichts! Bleibt nur bei der Arbeit! Ich muß sie auch ertragen!“

Darauf kaum zu bezwingendes Lachen, und Nummer drei wird abgeschossen.

Pose wird aufmerksam. Die Stärke des Papiers war offenbar nicht vorsichtig gewählt. Die Wirkung war zu rauh!

„Kein Konzeptpapier!“ lautet die leise Mahnung von mehreren Seiten. „Hast Du kein Seidenpapier?“

„Ja! Paßt auf!“ — Nummer vier saust ab und trifft Poses Backe, rollt aber aufs Pult und scheint zum Verräter zu werden.

Nein, diesmal geht es noch gut. Nun wachsen Mut und Begierde.

Gegen Abrede werfen mehrere Knaben zu gleicher Zeit und — alle treffen.

Und nun ist kein Halten mehr.

Pose, bleich vor Zorn, aber zunächst machtlos,

legt die flachen Hände vors Gesicht. Diesen Augenblick benutzt die ganze kampfbereite Schar, um einen wahren Hagel von Papierkugeln abzuschießen.

„Die ganze Klasse sitzt nach!“ schreit Pose und stürzt vom Pulte herab: „Die ganze Klasse! und überdies werde ich dem Rektor Mitteilung machen! Solcher Unfug muß ein- für allemal exemplarisch bestraft werden!“

Diese Drohung ruft allgemeine Bestürzung hervor, und es gilt nun, alles daran zu setzen, Pose von diesem folgeschweren Entschlusse zurückzubringen.

Etwa fünf Minuten herrscht die tiefste Stille in der Klasse, höchstens unterbrochen von den eifrig in Bewegung gesetzten Bleifedern.

Darauf Chor: „Verzeihen Sie nur dies eine Mal noch, Herr Pose! Nur dies eine Mal! Nur dies eine Mal! Nur dies eine Mal!“ — Dieser Satz wird so oft wiederholt, daß er allmählich eine musikalische Klangfarbe erhält. „Nur dies eine Mal! Nur dies eine Mal!“

Er, da droben, ist schon längst besiegt, — indessen ein gewisser Instinkt sagt ihm, daß von einem gewissen Zögern im Verzeihen, der Rest seiner künftigen Autorität abhängt.

Als der Satz in dieser taktmäßigen Weise wieder-

holt wird und einige Schüler sogar beginnen, den Accent durch Füßeklopfen zu verstärken (in der That eine beispiellos freche Laune, welche doppelte Züchtigung verdient hätte) — fühlt Pose endlich, welche Schlangen er an seinem Busen nährt und nun ereignet sich etwas, was uns doch allen das Schamgefühl in die Wangen treibt.

Pose gebietet Ruhe. Eine Thräne steht in seinem Auge.

„Liebe Knaben!“ sagt er, „ich bitte Euch, macht mir das Leben nicht so schwer. Ich bin ein alter Mann — —“

Jetzt stürzten wir auf das Pult, umringten und hätschelten ihn und wußten nicht, was wir alles thun sollten, um seine Verzeihung zu erbetteln. Während er sich das Feuchte aus den Augen wischt, schlägt die Uhr zwölf. Die Stunde ist aus. Pose verläßt das Pult, und während er durch das Zimmer schreitet, gebietet er noch einmal Ruhe. „Aber ganz gewiß, Knaben,“ sagt er, — „noch einmal solchen Unfug, und ich melde es dem Rektor! Diesmal will ich denn verzeihen!“ Wie freundlich sah der alte Mann aus und schändlich — beim nächstenmal huben doch allerlei Neckereien wieder an, wenn es auch nicht gerade Maikäfer oder Papierkugeln waren.

Daß übrigens irgend einer „Zeichnen“ bei ihm „gelernt“ hätte, ist nie zu meinen Ohren gekommen, wohl aber ist er eines Tages mit seinem bleifederschwarzen Daumenballen zur Ruhe gegangen, und jetzt schwirren im Spätfrühjahr die Nachkommen jener Maikäfer über seinem Grabe. — — — —

XII.

Kinder und Hunde.

Es scheint, gnädige Frau, daß nur ein einziges Kinderbuch ewigen Bestand, und daß nur ein einziges Spiel einen nicht zu ersetzenden Reiz behält: der Struwelpeter und die Puppe.

Wer heute im stande wäre, sich noch einmal in solcher Weise der kindlichen Auffassung anzupassen, wer unter Thränen ein Lächeln zu unterdrücken und unter dem lächelnden Spott so ernst zu sein vermag, wie der Verfasser des genannten Buches, der könnte auch im Lande bleiben und ein reicher Mann werden.

Vielleicht gelingt's einem einmal! Dergleichen kommt über Nacht, und wenn's vor die Augen tritt, sieht jeder, daß das Geheimnis des Kolumbus-Ei noch immer von neuem zu entdecken ist.

In dem Puppenspiel der Kinder spiegelt sich

das sanfte Zuviel und Zufrüh, das Gernegroß und die kleine Eitelkeit, an welchem in anderem Maßstabe die ganze große Welt leidet und sich unglücklich macht.

Aber es gibt noch ein wichtiges, unentbehrliches Spielzeug für die Kleinen und — das ist der Hund.

Hund und Kind! An sich ist der Gedanke poetisch, gab unzählige Male den Vorwurf zu den schönsten Bildern und wirkt in der Darstellung immer gleich rührend. Zwei Geschöpfe mit gleich naiven Seelen! Das eine ungeduldig, rechthaberisch und zärtlich zugleich, und das andere fast allezeit ein bereitwilliger Spielkamerad und Diener, immer aber ein treuer Freund und Beschützer.

Einer, wie keiner, hat in Deutschland das Verhältnis zwischen Kind und Hund zu versinnbildlichen gewußt: der verstorbene Dresdener Ludwig Richter.

Nichts Anmutigeres, als die kleinen Skizzen, in denen er diese zum Vorwurf genommen hat.

Hunde sind wie Kinder liebebedürftig, und wer liebebedürftig ist, hat immer noch saubere Ecken in seiner Seele. In den Seelen dieser beiden Geschöpfe aber sind nur saubere Ecken. Das bischen Staub, das einmal hineinfällt, ist rasch wieder verflogen.

Und weil beide liebebedürftig sind, schließen sie sich eng an einander an, werden Freunde, können nicht ohne einander sein.

In der ganzen belebten Welt trägt nichts einen so rührenden Charakter, weil in nichts sich so sehr das noch von irdischen Dingen Unberührte offenbart, wie in der Kinderseele. Die Vorstellung, daß es lebende Wesen gibt, die ohne Argwohn und Zweifel glauben, lieben und hoffen, und in deren Auge sich bei der Enttäuschung ihrer Voraussetzungen höchstens ein Thränlein stiehlt, das ebenso rasch wieder trocknet, erscheint uns beinahe wie ein Wahn.

Etwas Verwandtes finden wir auch in der Seele des Hundes; die übertriebenen Ausbrüche der Freude, der hilflose Kummer äußern sich ganz wie bei den Kindern.

Wenn der Hund voraussetzt, daß er seinen Herrn begleiten darf, verändert sich sein Wesen. Er wird unruhig, aber nicht aus Argwohn, sondern aus der auch den Kindern anhaftenden Ungeduld, etwas Versprochenes rasch zu erhalten. Er bellt und winselt, und wenn das harte: „Nein! du bleibst hier! Kusch dich!“ ertönt, gleicht er dem kleinen Menschen, der enttäuscht die Lippe herunterzieht und sich gar nicht zu beruhigen vermag. —

Auch der Hund weint, wenn auch auf seine Weise. Er fleht in Tönen, die eine lebende Sprache reden.

Das Kind spricht mit dem Tiere und das Tier versteht es. „Komm! Ich will dir die Blumen anstecken!"

Und Philax steht gehorsam da und läßt sich die Stengel ins Fell schieben.

„Du trittst mir ja auf meinen Fuß. Willst du fort!"

Er zieht den Schwanz ein, legt sich nieder und richtet einen forschenden Blick auf seinen kleinen Gebieter.

„Komm, wir wollen in die Laube gehen!"

Philax eilt voran, wartet mit heißer Zunge, oder sucht rasch das Plätzchen, aus dem er am wenigsten leicht vertrieben werden kann.

Auf dem zottigen Fell des Tieres ruht der blonde Kopf des kleinen Männchens, und Philax entspricht mit ernsthafter Würde dem in ihn gesetzten Vertrauen und macht höchstens einmal eine Bewegung, um die lustigen Bewohner seines Felles durch ein Kratzen oder durch die Bewegung seiner Schnauze zur Ruhe zu verweisen. Selbst von dem kleinsten Kerl läßt er sich am Halsband oder am Seil führen. Er gehorcht. Und das Kind ebenso!

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Wer sich beiden gegenüber die Souveränetät anmaßt, den erkennen sie an. Sie glauben, es müßte so sein!

Auf den Spaziergängen läuft der Hund voraus. Sucht er nach etwas, das seine Zunge reizt? Vielleicht! Sicher aber leitet ihn ebenso sehr der Instinkt, sich als ein guter Kourier zu erweisen, etwa auftauchende Schwierigkeiten und Gefahren zu prüfen und davor zu warnen.

Kinder und Hunde haben „immer" Appetit. Beide lecken das Letzte vom Tellerrand und lungern nach mehr. Ist rechter, eigentlicher Hunger da, sind sie nicht wählerisch; ohne Appetit schneiden sie Grimassen und greifen nur nach Leckerbissen.

Ein kluger Hund gleicht einem Erwachsenen, dem Gott eine Kinderseele gab. Wenn Gefahr da ist, streift er sein naives, gläubiges und gehorsames Wesen ab und handelt weise und energisch. Noch eben schlug die kleine Hand und das Tier duckte sich vor dem Streich. Jetzt gerät das Kind in Gefahr! Da wird aus dem treuen Sklaven, den selbst die vielleicht unverdiente Züchtigung nicht verdroß, ein Held!

Selten hat ein Hund den verkehrten Maßstab für sein Können. Kinder muten ihm aber oft unmögliche Dinge zu. Er soll klettern, springen,

marſchieren, Wagen ziehen, Wache ſtehen und hundert andere Dinge.

Bisweilen nimmt Philax auch einen Anlauf und verſucht kratzend den Baum zu erklimmen, den ſein kleiner Herr eben erklettert hat. Vergeblich! Sein klagendes Geheul bedeutet: Hilf mir; ich kann ja nicht, wenn ich ſchon möchte!

Wie Kinder ſich zu Kindern geſellen, weil ihr Inſtinkt ihnen den rechten Platz hier anweiſt, ſo ſuchen ſie in gleicher Weiſe die zuthunlichen Vierfüßler. Übereifer iſt ihnen gemeinſam. Es kam ſchon vor, daß ein auf Rettung dreſſierter Hund einem harmlos im Waſſer plätſchernden Kinde nachſprang und es gegen ſeinen Willen am Badehemde herauszog.

In gleicher Weiſe ſuchen ſich fremde Kinder und fremde Hunde einander zu nähern. Auch das Tier geht werbend um einen Vierfüßler herum, bis plötzlich der Bann durchbrochen iſt und nun eine fröhliche Spieljagd beginnt. Sie haben auch etwas Gemeinſames in der Art, wie ſie ſich bei einem Zerwürfnis einander gegenüberſtellen.

Des Hundes Knurren iſt eine zornige Sprache. Er ſchilt auf ſeinen Gegner ein, ohne den rechten Mut zum Kampfe zu haben. Kinder und Hunde balgen ſich anfänglich in Abſätzen, bis jene zum

Schluß die Zähne und diese die Fäuste gegen einander gebrauchen.

Durstige Kinder und Hunde trinken hastig, ohne abzusetzen, und laufen gleich eilfertig wieder davon, wenn ihrem Gaumen Genüge geschehen ist.

Daß beide ihre guten, moralischen Seiten am ehesten einbüßen und alle Mahn-Lehren aus der Fibel vergessen, wenn es sich um etwas — Eßbares handelt, kann man täglich beobachten. Oft gönnen sie sich's unter einander so wenig, daß das Kind den leckeren Bissen im Moment des Verschluckens Philax' Maule wieder entreißt, und ehe das kleine Männchen sich versieht, schnappt auch der zwar hungrige und schwanzwedelnd dasitzende, aber bisher in respektvoller Bescheidenheit sich menagierende Begleiter plötzlich zu und weiß seine Natur nicht zu bezähmen.

Im allgemeinen sind sie gut und nachsichtig mit einander, legen ihre Freude bei der täglichen Begegnung an den Tag und machen keine langen Einleitungskomplimente.

So groß ihre Ausdauer bei ihren Spielen ist, — so unberechenbar brechen sie auch plötzlich ab. Philax zieht den Schwanz ein und entfernt sich, oder er legt sich auch nieder und beschäftigt sich mit den Peinigern seines Felles. Alle Ermun-

terungen sind vergeblich, wenn er unter dieser Plage leidet.

Aber auch der kleine Mensch bekommt seine Launen, mault, weint oder späht abgelenkt, — ganz unvermittelt — nach etwas Neuem aus was seinen Vergnügungssinn reizen kann.

Wenn sie gerufen werden, kommen sie entweder in übermäßiger Eile oder sie fragen erst nach dem Was? und Weshalb? Wenn man sie züchtigt oder züchtigen will, ist ihr Wesen sehr übereinstimmend. Denn auch in dem kleinsten Kinde erwacht bisweilen eine stolze und zornige Opposition. Wie immer in dem Hunde — und wenn er sich auch noch sehr bückt und demütigt, — ein stark ausgeprägtes Gefühl gegen das „Unwürdige der Züchtigung" erkennbar ist.

Und nun hören Sie eine kleine Geschichte.

Spitz war das weiße Haar zur Hälfte geschoren und auch der Schwanz hatte der Schere nicht entgehen können. Nur am Ende saß ein Büschel.

Spitz' Physiognomie hatte trotz seines Alters etwas überaus Jugendliches. Aus dem schneeweißen Kolorit seines Gesichtes guckten dunkle, aber unschuldig blickende Kinderaugen hervor, und die Haare seines geschorenen Felles am Oberkörper funkelten mit silberglänzenden Spitzen. Er war eben ge-

waschen und hatte offenbar noch weitere Sehnsucht nach trocknenden Handtüchern. Um aber die Beschreibung seiner Erscheinung zu vervollständigen, muß ich erwähnen, daß man ihm beim Scheren an den Füßen kleine Bärtchen sitzen ließ.

Er glich von unten einem alten mageren Major a. D. im Negligee.

Das kleine Mädchen war dunkel, tannenschlank und hatte jenen, durch das Unbewußte noch reizvoller hervortretenden lieblich-unschuldigen Ausdruck im Gesicht, der nur den Kindern eigen ist.

Ort der Handlung: eine Haustreppe um Sommerzeit. Das Kind stand unten im Flur.

„Komm Spitz!"

Spitz schaute hinab; wedelte mit dem gekrönten Schwanze, aber folgte nicht.

„Spitz! Willst du gleich kommen!"

Statt dieser wiederholten Aufforderung zu entsprechen, legte sich Spitz nieder und übte allerlei Toilettenpflichten mit der Schnauze an seinem Felle.

Das Kind stand einen Augenblick unschlüssig; dann klomm es die Stufen empor und setzte sich neben den vierbeinigen Unart.

Die kleine Hand schlug. — „Hörst du denn gar nicht, wenn man dich ruft?"

Die Redewendung am Schluß war offenbar den Erwachsenen abgelauscht. Sie mußte also Eindruck machen, aber sie machte durchaus keinen Eindruck.

Spitz duckte sich, ließ sich schlagen und leckte die Hand der Kleinen. Er fühlte offenbar Reue, aber die Reue, welcher keine That folgt.

„Nein? Nicht? Du bist unartig! Willst du nun artig sein und mitkommen? Spitz! Hörst du?"

Der Hund setzte sich auf die Hinterbeine und ließ die heiße, rote Zunge lang heraushängen. Er keuchte vernehmlich.

„Ach, du! Es ist ja heute gar nicht so heiß! Wir gehen ins Lusthaus."

Sie zerrte den Störrischen am Halsband, aber er widerstand eigensinnig. Zuletzt legte er sich auf den Rücken und streckte alle Viere von sich.

Es entwickelte sich nun ein anmutiges Bild. Das Kind faßte Spitz um den Kopf und an den Vorderbeinen und schleifte ihn stufenweise die Treppe herab.

Mitten in diesem Beginnen erspähte er jedoch die Hauskatze, welche sich an einer hohen Flur-Uhr emporrichtete und mit ihren grünen Augen zu dem Zifferblatt emporschaute.

Im Nu sprang der Hund die Treppe hinab, überschlug das Kind, das die letzten Stufen buch-

stäblich hinabrollte und jagte der schnell auf die Straße verschwindenden Gegnerin nach. Die Kleine weinte und schrie, und zwischen diesen Ausbrüchen der Überraschung und des Schmerzes kamen bald verschluckt die fürchterlichen Drohworte: „daß sie dieses Betragen ihrer Mama melden werde, ganz gewiß! Er solle sehen, daß sie Wort hielte!“

Und nun erfolgte die Schlußszene.

Der Hund sprang, zurückkehrend, auf die Kleine zu und verschwendete jedes Kosemittel, dessen ein Tier fähig ist. Er sprang empor, leckte die Hände, wimmerte, bellte und tanzte zwischendurch zum Zeichen der nunmehrigen Willfährigkeit voraus und wieder zurück.

Und als sich nun gerade die Gartenthür im Korridor hinter der Treppe vor den Augen des Kindes aufthat und Sonne, Blumen und Freiheit ihr entgegenleuchteten, da lief es, allen Schmerz vergessend und unter dem altmütterlichen Ausruf: „Na ja, na ja! Ich bin ja nicht mehr böse! Es ist ja gut!“ — davon, und Spitz beglückt, bekehrt und überbehende eilte mit Gebell voraus.

Nun waren sie wieder die alten, guten Freunde!

XIII.

Geheimräte.

Haben Sie schon einmal einen echten Geheimrat kennen gelernt, gnädige Frau? Einen wirklichen, echten, geheimen, der allein an dem Busen der Staatsschicksalsgöttinnen liegen darf und wie weiland aus Charitas Brüsten Nahrung saugt? Wenn die seligen Götter es liebten, sich Hilfsarbeiter für ihren schweren Beruf unter den Menschen zu suchen, dann fänden die Geheimen in erster Linie Berücksichtigung und sie entschwebten nach oben. Schade, daß gar keine Aussicht für diesen Entschluß der Götter ist. Die Geheimen bleiben zur Beglückung ihrer Nebenmenschen auf Erden.

Ein Geheimer ist durchschnittlich ein Mann, der mit dem wundersamen Talent auf die Welt kommt, schon die Mängel der Konstruktion einer Milchflasche herauszufinden, der alles zu begut-

achten, zu bemängeln, zu benörgeln, zu kritisieren und vornehm abzulehnen versteht; er verdurstet unter Umständen lieber, als daß er aus dieser Flasche trinkt, ohne jemals sagen zu können, wie es denn eigentlich besser zu machen wäre, welche Konstruktion den Vorzug habe.

Selten räumt, — und das ist das Produkt langjähriger Überschätzung auf der einen und deutscher Duldsamkeit auf der andern Seite, — einmal einer dieser Geheimen ein, die Erfahrungen am grünen Baum des Lebens seien mindestens ebenso beachtenswert, als das Abstraktum der Theorien am grünen Tisch.

Nach oben devot und, trotz des sehr entwickelten Bewußtseins seiner Unentbehrlichkeit, diskret wie ein Feigenblatt, das höhere Blößen decken muß, entschädigt er sich nach unten durch ein Selbstgefühl, welches hauptsächlich in den Beinen ausgeprägt ist und sich durch wohlapplizierte Fußtritte nach rechts und links Luft macht. Diese Karyatiden des Staates mit dem typisch lächelnden, breitgezogenen Munde neigen ihre klugen Häupter wie erstarrt unter der Last ihrer turmhohen Pflichten, und nur in den Beinen fühlen sie Freiheit und ein menschliches Rühren. Ein Fußtritt ist so süß, — ein unterlassener Fußtritt aber ist bitter und

wird, so hofften sie, im Himmel sicher belohnt werden! Mit einem Geheimrat auf freundschaftlichem Fuße stehen, ist ein Genuß, den Sie mir nachfühlen können, gnädige Frau, denn auch Sie verkehren mit Geheimrats.

Aber es ist nicht der Titel allein, der den Geheimrat macht, denn mehr Geheimräte gibt's im Himmel und auf Erden, als der Staatsanzeiger sich träumt, Horatio! Es gibt geborene Geheimräte, Geheimräte von Gottes Gnaden in allen Schichten der Gesellschaft. Es gibt Geheimräte der weiblichen Staatskunst, welche Schneider und Coiffeure heißen. Welcher Ehemann, welcher Vater heiratsfähiger Töchter hat die Macht dieser Orakel nicht gespürt? Es gibt Geheimräte der Kochkunst, die die Weisheit mit Löffeln gefressen haben und deren Küchenszepter den Hausstand und oft den ganzen Kreis regiert. Es gibt Geheimräte der Tonkunst, die einen Taktstock schwingen, der ein wahrer Knotenstock ist, Angst und Schrecken in der musikalischen Welt verbreiten und die andächtigen Freunde der Musik aus dem Tempel jagen. Ganz besonders sind zu nennen die Geheimräte von der Bayreuther Linie.

Hören Sie diese beispielsweise sprechen: „Musik ist nun schon von vorneweg unsere Pachtung. Es ist ein mysteriöses Himmelsgeschenk, das wir als

Tempelprieſter zu bewahren haben. Ihr dürft wohl hören, ihr mögt auch kritiſieren, immerhin. Indeſſen — — —." Ein mitleidiges Lächeln über die Ignoranz anderer Sterblichen ſchwebt Tag und Nacht mit der Unverwiſchbarkeit eines Muttermals um ihre Lippen. Die alten Götter werden mit einer Verachtung in die Rumpelkammer geworfen, daß das Poltern der geſtürzten Heiligenbilder die neuen erbarmen müßte, und nun beginnt ein ſolcher Götzendienſt, daß der wahre Gott, der über den Wolken thront, ſich in die Bruſt werfen würde, wenn er ſich in der heutigen Zeit eines ſolchen Kultus rühmen könnte. Wie die Tollen geberden ſie ſich. Wie die Tollen? Ja! Denn einen Mozart über die Achſeln anzuſehen, iſt mehr als dies, das iſt freche Ignoranz. Sie meinen, gnädige Frau, ich übertreibe? Warten Sie nur, Sie erleben es! Mozart wird nächſtens auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Die Peter Arbues ſtehen aller Orten auf, um zu gunſten des Bayreuther Gottes die Scheiterhaufen für Nichtwagenerianer zu ſchüren, um die alten „Muſikgeklingelkompoſitionen" in den Flammen aufgehen zu laſſen. — —

Die Geheimräte der tönenden und bildenden Künſte tragen meiſt goldene Brillen, haben in der

Regel einen dicken Bauch und ein halb ironischer, halb impertinenter Ausdruck macht Seiltänze auf der Linie zwischen Auge und Mundwinkel.

Ein solcher Geheimrat hat stets, — ausnahmslos, — eine andere Meinung wie Du. Er schweigt entweder mit schwarzgrauer Verachtung überhaupt, oder er wirft einige lila-rot-grüne Bemerkungen mit apodiktischer Sicherheit dazwischen.

Es gibt so einige Auserwählte, die jedes Schaltjahr, wenn die Geheimräte guter Laune sind, namentlich wenn sie morgens ein wirkungsvolles Gläschen Bitterwasser getrunken haben, einmal Gnade vor dero Ehren Augen finden. So ein gewisser Shakespeare, Goethe, Byron, Voltaire oder Dante, auch Miguel de Cervantes Savedra (aber nur: „Paris 1864 bei Garnier Hermanos Originalausgabe mit Illustrationen"). Natürlich gehört der Herr Geheimrat indirekt auch zu diesen Größen, insofern nämlich, als er, wenn er nicht zufällig in die und die Karriere hineingeraten wäre, in der er nun einmal aus Rücksicht gegen seine eigene unantastbare Person verbleiben muß, mindestens dasselbe geleistet haben würde. Vielleicht hätte er nichts Positives geschaffen, aber eine Kritik hätte er geübt, daß das Schneewasser von den Alpen herabgerutscht wäre.

Denn wahrhaft fürchterlich ist auch die Klasse derer von der Kritik, d. h. jener Geheimräte, die in den Tempeln Thalias, Melpomenes und der übrigen Musen umherwandeln und als Assistenzgötter dieser Damen über die sterbliche Menschheit und ihre Schöpfungen zu Gericht sitzen.

Selbst die alten Meister zittern noch im Grabe! Mit einem Tintenfaß in jeder Westentasche und statt der zehn Finger mit zehn spitzen Federn an den Händen, lassen sich jene Kritiker an den Richterstühlen ihrer Schreibtische nieder und zermalmen die alten, in Gott ruhenden Herren von der Feder, dem Meißel und dem Pinsel!

Alle ihre Zeitgenossen aber, die nicht in die große „Versicherungsgesellschaft des Lobes auf Gegenseitigkeit“ aufgenommen sind, jene, in denen wohl oft durch ein ermunterndes Wort ein glimmender Funke des Könnens zu einer strahlenden Sonne werden könnte, lassen die Geheimräte der Kritik wie eine „Aushebungsmannschaft“ antreten und perkutieren ihr Schaffen so erbarmungslos, daß die Not sich bettelnd auf die Straße der Öffentlichkeit schleicht, jene Not, die verhungern muß, wenn sie das Handwerkszeug nicht rührt.

O! über diese „Theoretiker“, welche wie die Wappenadler über den Kunst-Instituten schweben,

— aufwärts wandelten sie von Referendaren zu Geheimräten der bildenden Künste und Kunstgewerbe! — welche Weisheit, welches Besserwissen sitzt in jedem Knopfloch! Jede Majolika-Vase müßte eigentlich gesetzlich mit zwei Beinen aus der Hand des Formers hervorgehen, um bei „etwaigem!“ „respektivem!“ „eventuellem!“ Herannahen dieser großen Staatssatrapen vom Postament zu steigen und das Knie zu beugen!

Ihr Bedauernswerten! Ihr Schauspieler! Ihr Schriftsteller! Ihr Maler! Ihr Poeten! Ihr Komponisten! Ihr Künstler auf allen Gebieten! Ihr alle, die ihr unter der Geißel der Geheimräte der Kritik Eure Schöpfungen an den Fuß oder auf die Höhen des Parnaß emportragen wollt — möget Ihr es wissen, daß diese Geißel — oft — meist — nur geflochten ist aus Dünkel — Ignoranz und Neid!

Man sagt häufig, je mehr ein Mensch wisse, desto bescheidener müsse er werden, denn je weiter sich der Vorhang von dem verschleierten Bilde zurückschiebe, desto deutlicher trete die Unvollkommenheit aller Kenntnisse hervor.

Ja, so müßte es sein, sollte man meinen, aber Beispiele fehlen gänzlich.

Überall Geheimeratsmienen, das heißt: geistiges Phariſäertum in höchster Potenz.

Es ließen ſich wohl ſchreiben
Viel hundert dicke Bände! —
Ach, daß ich's nur verſtände!

Guten Abend, gnädige Frau! Hoffentlich iſt Ihr Schnupfen auf dem Abweg.

XIV.

Der kleine Heinrich.

Vor der Thür sitzt der kleine Heinrich und wärmt sich im Sonnenschein. Er hat sich schon daran gewöhnt, daß die spielenden Knaben wie die Schwalben an ihm vorüberfliegen, während er immer an seinen Stuhl gefesselt ist. Als er anderthalb Jahre alt war und seine Mutter den Versuch machte, ihn das Gehen zu lehren, versagten die Beine den Dienst. Und wie das immer so blieb, Jahre lang, weinte die arme Frau oft bitterlich, ging aber wieder an die Arbeit und tröstete sich mit dem Ausspruch des Arztes, daß es wohl nicht so bleiben werde. Man müsse abwarten! Es sei eine Schwäche, der man jetzt nicht abhelfen könne.

Dann machte der kleine Heinrich eines Tages selbst einen Versuch, sich an einem Stuhl, der beim Reinigen der Stube auf den Flur in die Nähe

der Treppe gestellt war, emporzurichten. Plötzlich hörte die Frau ein lautes Gepolter, dem ein Angstschrei folgte. Das Herz stand ihr still. Es war ihr Heinrich. Sie trug das jammernde Kind ins Zimmer und sie warf sich weinend über ihren Liebling. Der Arzt erklärte, er habe ein Bein gebrochen. So lag der Kleine viele Monate, und ward immer weißer und durchsichtiger, lächelte aber, wenn die Mutter von ihrer Arbeit emporsah, wehmütig-dankbar zu ihr hinüber.

Mitunter kam ein älteres Nachbarkind mit blonden Haaren und dunklen Augen, ein eigen schönes Geschöpf, und leistete dem kleinen Heinrich Gesellschaft. Sie zogen eine Puppe aus und an und rissen so lange an den Beinen, bis jedes der Kinder mit einer Hälfte spielen konnte; später schnitten sie mit einem Messer den Leib auf und waren enttäuscht genug, als sie nichts darin fanden, was ihre Neugierde besonders befriedigte.

„Ist Heinrich bald wieder gesund?“ fragte die kleine Martha jeden Tag und guckte mit ihren dunklen Augen forschend zu der alten Wäscherin hinüber.

„Ja, nun wird's bald!“ sagte jedesmal die Frau, und über des Knaben Angesicht zog ein sanftes Rot freudiger Erregung.

Eines Tages brachte Martha Mandeln und Rosinen in einer Düte. Sie wurden gezählt und jeder erhielt sein Teil. Aber eine große Mandel zählte über die gleichen Portionen.

„Die kriegst Du noch," sagte Heinrich, „denn Dir gehört die Düte."

„Nein," sagte Martha, „Du sollst alles haben — auch diese hier" — und sie zeigte auf ihren Teil. — „Du bist ja krank."

Der kleine Heinrich sagte nichts. Er nickte nur mit dem Kopfe; nun wußte er, wie krank er noch sei. Und doch, wie sehnte er sich nach seinem Platz vor der Thür, nach den grünen Bäumen, nach den Vögeln und nach den Fußgängern, die ihm immer freundlich zugenickt hatten.

Als Martha fortgegangen war, schluchzte der Knabe und als die Thränentropfen auf seine Hand fielen, waren sie so heiß und so naß wie nie zuvor.

Seine Mutter schritt aber rasch auf ihn zu und glitt mit einem Tuch über seine Augen.

„Was ist Dir, mein Heinrich?"

„Ich wollte gern draußen auf meinem Steine sitzen, — spielen und ausgucken."

„Es wird nun bald werden," erwiderte sie und legte ihre harte, verarbeitete Hand auf das feine Haar ihres Kindes.

Gegen Ende des Sommers trugen sie ihn wirklich vor die Thür, aber als die Frau nach einer Weile nach ihrem Liebling sehen wollte, lag er wie tot in seinem Stuhl, und vor ihm stand ein Nachbarshund, der an seinen Händen leckte, nachdem er das Butterbrod verzehrt hatte, das der müden Hand entfallen war.

Die treue Pflegerin trug ihn wieder hinein, und nun hieß es, es sei besser, die Luft vom Innenhof ins Zimmer dringen zu lassen, bis er sich daran gewöhnt habe.

Sie hatte ihn lesen gelehrt und die Bücher, die Martha mitbrachte, heiterten den Knaben auf. Darunter war: „Sandford und Merton.“ Immer wieder blätterte er in diesem Büchlein und sah sich die Bilder an. Wenn sie ihm aber einmal ein neues mitbrachte, dann jubelte er vor Freude.

Er half auch Kartoffeln schälen, Erbsen aus der Hülse befreien und sonst allerlei Hausarbeit thun, die er sitzend oder liegend besorgen konnte.

Als er an einem Winternachmittag mit Martha Figuren ausschnitt, legte sie plötzlich die Schere fort und sah ihm unverwandt ins Gesicht.

„Was siehst Du mich so an, Martha?“

Sie antwortete nicht, nahm ihre Arbeit wieder auf und schnitt den Helm eines bunten Reiters aus.

„So, nun habe ich schon sechs Soldaten fertig," sagte der Knabe und legte sie gradlinig nebeneinander. Die kleine, blaugeaderte Hand flog nur so hin über das Papier; er war geschickt. Martha schnitt noch immer an ihrem Dragoner. Sie schaute wieder zu ihm hinüber und wieder fragte er: „Was guckst Du so?" Er lächelte dabei. Da stand sie auf, warf die Schere und den Reiter hin, bog sich über ihn, umfaßte ihn mit ihren kleinen, festen Armen und lief aus dem Zimmer.

Den folgenden Tag klagte er über Kopfweh, aber alles, was die sorgsame Frau that, linderte seine Schmerzen nicht.

Als Martha, verlegen an der Schürze zupfend, — gegen ihre sonstige Art — in der Thür erschien, wurde der kleine Heinrich rot und sagte: „Komm Martha, ich war heute krank. — — Nun ist's wieder vorüber."

In der Nacht ward es aber schlimmer. Als der nächste Morgen ins Zimmer lugte und die durch die Nachtwache angestrengte Frau, den kurzen Schlaf gewaltsam abschüttelnd, an sein Bett eilte, lag er in Fieberphantasien.

Jetzt kam eine thränenreiche Zeit! Es wollte nicht besser werden, und doch geschah alles Denkbare und der größte Teil der Ersparnisse ging für

Medizin und sonstige Pflege aus dem Hause. Martha war immer da, wenn der Arzt kam. Plötzlich stand sie an dem Bettrande und schaute bald auf den Kranken, bald auf den Doktor. Sie war niemandem im Wege, sie kam und ging wie ein Schatten, sprach nicht, gab nur ein Händchen, wenn die Mutter sie gerade beachtete und war immer um ihren kranken Kameraden.

Ihre dunklen Augen schienen immer dunkler und tiefer zu werden und ihr Angesicht immer blasser.

Aber ihr blondes Haar wuchs voller und krause Locken stahlen sich verräterisch hervor an Schläfen und Zopf. Auch trat ein silberweißer Streif, der zunächst der Stirn saß, mählich immer stärker hervor und durchzog wie ein Silberband das goldene Gewirr des Haars.

„Ist das auch Ihr Kindchen?“ fragte eines Tages der Arzt.

„Nein,“ sagte die Witwe und streichelte die Wangen des stillen Engels. „Aber ich habe sie so lieb wie meinen Heinrich.“

Marthas Angesicht glühte. Sie sah aus wie das Christkind selbst. Der Arzt schaute sie an und verließ mit dem Eindruck der Überraschung das Zimmer. Es hätte ihn nicht verwundert,

wenn ein Heiligenschein sich um ihr Haupt gelegt hätte.

Dem kleinen Heinrich war wohl besser, aber was die Krankheit zurückgelassen hatte, das drückte sich in den Worten der Witwe aus, als sie sich schluchzend an der Nachbarin Schulter lehnte und flüsterte: „Wenn der liebe Herrgott ihn doch zu sich genommen hätte! — Denn lahm und — blind! O, Du mein Herrgott!“

Welch' ein Tag, als der Knabe seine Blindheit merkte.

Was galt ihr draußen Kriegsgeschrei oder Festjubel, was Sturm oder Sonnenschein, was Wohlwollen oder Haß ihrer Nebenmenschen, was Vogelsang und Maiengrün, Leben oder Sterben, — sie hatte den Ton gehört, mit dem ihr Liebling rief: „Mutter, ich sehe ja nichts.“

„Deine Augen sind nur schwach, lieber Heinrich, das kommt von selbst — bald wieder!“ Aber sie glaubte selbst nicht, was sie sagte und er glaubte es auch nicht. Er war schon im Unglück erfahren.

„Komm Martha, komm näher heran, ich will gern Deinen Kopf fühlen!“ sagte der Knabe und es zog ihm elektrisch durch den Körper, als das gleichsam sprühende Haar durch seine Finger glitt.

Als die Mutter das Zimmer verließ, merkte

sie, daß Martha leise wie ein Kätzlein hinter ihr her schlich. Das Kind rückte ihr ans Gewand und fragte ängstlich zögernd, als ob ihr vor der Antwort schaudere: „Kann Heinrich nicht sehen?“

„Nein, meine kleine Martha!“ Und als sie den Engel emporhob, vermischten sich die Thränen der alten Frau mit denen des Kindes.

Der Knabe aber siechte hin. Nur eine Freude hatte er, wenn ihn sein Mütterchen tröstete und streichelte oder Martha seine Hand faßte oder ihm vorlas.

Einmal beugte er sich vornüber und küßte sie. Sie erschrak. Sie zauderte. „Das darfst Du nicht,“ sagte sie und guckte weg, als könne er ihre Mienen beobachten.

„Ich weiß es,“ erwiderte er. „Ich thue es nicht mehr, Martha.“ Und dann legte er sich zurück und bat: — „ich möchte schlafen.“ — Als er aber eingeschlummert war, — denn, obgleich sie Abschied von ihm genommen hatte, war sie doch mit klopfendem Herzen an der Thür stehen geblieben, — lehnte sie sich über ihn und küßte ihn. — Aber, als ob plötzlich das Zimmer voll unsichtbarer Lauscher sei, sah sie sich um und entfloh mit ihrem leisen Schritt.

An einem Sonntag Morgen, — die Sonne

lachte groß und hell am blauen Himmel, — da saßen die Dohlen auf dem Kirchdach und erzählten sich wichtige Dinge. Sie flogen empor und kehrten zurück, schossen wohl auch in eine Vertiefung der Mauer hinab und zwitscherten, bis feierliches Glockenläuten sie aufscheuchte. Ein kleiner Sarg ward hinausgetragen. Eine Kinderseele schwang sich hinauf an Gottes Thron und liebende Geisterarme umfingen sie.

Wie weinte sie so bitterlich, die arme, verlassene Frau mit ihrem gebrochenen Herzen. Auch Martha stand in der Hausthür, als die Träger vorüberzogen. Das Kind sah aus wie ein gemeißeltes Marmorbild. Nur ein roter Fleck auf der Wange — nie vordem bemerkt — zeigte Leben. Als sie aber um die Ecke bogen, der Sarg Marthas Augen entschwunden war, der Kirchhofplatz so einsam und menschenleer vor ihr lag, da traten plötzlich — unaufhaltsam — die Thränen auch in das Kinderauge — — —

XV.

Ohne Antwort.

Bereits seit Wochen bin ich ohne Antwort von Ihnen, gnädige Frau! Meine schönsten Buchstaben habe ich Ihnen nach der Schweiz gesandt, wo Sie nun schon so manchen Abend unter Kuhglockengeläute eingeschlummert sind und bei den übrigen Genüssen und bei den Schönheiten, die auf Sie einwirken, vergaßen, daß ich einst geboren bin und lebe!

Ihre Photographie habe ich bereits an die Wand genagelt und aus Zorn mit Rehposten danach geschossen. Am ersten Tage blickten Sie mich noch mit einem halbangeschossenen Auge hämisch an; heute gab ich Ihnen den Rest! Mitten durch die Brust getroffen, sitzen Sie vor mir und haben Ihr schönes Leben ausgehaucht. Ich bitte mir per Postkarte Ihren Namen mitzuteilen, denn auch

diesen habe ich aus meinem Herzen herausgerissen und — vergessen!

Aber das Geständnis muß ich Ihnen machen: jetzt sieht es in meinem Innern aus wie in einer verödeten Klosterkirche! Weshalb gerade dieses Gleichnis? Weil noch leise Totenklagen nachhallen über die Verlorene! Weil noch eine heilige Luft weht in den Räumen, die Sie einst bewohnten!

Weil ich just im Begriff stand, einen wenig dauernden Altar zu errichten, auf dem ich Ihnen meine ganze Ergebenheit opfern wollte, — mein „Bestes", — wie einst Abraham den eigenen Sohn!

Wie steht geschrieben Mätthäus sechshundert-einundzwanzig, Vers achtzig? „Und siehe, als er die Augen emporhob und schauen wollte das Antlitz der unvergeßlichen Frau, da wandelte nur noch ein verschwommener Schatten in öden Hallen!"

Begreifen Sie, was ich an Ihnen verloren habe?

Stellen Sie sich vor, Sie hätten sich eben einen pelzverbrämten Mantel zu Einhundert Thaler mit mühsam erspartem Gelde gekauft, und am nächsten Morgen grinste Ihnen nur noch der leere Kleiderhaken aus dem Schrank entgegen! Gestohlen! Verloren!

Nun? Können Sie sich jetzt vorstellen, wie mir

ist? Ich möchte beinahe behaupten, daß mein Schmerz noch empfindlicher sei! — — —

Ohne Antwort!

Was liegt alles im Leben in diesem einen Wort.

Es ist ein unsichtbares Achselzucken, es kann Verschmähung, Verachtung, traurigste, furchtbarste Verneinung bedeuten. Ein kaum bis zur Feuerkassenhöhe beschwertes Königreich für ein Handbuch der Synonymen, um Ihnen noch ein Dutzend verwandte Stimmungen andeutende Worte vorzuhalten!

Ohne Antwort!

Das kann heißen, die neuverbesserte und vermehrte Turn und Taxissche hat ihre Pflicht nicht erfüllt! (Ach, wenn ich Ihr Schweigen so auszulegen, so zu deuten berechtigt wäre!)

Die schönsten Sprichwörter haben Sie zu schanden gemacht!

Da heißt es: „Ein gutes Wort findet eine gute Statt. Versprechen muß man halten. Eine Liebe ist der anderen wert. Wer schnell gibt, gibt doppelt. Sprich, damit ich dich sehe.

Treue währt, Liebe nährt. Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes“!

Sie mußten antworten, wenn Sie auch im

Gletschereis steckten und Ihren besten Reisekoffer, den mit den Spitzen und Tüllärmeln und den „Zwei Seidenen" — eins für die Promenade und eins für die Table d'hôte — als Entschädigung für einen Boten zur nächsten Poststation versetzen mußten.

Sie haben sich nicht einmal in meine desolate Stimmung hineinversetzt.

Grausam mitleidlos, mit den Augen einer Sphinx haben Sie aus der Ferne meinen Schmerz betrachtet.

Den Holzwurm, der an meinem Herzen nagt — beachten Sie gütigst, daß ich nicht von der für solche Fälle üblichen Heineschen Schlange gesprochen — haben Sie groß gezogen.

Nun gehe ich mit diesem Insekt umher und in unheimlichen Pausen höre ich es mit seiner Bohrmaschine arbeiten. Und welch' ein Instrument! Ich versichere Sie: neuester und bester Konstruktion!

Ohne Antwort!

Wenn ich Sie etwa ersucht hätte, Ihr mütterliches Vermögen mit mir zu teilen! Begreiflich!

Wenn ich Sie angefleht hätte, endlich diese an Sie gerichteten, durch einen kostspieligen Druck vervielfältigten Briefe zu lesen! Verständlich! — Wenn ich Sie angegangen hätte, mir Alpenrosen zu pflücken

oder einen Gemsbock zu schießen! Weil beschwerlich, — faßlich!

Wenn ich einen Appell an Ihre Freundschaft hätte ergehen lassen, eine arme, in jener Gegend lebende, häßliche, aber „gute“ Verwandte aufzusuchen und ihr durch Grüße ein Zeichen meiner Teilnahme und Freundschaft an den Tag zu legen! Verständlich, — weil lästig!

Wenn ich Ihnen die Bitte vorgetragen hätte, das eben von mir begonnene Werk über die Gehörorgane mikroskopischer Wassertropfentiere zu Ende zu führen, weil ich mich wegen schlechter Behandlung von Ihrer Seite gerade totschießen müßte und deshalb momentan verhindert sei, zu arbeiten! Auch das wäre begreiflich gewesen!

Wenn ich Sie endlich — um mit Beispielen zu schließen — ersucht hätte, schnell zurückzukehren, um mir etwa täglich zehn Stunden Unterricht auf dem Waldhorn zu erteilen, — einen neugeborenen Zwilling gehen und sprechen zu lehren, meine Bienenstöcke aufzustellen oder Morgenschuhe zu sticken, — Pflichten als Mensch, Christ, Familienvater und Geschäftsmann statt meiner zu erfüllen! — Nichts von alledem!

Ich schrieb Ihnen von meiner Sehnsucht, von meiner Anhänglichkeit, von meinem schneeweißen

Kakadu, den ich Ihren Namen sprechen lehrte, von Spaziergängen und Molkenkuren, von verloren gegangenen Hoffnungen und aufblühenden Rosen, — vom letzten Zweckessen und von Geheimrats Malchen, von Regen und Sonnenschein, von Enttäuschungen und hüpfendem Glück, — von all' jenem Bunten, Wechselnden, das in meinem Lebensprisma zusammenströmt.

Keine Antwort!

Keine Antwort empfängt man, wenn man hungert und friert, die Hände ringt und an die Götter zu glauben, oder an ihnen zu zweifeln beginnt, und dann um eine Stellung mit zwölfstündiger Tages-Arbeit bei irgend einem weißen Sklavenhändler einkommt, hinzusetzend: „Das Gehalt überlasse ich ganz Ihnen, denn mein Weib siecht im Wochenbett dahin, — ein Kindlein begrub ich eben, — meine nächsten reichen Verwandten weisen mir aus alten Stammbäumen nach, daß ich gar nicht zu ihnen gehöre, — ich selbst war sechs Wochen augenleidend" —

Genug des Jammers! Da geziemt sich's, von wohlaufgepäppelten Christenmenschen keine Antwort zu erhalten. Aber wenn ich Ihnen von dem Jasmin erzähle, der so eindringlich-süß-erinnerungsvoll in meinem Garten duftet und mich erinnert an

die ersten goldenen Tage unserer Bekanntschaft, — — da antworten Sie nicht?

Ohne Antwort bleibt man wohl, wenn man ein Schaukelpferd, einen chinesischen Kasten oder einen Reisesack zum Reparieren, oder einen in Nummern bezogenen Gartenlaube-Jahrgang zum Einbinden fortsandte und nach sechs Wochen doch nun auch einmal das Glück des Wiedersehens feiern möchte und den Handwerker erinnert. Ohne Antwort bleibt man, wenn man von einem süßen, blonden Mädchen, welches Agnes heißt und von jeher, schon als kleines, ganz kleines Mädchen sehr selbständig war, o Gott ja, sehr selbständig! auf einen Antrag einen Korb erhielt und nun noch einmal auf das mißverstandene Glück der Ehe einen Anlauf nimmt und mitteilt, „nun endlich sei man mit 600 Thaler und Weihnachtsgratifikation fest angestellt und erfreue sich des Wohlwollens seines Chefs“. —

Ohne Antwort bleibt man, wenn man die für drei Jahre gemietete Etagen-Wohnung ein Jahr früher verlassen möchte und Entschädigungen zu zahlen leider nicht in der Lage ist.

Ohne Antwort bleibt man, wenn man gegen Einkommensteuer-Einschätzung reklamiert oder einem

preisausschreibenden Verleger eine „beste“ Novelle einsendet!

Ohne Antwort bleibt man, wenn man voll des lachenden, lustigen, tobenden Weines nächtlich über eine Straße schwankt und eine verschleierte, sittsam einherschreitende Dame mit der sonst weniger verschleierten, aber für diesen Fall auch sittsam hinabschauenden, nebenherwandelnden Abhole-Köchin — nach dem Wege fragt.

Ohne Antwort bleibt man, wenn man den heimkehrenden Sonntags-Jäger mit der vollgepackten Weidmannstasche befragt, wie teuer er die mitgebrachten Hasen habe einhandeln müssen!

Ohne Antwort bleibt man, liebe gnädige Frau, wenn man zum blitzenden Sternenhimmel emporschaut und die stumme Frage nach oben richtet: „Hältst Du Deine mächtige Hand über mir, großer Geist?

Wägst Du in Deiner Wage mein Glück oder mein Leiden ab?

Nimmst Du mich bald von dieser, durch Deine übrigen zweibeinigen Kreaturen oft so unerträglichen Erde und vergönnst mir einen Platz in dem Lichtglanze des ewigen Vergessens und der himmlischen Seligkeit!?“

Ja, gnädige Frau, so ist es!

Aber jemanden ohne Antwort lassen, der dem sterbenden Roland bei Roncesvalles vergleichbar sehnsüchtige Hifthorntöne erschallen läßt, — das — gnädige Frau! — —

Leben Sie wohl! Der Schmerz, welcher aus diesen Blätter quillt, möge die Bächlein Ihres Innern aufschließen und sollten die Wasser auch meine Buchstaben in styxartige dunkle Haupt- und Nebenflüsse verwandeln!

Sie werden dadurch erinnert werden, daß ich mich gerade über den Styx rudern lassen will, Charon meinen Obolus in die Hand drücken werde und der Oberwelt Valet sage!

Keine Mythologie wird mehr genau sein, denn die Sisyphus- und Tantalushistorien werde ich um ein neues Genre vermehren! — —

Und so sei es denn gerade herausgesagt: „Dieser Brief kommt bereits aus der Unterwelt, in der mich ein entsetzliches Los betroffen hat! Mir sind die Buchbinderarbeiten übertragen, ich muß Kouverts anfertigen und die abgehenden Unterweltsbriefe mit Freimarken bekleben!“

O, welch' schreckliche Anspielung auf die vergeblich von Ihnen erhofften Kouverts, — die „Ursache“ meines frühzeitigen Todes!

Und das gerade mir, der ich den Geruch des Kleisters von jeher verabscheute!

Und das gerade von Ihnen!

Aber ich grolle Ihnen nicht. Ich weiß, Sie müssen mir an diesen Ort einst folgen und Antwort stehen! Ich halte Ihnen das Dreibein vorm Kleistertisch bis zu Ihrer Ankunft frei! Also auf einstige, gemeinsame Arbeit, liebe teure, für mich so rasch verloren gegangene gnädige Frau! Nochmals: Lebewohl!

Ihr ergebener H.
Membre des enfers.
Directeur des relieurs infernaux.

XVI.

Feu—er.

Dieſer Brief, liebe Frau, iſt ein Mahnbrief! Leſen Sie ihn — ich bitte — mit Nachdenken!

Der Schlüſſel will nicht ins Schloß. Die vielen Suchpunkte, die ringsumher ſitzen, werden um eine beträchtliche Zahl vermehrt. Die unſichere Hand taſtet, probiert, aber alles iſt vergeblich. Nun endlich gelingt's. Der Mann ſchwankt, während er den Schlüſſel im Schloſſe dreht, und als er den Drücker der Thür erfaßt, gibt dieſe nicht nach. Ah! Richtig! Er hat vergeſſen, noch einmal aufzuſchließen. Zweimal wird umgedreht! Jetzt geht es.

Der ſpäte Gaſt ſchreitet über den Hof und ſteigt im Dunkeln fünf Treppen hoch in ſeine Wohnung. Mit dem Stocke berührt er die Stufen. Dieſer muß ihm das fehlende Licht erſetzen. Nun erreicht er einen großen, dunklen Hausboden, taſtet auch

hier an dem Schloß und tritt endlich in sein Zimmer.

In diesem Augenblick poltert's unheimlich draußen.

Schon mit dem Schwefelhölzchen in der Hand, das Licht zu entzünden, hält der Mann — es ist ein Student, der von einer Kneiperei heimkehrt — erschreckt inne.

Nun erlischt das Hölzchen und der Rest, ein glimmender Funke, fällt auf die Erde. Nein, — er gleitet in die Ritze des schlecht gefügten Fußbodens, und selbst ein rascher Tritt wäre ohne Wirkung geblieben.

Er reibt nun abermals ein Streichhölzchen an und leuchtet mit der Kerze hinaus. Nichts! Nur eine Katze miaut und schießt an ihm vorüber. Ah! die Katze! Er entkleidet sich, atmet einige Male auf, löscht das Licht und schläft ein.

Inzwischen schaut sich das Fünklein unter dem Fußboden um, ob hier wohl Nahrung sei. Schutt und grauer, dicker Staub liegen aufgeschichtet umher und sind ein schlechtes Futter. Aber nahe dem Fünklein liegt ein Spänchen, ein Ringellöckchen, das beim Hobeln abgefallen ist; und daneben ein Stück Zeitungspapier. „Von Staats- und gelehrten Sachen" steht darauf. Ein guter Funke

kennt keine Kunst und Wissenschaft; ihm ist's gleich, ob's ein Stück Tabakkanaster-Umhüllung ist, oder ein Blättchen aus Heines Buch der Lieder. Zunächst macht es sich an das Spänchen. Wie ein nagendes Mäuschen zerrt es an dem Rande und frißt, und das Futter schmeckt gut. Bald ist's verzehrt.

Nun bläht sich das Fünklein zu einer feinen Flamme auf. Wenn's erst gegessen hat, schwillt's. Es legt den heißen Mund an das Zeitungspapier und dabei schielt's umher, wo der gieriger werdende Schlund wohl noch mehr verschlingen könne. Sechs quer über einander liegende Strohhalme ruhen wie träge Amphibien nicht weit ab von dem Fetzen der Vossischen Zeitung.

Seltsamer Anblick, wie das Fünklein speist! Es bläht das Papier schwarz auf, daß es sich krümmt — wie in Schmerzen, und schickt andere eilfertige Funken, die rasch geboren werden, hierhin und dorthin. Wie glitzernde Sternlein am dunklen Himmel erscheinen sie, laufen und verschwinden, bis sie an den äußersten Rand gelangen und sich, aufknisternd, zu einer sanften Flamme vereinigen. Im Nu sind die Strohhalme ergriffen, und da ein Flämmchen auch seine Sprache hat, knistert's in den erstorbenen Leibern der Halme, die einst auf

dem Felde die Urmutter des Feuers Gottes Sonne über sich sahen, und dieser ihr Leben verdankten.

Aus dem Balken schauen verschiedene, von dem Zimmermannsbeil verschont gebliebene Splitter hervor. Ungleich sind sie; einige grob, einige zart. Eine Spitze des feinsten Splitters faßt der rasche Funke. Beinah mißlingt's. Er packt, gleitet ab, packt von neuem. Nun hat er die glühenden Zähne festgemacht. Bald ist das Splitterchen verzehrt und gemächlich springt das Fünkchen auf ein anderes, stärkeres Holzfädchen über.

Es flammt lustig auf, und zu dem knisternden Geräusch gesellt sich — wie einst bei den Drachen der Märchen — ein glühender Atem. Es dampft in seiner befriedigten Gier und qualmt aus seinem Schlunde brenzeligen Rauch.

Nachdem alle Splitter verzehrt sind, geht's an den Balken.

Das Flämmchen reibt zuerst seine brennenden Glieder an den Flächen, dann öffnet's den Mund und beginnt zu züngeln, und allmählich fängt's an zu schmauchen. Und plötzlich wird aus dem Flämmchen, wie vorher aus dem Fünkchen, ein langsam aber lustig fressender Höllengeselle.

Die ganze Nacht frißt es und schwelt wollüstig in der festen, harten Nahrung.

Und der Schläfer über dem glimmenden Balken träumt von der Last des Tages, von einem angekommenen Wechsel, bezahlten Schulden, Mensuren, Biergelagen und berauschenden Gesängen — —

Und immer schläft und träumt er noch, bis die Sonne am Himmel emporsteigt und der Menschen Tagewerk von neuem beginnt. Erst gegen Mittag erwacht er und schaut sich um. Alles ist wie sonst. Er sucht nach der Uhr, ordnet seine Toilette und eilt die fünf Treppen hinab, um das Versäumte nachzuholen.

Der Balken ist inzwischen ein schwarzes Kohlengerippe geworden. Die Flamme hat, wie eine Ameisenschar, abgefressen, was ihr nur immer mundete. Und je mehr sie verschlingt, desto stärker wird ihr Appetit. Drüben am Endpunkt des Balkens sitzt ein gewaltiger Genosse — ein Querbalken. Der und andere kommen daran mit der folgenden Nacht.

Und diese wandert mit ihren dunklen Stunden vorwärts, und aus den Flammen schießen hundert suchende Feuerzungen. Sie bohren sich in die Eingeweide des Opfers und stimmen eine frohlockende Musik an. Das fletscht und giert und

prasselt und würgt, daß es eine Lust ist. — Das Fünklein ist ein Riese geworden!

Und nun gibt die Flamme, wie ein Eroberer, das Zeichen zum Morden, Sengen und Plündern. Das prasselt nicht mehr, das bricht und kracht und in toller Kampfgier springen die heißhungrigen Pioniere hierhin und dorthin. Hin und wieder wird die Arbeit bloß einem Fünkchen anvertraut, aber dies weiß so viel Vertrauen zu rechtfertigen. Es frißt und frißt und erobert sich langsam, aber sicher sein Feld. Was eine gute Flamme werden will, muß erst ein Fünklein gewesen sein.

Gegen zwölf Uhr nachts — in tiefem Schlummer liegt die ganze Stadt — beschließen einige Flämmchen, Rekognoszierungen vorzunehmen. Auf demselben Wege, auf dem das erste Kundschafter-Fünkchen hinabgelangte, bricht die verwegene Schar empor. Aus ihren qualmenden Mäulern dringt der Rauch in die Höhe, drängt sich durch die Ritzen —

Und nun sind auch ihre dunklen Köpfe schon da; jetzt breiten sie sich langsam und wolkenartig aus und legen ihre furchtbaren Schleier über den diesmal frühzeitig schlafen gegangenen Träumer. Der Schlafgott gaukelt ihm vor, daß er daheim ist und seine Mutter ihn umfängt. Sie sinkt an seine Brust. Freudenthränen fallen auf seine Hände

Auch sein Vater eilt herzu. „Mein Junge, mein lieber Junge!“

„Aber was willst Du, grauenhafter Geselle, der neben meinem Vater steht? Hinweg, Totengerippe!“

Ha! Nun fällts über ihn her und reißt ihm den Atem aus der Brust. Er ringt, er kämpft, er schreit, er stößt um sich, — er flucht, — er betet, — er — er —

Was ist das? Er öffnet die Augen. Er vermag wirklich nicht zu atmen. Luft — Luft! — Er will sich erheben, er fällt zurück. Er bohrt die Nägel in die Brust in Todesängsten. Um seine Ohren saust es, an sein Herz klopfen tausend Hämmer —

Es brennt. — Er verbrennt! —

Aufrecht! Aus dem Bett! Das Fenster eingestoßen — Luft — Luft! —

Aber darauf haben die Teufel nur gewartet, die lauernd in den Ritzen des Fußbodens sitzen. Nun haben sie einen braven Helfershelfer, einen Kameraden — die Zugluft. Hurrah! Hurrah! —

Die Flamme prasselt, sie schießt feuerlohend aus der Tiefe und wirft ihre Schlangen auf das Nachtgewand des Unglücklichen. Er schreit: „Hül—fe!

Hül— fe!“ durch die ſtille Nacht, über die ſchlafenden Dächer und Häuſer.

Und immer ſchreit er noch, — und draußen kreiſcht die Katze und wildes Halloh erſchallt. Er ſucht die Flamme an ſeinem Gewande zu löſchen und arbeitet ſich an die Thür, mitten durch Rauch und ſengende Hitze, atemlos, zitternd, halb ſchon erſtickt. Aber die lauernden Pioniere in der Thür haben nur auf das Kommando, die Kameraden im Fußboden nur auf das letzte Signal gewartet!

Wie flammende Schlünde brechen die Feuerwogen an allen Ecken hervor und verſperren den Weg. Des Mannes Haar iſt bereits verſengt, unter den Sohlen glimmt's, um ſeine Arme lecken die Gluten.

„Ah — A—h! Erbar—men! — Hül—fe! — Mut—ter! Va—ter!“

Er brüllt vor Schmerz. — Aber nur vernichtender dringt der Tod an ſein Herz; jetzt ſinkt er zuſammen.

Und wie hungrige Hyänen fallen die Feuer über ihn her, verſengen ſeinen Körper, ſpringen von ihm ab und kehren zurück und verkohlen ihn in dem praſſelnden Durcheinander.

„Feu—er! — Feu—er! — Durch die Nacht ſtürmen die Wagen der Feuerwehr, als ob Beelze-

bub seine Trabanten losgelassen habe. Die leicht geschirrten, schlanken Tiere fliegen im Galopp über das Pflaster. Der Fackeln glühende Tropfen lecken, sprühen auf und verlöschen. Die Dampfspritze erscheint. — Halloh, — Wirrwar, — Menschen, — Rufen, — Fragen, — Abschirren von Pferden, — sausende Wasserstrahlen, — helle Feuergarben, — fressendes, ungestümes, wildes, erbarmungsloses Feuer, — Zischen, Dampf, Rauch — Stille! — Dann Prasseln, — Krachen! — Millionen Funken sprühen hinauf an den schwarzen Himmel. Eilende Menschen mit Möbeln, — Hausrat! Abermals Kommando, — wieder rasche, gegen den Feind wild sich aufbäumende Feuerzungen. — Feuer! Feuer! —

Und nun — Halt! — Vorsicht! — — Jetzt, Padar—ra—dauz!! Mit fürchterlichem Krachen stürzt der Dachstuhl in den fünften Stock und begräbt die Leiche des Studenten! — —

Und nun springen die Raubtiere: — Feuer und Wasser — gegen einander auf und bohren ihre Leiber ineinander. Das ist kein Kampf mehr, das ist ein wahnsinniges Rasen, ein sinnloses Morden.

Aber über den Naturgewalten steht der Mensch. Er bezwingt sie, er preßt sie in den eisernen Schraub-

ſtock ſeiner Überlegenheit und reißt ihnen den heißen Atem aus der leidenſchaftlichen Bruſt.

Zähneknirſchend liegen des Teufels Geſellen da und ächzen und weinen um die geſchundenen Glieder, um die gefeſſelten Fäuſte.

Und wie entſtand das alles! Alles das entſtand aus einem einzigen Fünklein! — — —

XVII.

Herzensklänge.

Ich bin nämlich mit einem seltsamen Herzen auf die Welt gekommen, gnädige Frau. Es besteht aus drei Kammern. Andere Sterbliche, selbst der Beherrscher der Philippinen und der Mikado von Japan haben nur zwei; ich aber habe drei in meinem Herzens-Innern und in dieser dritten sitzt eine vibrierende Saite. Wunderbare Geigentöne erklingen dort, und ich muß sie hören, ich mag wollen oder nicht!

Wenn ich ein kleines bleiches Bettelkind mit einem Veilchenstrauß in der Hand am Wege stehen sehe, ertönt eines jener unendlich traurigen Mignonlieder. Ein Bettelgewand, eine Silberlocke wecken rührende Klänge und berücken meinen nüchternen Sinn.

Das Erinnyenheer der Enttäuschungen, alle

unerfreulichen Erscheinungen des Lebens finden dort ihren Widerhall und wehmütige, klagende, ja gellend-disharmonische Töne erklingen und schwirren empor.

Halte ich meine Buben mit ihren germanisch-blauen treuen Augen in meinen Armen oder lehnt sich mein kleines dunkles Zigeunermädchen liebkosend an meine Brust, dann erklingen zwar beseligende, aber so weiche Töne in meinem Innern, daß die Rührung mein Auge näßt, — lehnt sich mein gutes Weib an meine Schulter, und hält mein Gehirn mit Blitzesschnelle Umschau über alles Gute, das himmlische Fügung mir bescherte, erzittern plötzlich klagende Lieder über die Vergänglichkeit irdischer Wonnen und ihre Mahnrufe drängen sich ungebeten und zudringlich ein in die Glückstriumphe meiner Seele.

Pocht ein Fieber in meinen Schläfen, ertönen auch schon schaurig-ernste Sterbeklänge mit ihren weitgezogenen Posaunentönen. — Hockt die Sorge in einem Winkel meines Innern, redet und verschlimmert, hetzt und ängstigt, vergrößert und treibt, dann höre ich jene mystisch-unruhigen, verworrenen ungarischen Weisen, die mir stets erklingen, als ob in wildem Sinnestaumel sich trunkene Lippen auf einen totblassen Mund drückten.

Zieht die Natur ihren Regen- oder Sturm-

mantel an, oder greift unbarmherzige Kälte in das Mark der Erde und durchdringt Mauern und Mörtel, oder fegt der herbstliche Wind gelbrote Blätter von halbkahlen Bäumen und raschelt frierend über wärmeleere Schollen, schaudert mich, weil absterbende Melodien in mir erklingen, die meine Zuversicht erschüttern, — meinen Lebensmut dämpfen.

Suche ich einen grünen Wald auf, umfängt mich das Mysterium der schweigsam-lebendigen Natur, haftet mein Auge an dem stillen Purpurhimmel, oder schweift mein Blick über das blaue unendliche Meer, dann heben sehnsüchtig-flüsternde Weisen zu singen an. Es gesellt sich zu der Freude des Genießens ein unerklärlich trauriges Natur-Empfinden und ich schwanke zwischen Jauchzen und Weinen.

Die Töne meines Innern stören mich in meiner Arbeit und erschweren mein tägliches Schaffen. Oft muß ich innehalten und horchen. Sie locken mich mit sinnberauschenden Klängen zu anderem „tändelnden" Thun; sie stören meinen Fleiß und verhöhnen meinen Eifer. Umrauscht mich die lebendige fröhliche Musik der Geselligkeit, die meinen Fuß zum Tanze hebt, oder schmettern die Trompeten lustige Fanfaren, die mich aufrütteln und begeistern, — dann erheben sich plötzlich nüchterne, harte, all-

tägliche Stimmen und suchen auch diese Klänge der Freude zu übertönen.

Verstummt einmal die Saite in meinem Innern, dann bin ich gestorben, gnädige Frau, und dann backen Sie gütigst einen großen Kaffeekuchen und schneiden recht gleichmäßige viereckige Stücke daraus, damit, nach der schönen Sitte, jeder der lieben aufrichtig Leidtragenden einen Bissen zu meinem Andenken genießen kann und für einen Augenblick wenigstens den Gedanken los wird, wie viel angenehmer es doch wäre, zu Hause im Lehnstuhl zu sitzen und sich seines Lebens zu freuen, als dem abgethanen Gesellen die letzte Ehre zu erweisen.

Aber kaufen Sie, — ich bitte, — keinen Totenkranz von sogenanntem Lebensbaum. Schon der bloße Geruch dieser Zweige macht mich fieberkrank. Eine Leichenphantasie ertönt, als ob der fratzenhafte Schnitter „Tod" bereits den Fiedelbogen in die Knochenhand nähme und geige. Dann höre ich moderduftige Melodieen und diese verwesenden schaurigen Klänge erwecken in mir ein fürchterliches Grauen! — — —

Haben Sie einmal den Mann mit dem steinernen Herzen gelesen? Ich wollte, ich hätte etwas davon.

XVIII.

Verargen Sie mir diese kleine Kaprice?

Haben Sie, gnädige Frau, jemals einen Kanarienvogel brüllen, eine Ziege krähen, eine Drossel Kuckuck rufen hören?“

„Nein!“ „Und wenn ich bescheiden anfragen darf, was geht daraus hervor?“

Daß jedes Wesen seine Individualität hat und folglich ich auch die meine und Sie natürlich die Ihrige, um die ich Sie, beiläufig gesagt, beneide.

Selbst in der Ehe habe ich mich meiner Individualität nicht entäußert. Das finden Sie unverzeihlich. Aber bitte, vergessen Sie nicht, daß selbst die rührendsten Liebespaare (welche Frau von Hohenhausen, glaube ich, ausnahmsweise nicht beschrieben hat), Hero und Leander, Paul und Virginie, ja sogar Romeo und Julie eben doch Gebilde der Phantasie sind.

Die Praxis ist eine rauhe Dame.

Wissen Sie, was mich in der Ehe, abgesehen von der Überraschung des siebenten Kindes, wenn man sich nämlich nach dem zweiten schon das Ehrenwort gegeben hat, es sollte das letzte gewesen sein, am meisten ärgert?

Daß man immer auf jemanden warten muß! Entweder man muß auf sich selbst warten, wenn die Frau früher fertig ist, oder auf sie, wenn man schon auf der Treppe steht und sagt: „Liebes Kind, wird's denn nun endlich?"

Als ich noch ein Jüngling und Junggeselle war, begierig von dem Nektar der Freiheit kostete, schönen Frauen in die dunklen Brunnenaugen schauen durfte und keine Gewissensbisse empfand, daß mein Herz klopfte, wenn ich unkonfirmierte Mädchenflechten flattern sah, Zeit hatte, mich in Waldesduft und Waldeseinsamkeit zu berauschen, Schellers lateinisches Lexikon verkaufte, um von dem Erlös eine Liebesanthologie und Rauchtabak zu erhandeln, den Himmel ach! so lachend blau, die Welt so rosig-lustig fand und meine Freunde alle für Freunde und die Sorge noch für eine ganz kleine Porzellanpuppe hielt, die Gott danken müsse, wenn man sie so weit beachte, daß mal der Staub herunter gewischt würde, — ja damals — war ich eben noch Junggeselle.

Sie wissen nun, was mich am meisten ärgert, aber Sie wissen nicht, was mir den größten Spaß macht.

Als Junggeselle hatte ich eine Porzellankaffeekanne, die schon früh den Henkel verloren. Mir fehlte die moralische Kraft, mich zur Anschaffung einer neuen aufzuraffen. Jeden Morgen ärgerte ich mich über die Jungfer — ich nannte sie so, weil sie in ihrer Form einer schlanken Dame im Krinolinenrock glich — die immer älter und invalider wurde und doch immer diese impertinent schlanke Taille behielt. Wegen des fehlenden Henkels war ich gezwungen, dieselbe täglich zu umfassen, wobei ich mir oft genug die Finger verbrannte.

Als ich in die Ehe ging, war es zum Glück mit dieser Jungfer zu Ende und das hat mich so recht den Unterschied der beiden Stände gelehrt. Jetzt macht die Magd den Kaffee. Entweder, wenn sie den stummen Vorwurf in meinen Blicken bemerkt, so stark, daß an einem einzigen solchen Tassen-Inhalt ein Elefantenmagen Kaffeevergiftung verspüren würde, oder so sanft sächsischen Geblüts, daß die hübsche Blume, die auf dem Boden meiner Kaffeetasse gemalt ist, durch die Flut leuchtet. Ach, wie schön ist diese Abwechselung!

Dann hat die Ehe noch einen Vorteil. Man braucht die Aschenbecher nicht selbst auszuschütten und braucht sich nicht, wie ehedem als Junggeselle, über den „Wichsier“ mit dem Rohrstock wegen schlecht gereinigter Kleidungsstücke zu ärgern, sondern kann es über die „Dienstmädchen“ thun.

Nein, alles was recht ist, die Ehe hat viel Schönes.

Aber das erste, was ein Mensch thun sollte, wenn er sich verheiratet, und er nicht gerade Peabodys oder Rothschildsches Blut unter den Nägeln hat, — das wäre, sich einen sogenannten Schmachtriemen anzuschaffen. Ich muß es als einen großen Fehler bezeichnen, daß dieses nicht schon in der Hahn-Fibel auf der letzten Seite notiert ist, oder auf der ersten Kolumne von „Wagners Lehren der Weisheit und Tugend“ statt des „Jungen Lämmchens weiß wie Schnee“, dessen Inhalt ja doch jedes Kind schon auswendig weiß und befolgt, indem es fast keinen Tag ohne Beule am Kopf oder einen Riß auf der Backe oder in der Hose nach Hause kommt. Mit der Lehre vom Schmachtriemen würde man auch die ganze Sozialdemokratie beseitigen. Die Schlächter, Bäcker und Bierbrauer könnten wie die Chausseehäuser abgeschafft werden und — etwas magerer, aber voll Zufriedenheit

und ohne Sorgen — gingen Eheleute und Sozialdemokraten einher.

Nur die ledige „Genußsucht“ ruft alle die Unzufriedenheiten hervor und macht sowohl die Ehen als auch die ganze Menschheit unglücklich. — Wir müßten wieder eine Lebensweise beginnen, wie Diogenes und die Säulenheiligen! —

Ich bitte, mich freilich davon ausschließen zu dürfen, gnädige Frau!

Verargen Sie mir diese kleine Kaprice?

XIX.

Es sang die Nachtigall.

Die Sonne warf in millionenfachen Goldströmen Sprühregen in die Wälder, über die Felder, in die Thäler, über die Höhen, über die ganze Erde.

Und ein Haus badete sie völlig in Gold; daneben standen schwarze, schweigende Bäume und trugen den Ernst der Jahrhunderte in ihren Wipfeln.

Die Sonne verschwand; der Abend sandte tastend die Dämmerung ins Land und sie hockte spähend in der Luft, in Büschen und Bäumen, in Winkeln und Ecken.

Da sang die Nachtigall!

Sie sang mit so schluchzenden Tönen, daß unbeschreibliche Empfindungen in der Brust jener beiden aufstiegen, die unter den schweigenden Blumen ihre Herzen austauschten.

„Du liebst mich?“ — „Ich liebe Dich unsagbar —“ Und die Nachtigall sang.

Der Frühling kletterte eilig an die Brust des Sommers, an der er verglühte, und der Sommer brütete in seinem heißen Neste, bis der Herbst mit kühlem und immer kühlerem Atem ihn allmählich verdrängte. Und dann stieß der Winter mit dem Eisstock an Himmel und Erde und es stürzten die weißen Flocken herab und umschlangen mit ihren Todesarmen, was, halbvernichtet, schon auf dem erstarrten Sterbepfuhle lag.

Und abermals war's Frühling. Der schlanke Page warf in übermütiger Tollheit schwellende Knospen hinab und rote, gelbe, blaue, weiße Blüten pochten an den Wänden ihrer Hüllen, um sich herauszudrängen und die Welt mit ihren Düften zu erfüllen. An einem Frühmorgen brach's allerorten und -enden hervor, als ob mit einem einzigen Zauber-Hammerschlag alle Gefängnisportale der Erde aufgesprungen, nein, eingestürzt seien, denn Riesenströme einer unsichtbaren, lebenerweckenden Kraft entquollen und ergossen sich über die nach Dasein und Genuß dürstende Natur.

Und abermals jagten die Schatten aus dem sinkenden Himmel herab und umspannten mit grauen, halbdurchsichtigen Geweben die Erde, und

abermals ertönte in wundervollen Kadenzen das Abendständchen der Nachtigall. Aber heute begleitete sie mit ihrem Gesang nicht die Geständnisse der Liebe jener beiden; ein kleines, stilles Geschöpf mit dunklen, deutlichen tiefen Augen war geboren, und die matten Augen der Frau umfingen in übermenschlichem Glück das Geschenk des Himmels.

Es sang die Nachtigall; sie sang die ganze Nacht.

Plötzlich verstummte sie. Der Morgen sandte seine leise spähenden Boten; sie trugen helles, glänzendes Fackellicht unter ihren Gewändern und nur ein schwacher Abglanz strahlte von ihnen aus.

Aber dann jählings schlugen sie ihre Riesenmäntel zurück, die Sonne ward sichtbar und nun entluden sich wie knatternde Blitze, aber angeschwollen wie Gebirgsströme, die Lichtwellen über der Erde.

Und die Zeit stampfte aus ihrem unerschöpflichen Schoße abermals die vier Jahreszeiten, den blütenschweren, heißatmenden Sommer, den schwermütigen, abscheidenden Herbst und den eisgrauen Ahasverus-Winter in schweren Schuhen, der weiße Fußspuren zurückließ, wohin er sich wandte. Und wieder ging, nachdem der Frühling den Winter mit einem keimenden Stecken erschlagen, in einer dunklen, warmen Nacht ein sanftes Rauschen durch Gebüsch

und Strauch, durch Äste und Zweige, durch Blüten und Blumen.

In einer unermeßlich süßen Umarmung lag alles, was lebte, und alles genoß das Leben!

Und dann plötzlich erscholl durch den flüsternden Abend einer sanftklagenden Stimme Zauberschall: Was war's?

Er kniete an ihrem Bett und schluchzte. Ihre Hand war matt und ruhte auf dem zuckenden Herzen. Ihre Stimme erstarb — ihr Auge erlosch — Süße, einzige Frau! Lebe! Stirb nicht — schrie er durch die Nacht. Dann war alles still — vorbei! Nur noch einmal drang aus dem dunklen Gebüsch: Der letzte Klageton der Nachtigall.

XX.

Münzsammlungen.

Gnädige Frau!

Als Knabe wollte ich gerne eine Münzsammlung haben und liebäugelte mit blanken Thalern.

Jeder Mensch, behaupte ich, kommt mit der Vorliebe für Münzsammlungen auf die Welt, und das ist ja auch der Hauptgrund des ganzen Elendes. Was am meisten begehrt wird, ist ja nicht immer das Seltenste wie z. B. Luft, Kartoffeln, Wasser, Dienstmädchen u. s. w. Aber etwas Seltenes sind die Münzsammlungen von preußischen Thalern.

Man kann unglaubliche Schurkenstreiche verüben und geht dem Staatsanwalt glücklich vorüber, wenn man eine große Münzsammlung besitzt. Das Eigentümliche ist nämlich, daß diese scheinbar stummen Gepräge das Gezischel der Menschen übertönen, als ob Wasserfälle über Felsen-

riffe schäumten oder der Sturmwind sich in eine Weltecke verfinge; — sie machen alles stumm. Wenn irgend ein Mensch einmal in dem Zustande des Hungertyphus ein gestohlenes Brot nascht und dadurch beweist, daß er gar keine Spur einer Münzsammlung besitzt, also nicht einmal ein Nickel für ihn sprechen kann, — so ist er fürs ganze übrige Leben gebrandmarkt. Das ist bekannt.

Wenn man daher, — bitte geben Sie wohl acht, weil Ihnen das vielleicht noch nicht so recht zum Bewußtsein gelangt ist, — eine große Münzsammlung in seinen Besitz bringen kann, also etwa eine halbe Billion Millionen in Gold, dann kann man der größte Hallunke sein, der ganzen Welt auf der Nase herumtanzen, kann alles thun, was einem in ungezähmter Leidenschaft oder Laune nur immer einfällt, hat sichere Anwartschaft auf die höchsten Ehrentitel, kann noch einmal Präsident einer großen Weltrepublik werden und sogar einen neuen Gott dekretieren!

Die Unvollkommenheit des Menschen zeigt sich am schlagendsten in der Wahrheit, daß er die einfachsten Dinge nicht begreifen kann. Er kann dagegen das scheinbar Unergründlichste ergründen. Das Einfachste zu begreifen ist z. B., daß man vernünftig leben muß, um gesund zu sein, und

ebenso einfach ist die Erkenntnis, daß der Besitz preußischer Thaler durchaus keine Bürgschaft des Glückes ist; und doch sehen wir täglich das große Steeplechase-Reiten nach demselben Ziel, die Jagd nach großen Münzsammlungen!

Heiliger Cyprianus! Könnte man doch einmal auf einen Planeten verschlagen werden, wo man sich „ohne diesen Metallspeck“ eine geordnete Existenz einfangen könnte. — —

Der nächste Brief ist nicht an Ihre Adresse gerichtet, gnädige Frau. Wenn Sie ihn trotzdem lesen, schicken Sie mir gütigst die Thräne, die Sie um mich dabei geweint haben.

XXI.

Seelen-Fortdauer.

Lieber verblichener Corpsbursch!

Wir lernten uns auf der Universität kennen. Während Du, jenem ägyptischen Fortschrittler folgend, den uns Ebers' Phantasie in seiner Uarda schildert, Frosch- und Menschenherzen seziertest und Dir Deine Wissenwelt eroberteſt, machte ich zwischen meinen juristischen Vatermördern ein ernsthaftes Gesicht und studierte Iherings Geist des römischen Rechts.

Gestehe übrigens, Freund, daß Ihr Mediziner dem großen geheimnisvollen Naturarzt bis auf den heutigen Tag nur etwa mit Chinin und Morphium zu Hülfe kommen könnt, der Euch Diät, Geduld und reinen Gottesäther als die großen Universalmedikamente vorschreibt. Seit jenen ersten Kultur-

anfängen am Nilstrom, hat das große Brimborium aller Versuche und Forschungen doch nur zu einem verhältnismäßig winzigen Resultat geführt und während Du, großer Heilkünstler, diese Zeilen liesest, tanzen Deine Nerven vielleicht einen Höllenfandango und vergeblich gebietest Du mit dem Zauberstab Deiner Wissenschaft Ruhe.

Doch zur Sache! Wir sprachen jüngst in unserm Kreise über die Leichenverbrennungsfrage und daran anschließend, über den Verbleib unserer Seele. Ich hoffe, daß wir in unseren Ansichten übereinstimmen, und daß auch Du Deine sterblichen Überreste in einer blaudurchsichtigen Urne (das Stück 2 Mark, in Partieen billiger) einst hinter einer Glasschrankthür aufbewahren läßt. Es werden dann auf die Frage eines Gastes an Deine Nachkommen, „haben Sie vielleicht Ihren Urgroßvater bei der Hand," die Urenkel mit ihren rosigen Kinderfingern durch die Scheibe zeigen und rufen: „Sehen Sie, dort steht Urgroßpapa!" Freilich müssen die pulvrisierten Andenken gut eingeschlossen sein, denn bei dem fortwährenden Mangel an Löschblättern bei den Schulkindern könnte ein solcher kleiner Nachkomme einmal in Versuchung geraten, „Urgroßpapa" als Sandfaß für sein lateinisches Exerzitium zu benutzen! — —

Und unsere Seele, Du dem Weltgeist näher gerückter Forscher, sprich, was wird aus ihr?

Sie hat sich schon bei Leibzeiten auf unsere Nachkommen übertragen und bedarf nicht eines unsichtbaren Konserventopfes, um fortzubestehen. Ein Teil des lebendigen Fluidums unserer Seele verpflanzt sich auf unsere Kinder und verweigert die Vorsehung etwa diese köstlichste der Gaben, so stirbt eben eine Spezies der großen Gattung Mensch nach jenem unerforschlichen Naturgesetze aus, zufolge welcher scheinbaren Laune auch die Ameise und der Feuerstein entstehen und verderben, ohne daß Rechenschaft gefordert oder gegeben wird. Die Orthodoxen wollen, daß unsere Seele entweder auf die Posaunen des jüngsten Gerichts wartet, oder nach einem undefinierbaren Prozeß ein unsichtbares Leben beginnt, wobei es zweifelhaft bleibt, ob sie sich in eine Kammerherrnhülle auf dem Sirius oder in eine Gansmagd auf dem Neptun verirrt. Ist denn der faßbare Gedanke nicht ebenso beglückend, daß unser Bestes von dem uns verliehenen Geistesteig auf unsere Nachkommen übergeht und wir selbst den Rest allmählich zu Grabe tragen? Erfüllen wir nicht auch so das Gesetz der Unvergänglichkeit in dem Naturhaushalt, in dem die seidene Flügeldecke des Insektes so gut neuen Gebilden dient

wie das Wasser, das, — in Dampf verwandelt, — einen Teil jener triumphierenden goldbeschienenen Wolken bildet, hinter denen wir uns Allvater im Himmel denken? — Und wo die Einsamen ihren Geist lebenden Nachkommen nicht einhauchten, kann dort nicht ein geheimnisvolles Naturgesetz, „die Übervölkerung zu verhindern," weise bedacht sein, welches beispielsweise einen Vikar of Wakefield mit vier Kindern, den Gastwirt in Goslar aber nur mit einem Buben beschenkte!?

Entspricht auch eine solche Auffassung von der Seelenübertragung nicht den Anschauungen derer, welche heute noch den Nibelungenschatz des Glaubens hüten, so wird doch der verständige Zeitgeist einst zu einem „Hagen" erwachen und alles bis auf die christliche Moral in die Rumpelkammer werfen.

Gott hauchte uns seinen Odem ein und wir übertragen diese göttliche Lymphe auf unsere eigenen Leibeskeime und so fort und fort, von Geschlecht zu Geschlecht, von Generation zu Generation, gleich allem übrigen Lebenden, das der große Natur-Impuls schaffend und erhaltend vorwärts drängt!

XXII.

Schlunks Brautfahrt.

In Bonn wohnte ich bei einer Witwe, die einst bessere Tage gekannt hatte, aber auch die einfacheren Geschenke des Himmels dankbar entgegennahm. Sie und ihre unverheiratete Tochter Agnes waren so zufriedene und glückliche Menschen, daß es wahrhaft wohlthuend war, in ihrer Nähe zu weilen. Frau Dumont war ein Muster von Sauberkeit; alles blitzte in ihren Räumen, und diese Sauberkeit umstrahlte auch ihre eigene Person. Die Haube mit den schneeweißen Krausen — wunderbar gewaschen und geplättet — umrahmte eines jener kernglatten freundlich-gütigen Matronen-Gesichter, und ihre kleinen feinen, mit sichtbaren blauen Adern durchzogenen Hände hatten jenen trockenen Elfenbeinglanz, der uns anheimelt und das Verlangen weckt, die Finger eines Menschen zu berühren. Diese Frau war die Güte selbst.

Eine Pension, die sie mit der Tochter, einer nicht mehr jungen Dame teilen mußte, befriedigte einen Teil ihrer bescheidenen Ansprüche. Das Fehlende verschaffte sie sich durch Vermietung von Zimmern an Studenten und grollte nicht, wenn diese, behaftet mit den Untugenden der Jugend, auch einmal Störungen in das geregelte Hauswesen brachten. Weniger nachsichtig war allerdings Fräulein Agnes, welche mit ihrem verfehlten Beruf auch jenen so häufigen und begreiflichen Anflug von Einseitigkeit der Auffassung und jene Strenge gegen andere sich angeeignet hatte, welche fast unvermeidliche Attribute der älteren unverheirateten Damen zu sein scheinen.

„Aber jetzt habe ich ein paar Mustermenschen in meinem Hause!“ sagte Frau Dumont und guckte mit ihren freundlichen Augen zu mir empor. „Sie und Herr Schlunk haben mir während Ihres Hierseins noch niemals einen Kummer gemacht. — Nun freilich, — Schlunk ist ein Sonderling und wenn er und Agnes disputieren, gehen beide mit roten Köpfen auseinander. — Die können sich nun einmal nicht verständigen.“

„Wie kannst Du doch so reden, Mutter,“ erwiderte Agnes, von ihrer Arbeit aufsehend. „Ich schätze Herrn Schlunk sehr. Aber widerspricht er

nicht immer? Und ist es nicht fast beleidigend, wie er häufig ein Gespräch abbricht! Dann wirft er irgend eine souveräne Phrase hin, steht auf und geht davon.

Voll Verstand und Gemüt ist er, aber Lebensart — — —"

Das war also Schlunk, der Studiosus medicinae, im vorletzten Semester!

„Wie geht's?" fragte ich eines Nachmittags in sein Zimmer tretend.

„Miserabel!" erwiderte der Angeredete, ohne aufzustehen, und zog einen spitzgedrehten Fidibus durch seine Pfeifenspitze. Ein durchdringender Tabaksgeruch störte ihn nicht.

„Ich überlegte mein ganzes Hab und Gut und da ich, — wie Sie wissen, geradezu darauf versessen bin, einmal ein reicher Mann zu werden, durchzuckte mich jenes wehmutsvolle Proletariatsgefühl, das Rothschild so unbekannt und dem neunten Säugling in einer Dorfschulmeisterwohnung schon durch die mit Wasser verdünnte Flaschenmilch fühlbar gemacht wird."

Und Schlunk stand auf, schraubte die gereinigte Spitze wieder an die Pfeife, — stopfte den Kopf, — hielt einen großen deutschen Fidibus in die kleine eiserne Ofenklappen-Öffnung und wartete ge-

duldig, bis die züngelnde Flamme das Papier faßte.

Dann stieß er mächtige Rauchwolken von sich und setzte sich zu mir.

„Auch eine Pfeife gefällig?“ Ich dankte und drehte mir eine Zigarette.

„Ja! Ja!“ nahm Schlunk von neuem das Wort. „Eben überlegte ich! Einige Bände Gedichte, Arioſts rasender Roland, Niemeyers Pathologie, ein Paar Morgenschuh, — ein Schlüsselbund ohne Möbel und Koffer, — einige Pfeifen, etwas Garderobe und ein ausgestopfter Pintscher: — Gott! hatte ich die Bestie lieb! — das ist das Resultat meiner Bilanz! Schrecklich!“

„Wenn Sie zu dem erwähnten Schulmeister hinab und nicht zu Herrn Anselm von Rothschild hinaufsähen, — würden Sie sich sehr reich dünken — —!“ sagte ich lakonisch.

„Hören Sie, Millionär,“ — so nannte mich Schlunk beständig, weil mein Wechsel etwas größer war als der seinige, — „das ist eine verdammt philisterhafte Art an Ihnen, dieses Pädagogisieren! — Können Sie sich das nicht durch einige geistige Turnstunden abgewöhnen —?

Überlassen Sie doch dergleichen Reflexionen den lauwarmen Zephirgemütern und geduldigen Schick-

sals-Packeseln! Freuen wir uns doch, daß wir nicht so geartet sind! Ich will gar keinen normalen Temperaturstand. Bei mir muß hin und wieder ein peitschender Sturm heranbrausen, ein kalter Nord — ein scharfer Ost, — aber auf der Höhe will ich stehen, wenn der Donner rollt und die Blitze zucken, — nicht neben dem frommen Hirten im Thal. — —

Wer den Anspruch erhebt, ein Alexander oder ein Cäsar zu sein, — der hat das ganze Recht und schon den halben Erfolg." — —

„Freilich!" sagte ich nachdenklich. „Es ist ein Glück, daß es auch solche Naturen gibt wie Sie. Wenn alle Menschen mit dem Senkblei der bescheidenen Erwägung betreffs ihrer Bedeutung und Berechtigung umhergingen wie der Durchschnitt, — wären die Völker nie von Königen beherrscht worden."

„Also einverstanden und merkwürdig richtig von einem Jüngling geäußert, der Not und Entbehrungen nie kannte. Wenn man mit einer Trüffelpastete unter dem einen und einer Flasche Cliquot unter dem anderen Arm auf die Welt gekommen ist wie Sie, — hat man meistens kein Verständnis —"

„Umständliche Geburt, wenn's wahr wäre —"

„Hat man meistens kein Verständnis (können Sie mich denn nie ausreden lassen?) für dergleichen Regungen und keinen Wunsch nach dem Besitze jenes Zaubermittels, welches den einzigen Schlüssel in sich birgt, um das Höchste im Leben zu erreichen: Unabhängigkeit von anderen!

Gold macht nicht glücklich! ist eine banale Phrase. Sehr glücklich! sage ich Ihnen. Und ist der Wunsch, es zu besitzen, unmoralisch? Fordert er die Kriminalpolizei heraus? Schadet es Ihnen, mir, Euch, uns, Dir, ihm, ihr oder sonst unbekannten Grazien?“ — —

„Gewiß nicht! Aber hier zwischen diesen vier Wänden, im Schlafrock, mit der Pfeife im Munde, mit Phantasien ‚Goldgewölbe‘ bauen und einige Dutzend Gehülfen zum Kouponabschneiden engagieren zu wollen — —“

„O Götter, spricht dieser Jünger des jus einen Unsinn! Höre denn, Unerfahrener!“

Schlunk holte eine Guitarre, griff in die Saiten und sang:

Es bleiben Sprüche Worte nicht, wenn Du den Wert erkannt. — —

Aber kaum begonnen, stellte er das Instrument wieder fort.

„Mit dem Singen geht's heute nicht! — Aber meine Antwort habe ich erteilt! — —

Um zu können, muß man doch erst wollen! —

Apropos! Haben Sie Lenaus Faust gelesen? Dieser Mephisto gefällt mir eigentlich besser als der Goethesche. Ich suche schon lange nach einem solchen Mentor, um die Höhen und Tiefen des menschlichen Lebens einmal von Grund aus kennen zu lernen, — mag's dann ein Ende nehmen, wie's will. Nach den unerfüllbaren Vorschriften der großen christlichen Fibel, so man Bibel nennt, gehen wir ja doch alle zum Teufel, statt in den Himmel."

„Nun, Sie werden allerdings keinen Fauteuil im letzteren bereit finden, wenn Sie dermaleinst anklopfen. — —"

„Gewiß nicht, bin auch darauf gefaßt, wie Sie eben hörten. Aber wissen Sie denn, daß mich bereits hier auf Erden eine Teufelin am Kragen gepackt hat? Wissen Sie, daß ich verliebt bin?"

„Ja!" sagte ich mit verstellter Ruhe.

Schlunk sprang auf. „Wie? Sie wissen!?"

„Wie ich Ihnen sagte! —"

„Und in wen? wenn ich fragen darf!?"

„In sich selbst! Sie sind ja der unverbesserlichste Egoist, der mir jemals vorgekommen ist!"

„Zugegeben! Aber ernsthaft! Halten Sie es

nicht für möglich, daß ich mich in eine Madonna verlieben könnte?"

„Gewiß! Jedenfalls wird irgend ein blondes Gretchen einmal auftauchen und auch Sie werden, wie andere Sterbliche, den unvermeidlichen ‚Herzensabhäutungsprozeß' über sich ergehen lassen müssen."

„Halten Sie ein!" rief Schlunk. „Für dieses wahre Monstrum eines Wortes hasse ich Sie ein Menschenalter, und soweit es an mir liegt, noch einige Jahre darüber! Im übrigen haben Sie bereits Recht! Aber, lieber Millionär, es gibt eine Unzahl von Dingen, die man einzugestehen nur sich selbst das Recht gibt. Die bittere Mandel behält dann eine Schale! — Doch zur Sache! Ich bin wirklich verliebt, rasend verliebt! So liebte Antonius! — Romeo! — —"

Schlunk schwieg. Ich schwieg ebenfalls.

„Und Sie sind gar nicht begierig zu wissen, wen ich mit meiner Leidenschaft beehre?"

„Nein, lieber Schlunk! Ich fühle höchstens, daß sich eine Thräne in mir präpariert, die ich auf diesem Grabmal der Liebe werde weinen müssen. Armes Gretchen! —"

„Das ist grob!" rief Schlunk. „Aber — nebenbei — es ist gar kein Mädchen! Es ist eine Frau! — —"

„Ah! Eine Witib!“ —

„Unsinn! — In einen ausgebrannten Krater soll ich meine Rosen und Vergißmeinnicht, meine Veilchen und Lorbeern pflanzen?

Nein, Jünger der Themis! Ihr kennt mich schlecht!“

„Nun, so vertrauen Sie mir endlich an, wo Sie die Leiter ansetzten und wen das Liebesständchen auf Ihrer Guitarre gerührt hat?“

Schlunk machte zum erstenmal ein sehr ernsthaftes, fast trauriges Gesicht und fuhr sich mit seinen großen, knochigen Händen durch die langen Haare.

„Sie sind zwar verteufelt jung, aber Sie haben etwas von jenem unfehlbaren Instinkt, mit dem gewisse Naturen anderen meist richtig zu raten wissen, (‚Selbst‘ raten sie sich freilich oft genug falsch!) und deshalb sollen Sie unter allen Sterblichen auserwählt sein, den Roman meiner Liebe zu hören.

Vorher aber, guter Millionär, verschmähen Sie es nicht, daß ich Ihnen eine Pfeife ‚Toback‘ stopfe. — Man denkt und urteilt nur mit der Pfeife im Munde wie Sokrates!“ — Und Schlunk holte ein ungeheures Exemplar mit langen Quasten herbei,

in das er hineinpustete und mir dann mit großer Feierlichkeit überreichte.

„Sie wissen," begann er, „daß Sünden und Igel ohne Stachel geboren werden, aber Sie erinnern sich, daß der aufwachsende Herr Igel den Stacheln doch nicht entgehen kann.

Meine Neigung war auch stachelfrei, — unschuldig, rein, hell und freundlich wie das Neujahrshemdchen eines Christkindes. Aber später kam es anders. Ich ging an einem Nachmittage, — es mögen jetzt sechs Monate verflossen sein — nach Godesberg. Eigentlich entfloh ich einem Versprechen, das ich Fräulein Agnes drunten gab, der ich beim letzten Garnabwickeln zugesagt hatte, sie mit einer Fortsetzung über den Darwinismus zu ärgern. Uberhaupt ‚leichtsinnig', wie? Du lieber Gott! Wenn die da unten nicht gerade als Frauenzimmer und in so vorgerücktem Alter auf die Welt gekommen wäre, würde man mit Vergnügen Wort und Antwort austauschen, denn sie hat eine Art Männerverstand! Sie lächeln? Ich versichere Sie, das Frauenzimmer hat sogar bisweilen Logik!

Also weiter! Ich schlenderte gen Godesberg. Es lag ein wunderbarer Zauber in der Natur. Die sanftmüde Abendsonne war schon im Hinabsteigen begriffen und tauchte den Himmel in rosen-

glühende Farben. Die Bäume flüsterten, — vom Abendhauch bewegt, — wie andächtige Chorknaben Gebete und neigten ihre Häupter. Den großen Seelsorger sah man nicht, aber man fühlte, wie er segnend seine Hände über seine Schöpfung ausbreitete, wie alles in stillen Schauern erbebte und die Seligkeit des Lebens genoß, — — mit einem Wort: ein wonnetrunkener Abend! Es fehlten nur zwei weiche, duftige Mädchenwangen, die sich an ein heißes Gesicht lehnten und ein süßer Mund, der von Liebe flüstern wollte.

Da kam des Wegs daher" — —

„Aha!"

„Jawohl! Aha! Da kam des Wegs daher — oder vielmehr da erblickte ich eine sich am Wege bückende eifrig suchende Frauengestalt.

Ein kleines, liebliches Mädchen mit kastanienbraunen Haaren half ihr.

Als ich näher trat, schaute sie gleichgültig auf. Aber ich, Freund, fühlte alles andere eher als Teilnahmlosigkeit!

Sie wissen, daß es Gesichter gibt, die einem das Herz sogleich in Bewegung setzen, — so ungefähr, als ob ein Brummkreisel den Verstand verloren hätte. Plötzlich wirbelt es in einem, und die ganze durch Mutterlehren, die zehn Gebote,

Kinderklapse und Schulprügel aufgepäppelte Moralität: ‚Du sollst nicht begehren!‘ — — — ‚Du sollst nicht stehlen‘ u. s. w. u. s. w. geht mit Zugvögelgeschwindigkeit davon!“

„Wie, das ist Ihnen passiert?“ — —

„Bitte, lieber Millionär! Unterbrechen Sie mich nicht. Machen Sie meinen Glauben an die einzige Tugend, die Sie besitzen, nicht auch noch wankend: ‚Ihre Kunst zu schweigen!‘ — — Üben Sie sie auch ferner! Bald liege ich mit auf dem Wege und suche gleich einem Hunde ‚Verlorenes!‘ Die Kleine vermißte eine goldene Nadel. Zwischen hier und hundert Schritt zurück war das Unglück passiert. — Ich fand die Nadel!“

Schlunk stand nach diesen Worten auf und ging mit dem Bewußtsein des Siegers von Lodi, große Schritte nehmend und gewaltige Rauchwolken von sich blasend, auf und ab.

„Ja! Ich fand die Nadel und mit ihr machte ich den ersten Angriff auf dieses trotzige Herz! Ich faßte die Kleine, die sich in Dankesworten ergoß, — wie ein alter Bekannter an der Hand und während sie neben mir hertrippelte, erfuhr ich allerlei offenherzige Dinge, die meine Zuneigung zu der ‚holden Fraue‘ nur noch erhöhten.

‚Wollen Sie uns nicht einmal besuchen?‘ sagte

sie mit einer so gewinnenden Freundlichkeit, als wir an der Villa S. anlangten, daß ich an die Brust und an den Kopf fühlte, ob es denn wirklich Schlunk sei, zu dem dieses göttliche Weib so ermunternde Worte gesprochen habe. Ja es war Schlunk, und ich habe sie seitdem sehr fleißig besucht — — —

Hören Sie, Millionär," fuhr er fort, als ich ein Wort einschieben wollte, „Sie wissen ja als Verlobter etwas aus den großen Kapiteln der Liebe. Ich sage Ihnen, ich lese jeden Tag darin und unendlich, wie Thalatta, das ewige Meer, erscheint mir diese Wissenschaft! — —"

„Und der Gatte?" fragte ich unwillkürlich, da er meine Frage nach einer Witwe vorher verneint hatte.

„Ah so! Jawohl! Der Gatte! Ganz richtig! — Sie hielten mich bereits für eine sieben und siebenzigste, verbesserte und vermehrte, in diesem Jahr gedruckte, mit Illustrationen und Anmerkungen versehene neue Auflage vom Don Juan!?

Die Sache ist anders und ganz moralisch.

Der Gatte ist verschwunden. Er reiste vor sechs Jahren in Geschäften nach Amerika, schrieb allerdings im ersten halben Jahre einmal, schwieg dann aber und ließ nie wieder von sich hören. Er ist

zweifellos tot, — ganz tot, — hoffentlich so tot, daß er nicht einmal am Auferstehungstage so viel Kraft besitzt, um aufzuwachen und sich von seiner Frau wegen Bigamie scheiden und mich wegen hervorragender Beihilfe zu diesem Akt vermittelst einer Pistolenkugel aus jener Welt verschwinden zu lassen! Alle Briefe und sonstigen Versuche einer Anknüpfung oder Nachforschung waren vergeblich. Er ist nach Mitteilungen seines dortigen Geschäftsfreundes wieder abgereist, aber ohne zu sagen wohin, und seitdem sind seine Spuren verweht wie der Schritt des Wanderers nach einem Sturm in der Wüste!

Übrigens würde ‚Canovas Amor und Psyche' niemals ein Sinnbild dieser Ehe gewesen sein. Die Gatten lebten während ihrer kurzen Verbindung sehr unglücklich. Auch würde Frau Cyrilla, zufolge dieser Treulosigkeit, zweifelsohne statt ihrer reizenden Lilienhände nähnadelverstochene und verwaschene Finger, und Furchen im Antlitz statt jener bezaubernden Grübchen in Kinn und Wangen besitzen, wenn sie nicht ihre verstorbene Mutter beerbt hätte, die eine sehr reiche Frau war. So ist sie die Inhaberin eines großen Vermögens und einer fürstlichen Villa, in der sie in ihren Fauteuils schaukelt, ihren Byron liest, ihr Kind erzieht und den Befehl erteilt, daß ihre eigenen Füchse zur

Ausfahrt aus dem Stalle gezogen werden. Alles ist überreichlich und sorgenlos!"

Nach diesen Worten machte Schlunk eine Pause und seufzte etwa wie ein Mensch, der sagen will: „Was nützt mir ein Diamantberg, wenn ich auf einer einsamen, unbewohnten Insel im Weltmeer sitze?"

Ich wartete, daß er fortfahren werde. Als dies nicht geschah, suchte ich das Gespräch durch ein fragendes „Und?" zu beleben.

„Und?" wiederholte Schlunk. „Was wünschen Sie sonst noch zu wissen? Geburtsort? Alter? Zähne regelmäßig, Haare dunkel, Lippen voll, Füße klein?"

„Ich möchte wissen, ob Sie wieder geliebt werden?" — — —

„Ob ich wieder geliebt werde?" brauste Schlunk auf. „Ist es möglich, mich nicht zu lieben?

Sie können ebenso gut fragen, ‚ob die Welt schön, meine Taschen leer, Phosphor gelb oder etwa Krokodille in der Ostsee Eier legen und Steinbutten im Nil gefischt werden? Was weiß ich?'

Wahnsinnig! ganz wahnsinnig werde ich geliebt. Thränenflutend, liebesseufzend, nächteklagend werde ich geliebt. Aber, guter Millionär, — trotzdem bin ich unglücklich, sehr unglücklich!" — — —

„Freilich," schaltete ich ein. „Nichts ist schwerer zu ertragen als eine Reihe von guten Tagen!" —

„Hören Sie," rief Schlunk. „Ist es recht, nur um ein Goethesches Wort nebenbei falsch zu citieren, meine Worte auf eigene Faust unrichtig zu interpretieren? Gute Tage sagen Sie! Gibt es unter Gottes Sonne einen traurigeren, beklagenswerteren Zustand als zu lieben, geliebt zu werden und sich doch nicht angehören zu dürfen? Das ist es! Hinc illae lacrimae!

Erst wenn sechzig Jahre vergangen sind, kann ich Cyrilla zum Traualtare führen. Ich habe es genau ausgerechnet!

Als der verschwundene Gatte fortging — Gott sei seiner Seele durchaus nicht gnädig, — war er vierzig Jahre alt. Da er an Kopfkolik litt, ist wohl anzunehmen, daß er nicht über hundert Jahre leben wird. Aber so lange muß ich auf seinen Tod warten. Nur die ‚Zeit' kann die Beweise seines Heimganges erbringen!

Und wenn's auch anders wäre, — wenn ich einen Totenschein unter Glas und Rahmen über meinem Schreibtisch hängen hätte, — es wird ja doch nie etwas werden können." — —

„Wie, noch ein Hindernis?" — —

„Sehen Sie," seufzte Schlunk. „Nun kommen

wir auf den Beginn unseres Gesprächs bei Ihrem Eintritt zurück. Auf den Urzustand! Auf die Plesio- und Ichthiosauruszeit unserer Unterredung.

Ich sagte Ihnen, daß ich über die ‚Mitgift' nachdächte, die ich mitbringen muß und nicht besitze. Ich zog meine Bilanz und das Resultat war Null.

Deshalb seufzte ich nach Goldbarren und jenen Scheinen, auf denen gedruckt steht: ‚zahlt die Hauptbank ohne Legitimationsprüfung dem Einlieferer dieser Banknote!'

Und das nicht allein. Erstens habe ich nichts, zweitens bin ich nichts, drittens werde ich nie etwas werden und viertens werde ich niemals etwas besitzen! Ja! Selbsterkenntnis ist eine schöne Sache. Aber unsere Hoffnungen gehen mit Luftpumpendruck dabei in die Tiefe!"

„Sind das Ihre Höhen, auf denen Sie stehend, Donner und Blitzen trotzen wollten?" — warf ich ein.

„Empörend! Mich stets zu unterbrechen. Mich nie ausreden zu lassen! Also nochmals! Summa summarum! Cyrilla, die himmlische, die lilienfingerige, die unvergleichliche ist verheiratet und ich bin gebunden durch die schwere Not der Zeit.

Soviel ich nun auch addiere, subtrahiere, divi-

diere, oder gar Wurzeln ausziehe, — diese Widerstandsschmerzen unserer jungen Liebe sind nicht zu operieren und ich kann nur verwünschen — den Ratschluß der ewigen Götter!

Oder können Sie Milchgesicht mit dem Greisenverstand helfen?

Ich sichere Ihnen eine unverschuldete Parzelle in Zentralafrika mit vielen süßen Zuckerrohrstauden zu, wenn Sie einen Ausweg finden! —

Sie könnten übrigens den Besitz gleich antreten, wenn Ihr Schuhzeug gerade gut in Ordnung wäre — — —

Wirklich Kind!" — Schlunk trat auf mich zu. Seine freundlich klugen Augen leuchteten und sein Antlitz nahm einen zärtlichen Ausdruck an, während er meine Hände faßte und heftig drückte, — „hilf mir, wenn Du kannst! — Ich liebe Dich, mein Junge — und ich werde Dir zu einem griechischen Götterrang erster Ordnung verhelfen, — wenn Du mir Cyrilla in die Arme führen kannst!"

Ich fand nun endlich einen Augenblick, um nicht nur Zuhörer zu sein. Ich verwarf überhaupt seine Bedenken, ging ihm mit praktischen Ratschlägen an die Hand, um den Tod des ersten Gatten entweder nachzuweisen oder den gesetzlichen Konsens zu einer Verbindung mit der Dame zu erwirken, suchte ihm

auszureden, daß seine Skrupel bezüglich seiner gegenwärtigen und zukünftigen Stellung und materiellen Lage berechtigte seien, da er jede Fähigkeit und deshalb jede Anwartschaft auf reichlichen Erwerb besäße, daß zugleich aber auch Cyrillas Vermögen ertragsfähig zu verwalten und vorsichtig zu vergrößern eine ebenso aussichtsvolle wie ehrenwerte Aufgabe sein werde. Wie denn überhaupt der Eine mit seinem Wissen, ein anderer durch Fleiß und Geschick mit einem beweglichen oder unbeweglichen Besitz sich eine Rente schaffe, und schloß endlich mit der Ermunterung, „die Sache nicht tragisch, sondern vertrauensvoll aufzufassen, wozu nach meiner Ansicht jegliche Veranlassung sei."

„Alles das sagt die göttliche Cyrilla auch, und da Du es nun auch sagst, Du Goldmensch, der Du nicht durch die Brille der Liebe siehst, so mag es wohl wahr sein! Komm an mein Herz, Freund und sieh, wie es überquillt von Freude und Hoffnung!

Und wie wäre es," schloß Schlunk, von einem plötzlichen Entschluß ergriffen, „lieber Millionär, wenn Sie morgen mit mir nach Godesberg wanderten und wir in einem Dreimänner-Rütli-Bund einen Entschluß faßten! Wollen Sie?"

Ich nickte und wir schieden.

Als ich die Treppe hinabstieg, begegnete mir Fräulein Agnes.

„Ist Herr Schlunk auf seinem Zimmer?“ fragte sie und zeigte mir einen soeben für ihn abgegebenen Brief.

„Für mich?“ rief Schlunk, über das Treppengeländer guckend. „Was gibt's, Fräulein Agnes? Wer erinnert sich des Eremiten von Gauting? O, ich bitte, bemühen Sie sich nicht, — ich komme Ihnen entgegen.“

Schlunk polterte in der That die Treppe hinab und — Fräulein Agnes' Mitteilung, daß der Bote auf Antwort warte, scheinbar überhörend, ergriff er hastig ein kleines zierliches Billett.

„Aus Godesberg!“ murmelte er und überflog die Zeilen. — — — „Die Kleine ist krank — sterbenskrank!“ — — und Schlunk stürzte, ohne uns eine Erklärung zu geben, auf sein Zimmer.

Fräulein Agnes sah mich fragend an und ich zuckte die Achseln.

„Wahrscheinlich eine Patientin von Schlunk!“ sagte ich so obenhin, wechselte noch zwei gleichgültige Worte mit unserer Hausgenossin und trennte mich von ihr.

Die Villa S. liegt unter alten Bäumen versteckt nahe der Hauptstraße, die das reizende Godesberg durchschneidet. Ein um einen sorgfältig gepflegten englischen Rasen abgesteckter Weg, seitwärts begrenzt durch dunkle Kiefern, führt an die Haupttreppe des kleinen schloßartigen Gebäudes, das seine Wohnräume öffnet, wenn man eine Veranda überschreitet. Zur linken Hand führt der Weg an der Villa vorüber in einen weitläufigen parkartigen Garten, in dem Natur und Kunst zusammengewirkt haben, um durch Schönheit und Abwechselung zu erfreuen, und dieser lehnt sich an ein prachtvolles einsames Gehölz. — In dem Hochparterre, — nach dem Garten hinaus — liegt Frau Cyrillas Schlafzimmer, und in diesem sitzt sie selbst im Dämmerlicht an dem Bette ihres kranken Kindes.

Heute blühen und duften die Blumen draußen im Boskett wie sonst! Ja! aber die schattigen Gänge sind verlassen! — Alles atmet dumpfes

Schweigen. Die Thüren, die sich sonst nach diesem lebensprühenden Eden öffneten, sind geschlossen. Der Gesang der Vögel ist verstummt. Die Sommerluft hängt träumend und schwermütig in den dichten Schlinggewächsen, welche die breite Treppe umranken. Die Blätter scheinen zu schlafen, und nur in den mächtigen kanadischen Pappeln, die sich wie Riesenwächter an das Haus lehnen, rauscht es unheimlich wie leises Stöhnen.

Die großen schmerzensreichen Augen der Frau Cyrilla, — stets umrahmt von dunklen, fast schwarzen Schatten, — erscheinen heute noch dunkler.

Und große zögernde Thränen, — jene Thränen, die aus der Tiefe der Seele hervorquillen, jene Eiskristalle unseres Innern, die sich schwerfällig auflösen und emportropfen, fallen auf ihre mutlos gefalteten Hände, bis endlich ein stummer heißer Quell ihren Augen entströmt und durch die nun erhobenen Finger flutet. Sie umfaßt die fiebernde Hand des Kindes, das mühsam atmend und gequält von seinen Phantasien mit geschlossenen Lidern den Todeskampf zu kämpfen scheint. Mechanisch öffnet die Kleine den Mund, als Cyrilla ihr hastig von den bereitgehaltenen Eisstückchen auf die Zunge legt, um das fieberhafte Blut zu kühlen.

Und dann sinkt das arme Geschöpf, das ihr

Bestes auf der Welt verlieren soll, auf die Knie. Ihre Haare haben sich gelöst und fallen über Stirn und Schultern herab. Sie achtet es nicht. Aber sie faltet, — die Einsame, Verlassene, Herzenskranke, — ihre Hände und betet inbrünstig, gläubig.

„Herr! Hier liege ich im Staube vor Dir und flehe. Lasse mir mein Kind! Ich will entsagen hinfort allen Freuden des Lebens! — — — Willst Du mich strafen, unerforschlicher Gott? Was hast Du in Deinem Rate beschlossen? — — — Gnade Herr! Barmherzigkeit!" — — Sie sinkt nieder. Das Kind ächzt. — Die Luft ist schwül und drückend. Draußen stöhnt es in den Pappeln. Eine furchtbare Angst legt sich plötzlich auf das Herz des jammernden Weibes. — „Herr! Herr! Hörst Du mich nicht! Läßt Du mein süßes Kind sterben?" — Dann ist alles wieder stumm. Die Uhr tickert, — mechanisch, — gleichgültig, — — unheimlich! — Es wird dunkel. Der Abend sinkt herab. Ein leises, — wie ein letztes Röcheln ertönt vom Krankenbett. Cyrilla springt auf. „Mein Kind stirbt! Mein Kind stirbt!" schreit sie durch das stumme Gemach. — „Herr mein Gott! Ich flehe Dich an! Verlaß mich nicht in meiner Not! Gib mir ein Zeichen! — Wird sie leben? — Gib — mir — ein Zeichen barmherziger Gott!" — —

Da ertönt laut und zudringlich die Klingel über der Hausflur. Es blitzt in ihr auf. Sie weiß es! Es ist der sehnlich Erwartete! — Es ist Bernhard! Ja! Es ist Bernhard Schlunk mit seinem ernst-freundlichen Gesicht, mit seinem Vertrauen erweckenden Wesen.

„Beruhige Dich, meine teure Cyrilla.“ — Er legt seine Hand auf ihr Haupt. Ihr ist, als ob — Gott ihn gesandt habe, zu dem sie in ihren Ängsten flehte. Und er tritt an das Lager der Kranken, während sie in hastigen Worten über den Krankheitsverlauf berichtet.

Schlunk kniet nieder und fühlt des Kindes Puls.

Er entfernt die Decke und legt sein Ohr an die keuchende Brust. Er gleitet mit der Hand über die heiße Stirn, hebt sie empor, legt sie freier, höher, bequemer, stützt ihr Haupt, drückt das Thermometer in die Achselhöhle und wartet unbeweglich.

„Öffnet die Fenster,“ befiehlt er.

„Und rasch ein kaltes Quellwasserbad und Schwämme!“

Cyrilla gehorcht wie ein Kind. Und nun heben sie die Kleine aus dem Bette und kühle Wasser dämpfen die Fieberhitze und die reine Luft dringt in die heißen, arbeitenden Lungen. — — —

Erst am Morgen verläßt Schlunk, bleich und

übernächtig, das Gemach und wirft sich auf ein Ruhebett.

Und gegen Morgen schläft auch die blasse Frau, überwältigt von den Anstrengungen langer Stunden, — neben dem Krankenbette ein und ein anderes stilles Gesicht horcht über dem Schlafe der Kranken und thut alle Liebesdienste für ein kämpfendes Menschenleben.

„Die Gefahr ist vorüber!“ sagt an einem der folgenden Tage Bernhard Schlunk. Sie sieht ihn an. Ist je ein Mann mit einem solchen Blick belohnt!?

„Und nun lasse ich Dich nicht, mein Bernhard, und wenn auch eine Welt sich gegen uns empört!“ Und wie sie so spricht und ihn umschlingt mit ihren weichen, zärtlichen Liebesarmen, da blüht es auf in seinem Herzen, als ob der Sommer draußen von neuem seinen Einzug hielte! Und so scheint es! Denn während sie sich im stummen Liebesglück umfangen halten, werden draußen die Vögel wieder lebendig. Plötzlich ertönt durch das geöffnete Fenster aus der Waldpartie des Gartens der übermütig-jubelnde Ruf des Schwarzspechtes und ruft „Glühk, Glühk!“ —

„Was ruft er, Bernhard?“ — „Glück! Glück! mein Schatz! Ja — wir sind glücklich!“ — —

So etwa erzählte mir Schlunk einige Tage später und so ergänzte ich es mir, als ich endlich, in seiner Begleitung Frau Cyrilla kennen lernte. Es waren Wochen nach jenem Abend vergangen und um die Zeit, wo die kleine Asta das Bett schon wieder verlassen sollte.

Als wir am Spätnachmittage nach Godesberg hinauswanderten, beobachtete mein Freund ein dumpfes Schweigen und ich wagte ihn nicht zu stören.

„Was grübeln Sie, Schlunk?“ fragte ich endlich in der Absicht, ihm durch Sprechen das Herz zu erleichtern.

„Sie wissen es ja, liebes Kind! Wenn Frau Cyrilla nicht die Scheidung von ihrem Gatten bewirken oder seinen Tod nachweisen kann, bleiben ja doch meine Wünsche nur Hoffnungen!

Und ich fürchte, — alle unsere Überlegungen sind nutzlos.“ — —

Der Sprecher, der damit zufällig meinen Gedanken Antwort gegeben hatte, schwieg.

„Erlauben Sie mir die Bitte,“ hub ich an, „mir einmal genau mitzuteilen, was von Seiten Ihrer Freundin geschehen ist, um möglichst zuverlässige Nachrichten über ihren Gatten einzuziehen. Die ganze Angelegenheit, ja selbst die Personen,

hüllen sich für mich noch in ein völliges Dunkel und ohne den genaueren Zusammenhang aller Dinge, ist es schwer zu sagen, was geschehen soll."

„Sie haben Recht. Ich bin Ihnen schon lange einen Bericht schuldig. Hören Sie also! — —

Frau Cyrilla hat ihren Gatten vor einer längeren Reihe von Jahren, bei Gelegenheit einer Reise mit ihrer verstorbenen Mutter, in Triest kennen gelernt. Jene besichtigten das nahegelegene „Miramar" und bei einer Wanderung durch den Park trafen sie eine ihnen befreundete Familie aus Wien, in deren Begleitung sich ein Herr Brown befand.

Man beschloß das Reiseziel gemeinsam zu verfolgen und bereits nach einigen Wochen, bei einem Aufenthalt im Isonzo-Thal, hielt letzterer um Cyrallas Hand bei der Mutter an.

Brown gab vor, sich vom Geschäft zurückgezogen zu haben und nun nur ein hübsches Fleck Erde suchen zu wollen, wo er sich häuslich niederlassen könne. Seine Gewohnheiten und Passionen während der gemeinsamen Reise machten auch seine Mitteilungen über günstige Vermögensverhältnisse glaubwürdig. Bezüglich seiner Familienverhältnisse teilte er mit, daß er, bis auf einen wenig jüngeren

Bruder, der in Südamerika lebe, keine Verwandte mehr auf der Welt habe.

Die Ehe ward in der That geschlossen, und Brown ging mit seiner Gattin nach Florenz. Aber hier hielt es ihn nicht lange. Er behauptete, daß ihm das heiße Klima nicht zusage, und es wurde beschlossen, nach Deutschland und zwar nach dem Rhein überzusiedeln. Dies geschah.

Frau Cyrilla schildert ihren Gatten als einen unzufriedenen, unruhigen, egoistischen und kalten Menschen, und stand nach Beendigung der Flitterwochen bereits unter dem Eindruck, daß er nicht aus Liebe um ihre Hand geworben, sondern eine reiche Erbin in ihr vermutet habe. — Nach einem halben Jahre machten sich schon Geldverlegenheiten bei Brown bemerkbar. Er unternahm häufig Reisen, ohne jedoch anzugeben, wohin er ging, und sein Umgang erstreckte sich auf Menschen, die Cyrilla aufs höchste mißfielen.

Browns Versuche, die Mutter Cyrillas zu bewegen, ihm Geld für seine Geschäfte vorzustrecken, da er nach seiner Behauptung von großen und unerwarteten Verlusten betroffen sei, lehnte diese ab. — Die alte Dame empfand von vornherein dasselbe Mißtrauen gegen Brown wie Cyrilla später

selbst, und es trat bald eine völlige Kälte und Entfremdung zwischen den Ehegatten ein.

Eines Tages, — sie wohnten bereits seit einem Jahr in der später von Frau Cyrilla käuflich erworbenen Besitzung in Godesberg, — erklärte Brown, eine längere Reise nach Amerika unternehmen zu müssen; wann er wiederkomme, wisse er nicht, auch besitze er nicht die Mittel, um Cyrillas Existenz zu sichern. — Er verwies auf die reichlichen Verhältnisse der Mutter, küßte sein Kind auf die Stirn, nahm von seiner Frau Abschied, als ob er einen Spaziergang machen wolle und verschwand" — — —

„Und dann?"

„Und dann? Wie ich Ihnen bereits erzählte! Er schrieb aus Chicago nach langem Schweigen einmal und ersuchte Cyrilla in einem trockenen Ton, sich nicht zu beunruhigen, wenn er nichts von sich hören lasse. Er könne seine Rückkehr noch nicht bestimmen, da seine Geschäfte höchst unerfreulicher Natur seien.

So sind Jahre verflossen. Nachforschungen in Chicago haben zu keinem Resultat geführt — und, — guter Millionär, — die Welt ist weit, das Schicksal ist unerforschlich und die Zufälle tausendfältig." — —

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Ich will damit sagen, daß der vortreffliche Gatte Brown ebenso gut schon seinen Schädel den Würmern überlassen haben kann, wie es möglich ist, daß er augenblicklich beim Glase Sekt sitzend, die Nachricht erhalten hat, daß Cyrillas Mutter das Zeitliche segnete und daß er nun wieder erscheint. Denn, daß er die Alternative überlegt hat, entweder für immer zu verschwinden oder geeigneten Falles den Geldschrank seiner Frau in Besitz zu nehmen, erscheint mir zweifellos.“ — —

Wir hatten gerade die Villa S. erreicht, als Schlunk seinen Bericht schloß, und Frau Cyrilla eilte uns entgegen, als wir kaum die Pforte geöffnet hatten. Ich stutzte, als ich die blendende Schönheit dieser Frau sah. Wahrhaft bezaubernd waren Mund und Kinn dieser Juno. Auf den feingerundeten Linien lag ebensoviel Vornehmheit wie sittliche Anmut. Und diese Reize standen im Verhältnis zu der ganzen übrigen Erscheinung, deren Gesamtwirkung an jene lebenden Vorbilder einer vergangenen Zeit erinnerte, die einst einem Phidias und Praxiteles die Anregung zu ihren unsterblichen Werken gaben. Frau Cyrilla war in der That eine antike Schönheit.

Sie reichte mir die Hand wie einem alten Be-

kannten, umarmte ihren Bernhard zärtlich und führte uns in die Räume ihrer Villa. Während Beide nach der kleinen Asta schauten, betrachtete ich die Zimmer. Ein in der Wahl und Zusammenstellung kühn zu nennender, fast verschwenderischer Luxus entbehrte zugleich nicht der Wohnlichkeit. Wie wenig paßte aber eigentlich der äußerliche Mensch Schlunk in diesen vornehmen Zauberpalast!

Ich sah ihn vor mir in seinem verschlissenen Schlafrock, mit seiner übelriechenden Pfeife, seinem wilden, ungeordneten Haar und seiner plebejischen Magerkeit, — alles Äußerlichkeiten, die mich von ihm abgestoßen hatten, bis mich sein Shakespearescher Verstand mächtig anzog.

Als wir uns bald darauf zu Tische setzten, nahm Schlunk mit der Miene eines Menschen Platz, den nichts in Erstaunen setzt. Es schien, als ob er die Dinge um sich her in ihrer Bedeutung oder Wirkung gar nicht beachtete und als ob er über jeden gesellschaftlichen Zwang erhaben sei. Er aß viel und hastig, — benutzte das Messer statt der Gabel, und breitete seine langen Arme ungeschickt über den Tisch aus.

Eine ärztliche Frage Cyrillas beantwortete er mit einer staunenswerten Ausführlichkeit, machte lange, oft ungelenke Sätze und flocht so viele la-

teinische Namen ein, daß sie kein Wort verstand und ihn häufig zu unterbrechen versucht war. Daß dies ermüdete, merkte er nicht.

„Wenn Sie nicht verständig sein wollen, müssen Sie unverständig sein, Frau Cyrilla," und ähnliche auch etwas rücksichtslos klingende Reden polterten aus ihm heraus. Aber statt zu zürnen, spitzte sie ihren hübschen Mund und lachte und zeigte verführerisch schöne, blendende Zähne, die mit lachten und unwiderstehlich waren. Anfänglich glaubte ich an ihr eine gewisse naive Leichtgläubigkeit zu bemerken und wollte schon zu dem Urteile gelangen, daß ihre Schönheit manches andere verdecken müsse. — Aber ich ward bald eines andern belehrt, denn sie entwickelte an jenem Abend einen so amüsanten Esprit, daß ich von ihrem liebenswürdigen Frauenverstande ganz bezaubert war.

Am Schlusse unseres Besuches geriet Schlunk in eine ausgelassene Stimmung und überhäufte Frau Cyrilla mit den zärtlichsten Neckereien.

„Sieht sie nicht aus," rief er mir zu, „als ob ihre Mutter einst neun Monate im Anschauen vor der Aphrodite gekniet habe? Ist sie nicht eine göttliche Schönheit? Ich sage Ihnen, lieber Millionär, wenn ich vor dieser angebeteten Frau sterben sollte und man mein Herz sezierte, würde

man den Namen ‚Cyrilla' darin eingegraben finden!" — und er lächelte zu dem kopfschüttelnden, aber glückstrahlenden Weibe hinüber!

„So, und nun knice nieder gleich mir, Sterblicher," rief er mir zu, „und opfre der Göttin der Liebe von diesem trunkenen Wein!"

Schlunk mit seiner schlottrigen Gestalt und den langen Beinen kniete in der That vor Cyrilla und als ich meine Schritte ins Nebenzimmer lenkte und mich umwandte, war es mir beim Anschauen der Gruppe, als ob wirklich Venus, die unvergleichliche Göttin der Schönheit, hinabgestiegen sei, um des verspotteten, häßlichen Vulkans Liebeswerben zu erhören! — —

Als wir nach Hause zurückkehrten und die Treppe emporstiegen, fanden wir Fräulein Agnes wach und munter. „Ich wollte mich noch nach dem Befinden der Kleinen erkundigen," sagte das alternde Mädchen verlegen und eine feine Röte legte sich auf ihre Wangen.

„Deshalb sind Sie aufgeblieben?" fragte Schlunk gutmütig-plump. Fräulein Agnes schwieg. Schlunk glaubte ihr. Ich hatte lange begriffen, daß in dem alten Herzen eine Flamme lodre, freilich wohl angefacht mit der zaudernden Erkenntnis, daß sie vielleicht ungenährt verlöschen müsse! Tante

Agnes liebte den ahnungslosen Schlunk. Und wie ich dies nun herausfühlte und dieses unschöne, altjüngferliche Mädchen mit Frau Cyrilla verglich, mußte ich lächeln. Während ich aber lächelte, schalt ich mich, weil mir nicht eher eine Thräne des Mitleids ins Auge stieg, daß das arme Geschöpf so „selbstverständlich" von allem Erdenglück ausgeschlossen sein sollte!

Diese armen alternden Mädchen mit ihrer Pflichttreue und Entsagung, mit ihrem erzwungenen Lächeln und heimlichen Thränen, mit ihrer Resignation und ihrem übertriebenen Selbstbewußtsein sind die modernen Anachoreten. Sie üben täglich die moralische Gymnastik der Entsagung und ihr Los ist ein überaus hartes.

Schlunk folgte Fräulein Agnes' Aufforderung ins Wohnzimmer zu treten, — warf sich in einen Lehnstuhl, schlug die langen Beine übereinander und holte Cyrillas Bild hervor, das sie ihm heute geschenkt hatte. — „Hier sehen Sie sich einmal das Wunderweib an, das mich verknöcherten Jünger des Äskulap in Fesseln geschlagen hat. Ich habe mich verlobt, Fräulein Agnes!" — und er überreichte ihr durch meine Hand das Porträt der schönen Frau.

Agnes, die wohl den Besuchen in Godesberg

neben der ärztlichen Veranlassung, noch eine andere Bedeutung beigemessen, — aber gewiß alles andere erwartet hatte als eine Verlobung Schlunks — ward bleich wie die Wand und nahm mit zitternden Händen das Dargebotene entgegen.

„Nun, Fräulein Agnes!?“ rief Schlunk ungeduldig. — Jene schwieg.

Sie hatte nicht geantwortet. Sie konnte nicht antworten. Ich sah es.

„Sehr, sehr schön! Viel Glück, lieber Herr Schlunk!“ sagte sie endlich, ihre ganze Kraft zusammennehmend, aber mit unsicherer Stimme.

Schlunk wollte aufspringen, aber ich winkte ihm, und nun schien er zu verstehen.

Ich geleitete Fräulein Agnes an die Thür des Schlafzimmers. In demselben Augenblick war wohl Frau Dumont wach geworden, denn man hörte sie ängstlich rufen: „Agnes, liebe Agnes!“

„Ich komme, ich komme, liebe Mutter!“ antwortete jene aufgerüttelt von einer neuen wichtigeren Sorge und verschwand durch die Thür.

Ja! Die Pflicht steht über den Herzensregungen! Auf Deinen Posten, alterndes Mädchen Deine bejahrte Mutter ruft. Du hast nur Pflichten; — keine Rechte auf Glück und Liebe! — Keinen Anteil an dem warmen Sonnenschein, der durch

anderer Herzen flutet. — Gute Nacht! Gute Nacht! — Gute Nacht? Ach! Wie feucht wird morgen früh das Kissen sein, das Du mit Deinen Thränen gebadet hast. — — —

Ernst und stumm verließen wir das Gemach

Oben angekommen, drückte mir Schlunk die Hand und sagte: „Auf das sonnige Porträt meiner Geliebten fiel ein Reif. Es war noch feucht, als ich es an mich nahm. — —

Sonderbare Welt! Schon das Glück unserer Geburt muß unsere Mutter mit Schmerzen erkaufen und die meisten Freuden entstehen aus ihnen oder haben sie im Gefolge. Die Geschichte da drunten hat meinem Glück ein Loch in den Kopf gestoßen. Und sonderbar! Die Konvenienz geht unter uns Menschen so weit, daß wir uns nie mehr schämen, als wenn andere sehen, daß wir Menschen sind und menschlich fühlen! So flohen eben wir gerade in dem Augenblick von einander, wo wir gegenseitig fühlten, daß wir zu einander gehörten."

Ich blickte Schlunk fragend an.

„Ja, lieber Millionär," schloß mein Freund. „Ich liebe das Frauenzimmer da drunten wie meine Schwester! und jeder Kummer, der sie drückt, liegt schwer auf meinem eignen Herzen!"

„Nun," fragte Schlunk, sich eine Pfeife stopfend und anzündend, am nächsten Tage, „was sagen Sie denn eigentlich zu meiner Vestalin? Ist's nicht ein Jammer, wenn einem ein Königreich angeboten wird, es ausschlagen und ein Stiefelputzer bleiben zu müssen? Begreifen Sie, Kind? Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide. Es brennt mein Eingeweide — — — Wie soll das enden!"

Schlunk stöhnte.

„Ich fände schon einen mammonbedürftigen Priester, der uns traute. Nichts leichter als das! Aber wie nun? wenn plötzlich der rächende Brown erschiene! Ich möchte nicht der Maler sein, um das Schreckensweiß unserer Wangen zu konterfeien.

Bah! Scheidungsgründe! So billig wie Tannennadeln! Aber so wenig man mit dem bloßen Kommando des Wollens sterben kann, ebensowenig ver-

mag man einen einmal angetrauten Gatten abzuschütteln, der nicht seinen Totenschein vorzeigte!

Doch lassen wir das!“ brach Schlunk plötzlich ab. „Mich bewegt heute etwas anderes. — Sehen Sie, Millionär, wenn ich einmal demjenigen meiner Vorfahren begegnen könnte, der sich den Namen ‚Schlunk‘ aufdrängen ließ, prügelte ich ihn blau und braun! ‚Schlunk!‘ wie das klingt! Ein Bänkelsänger, ein Kesselflicker, — ein trunkener Handwerksbursche kann Schlunk heißen. Aber ein Trabant im Dienste Amors — — — und ‚Schlunk?‘ Schrecklich! — Freilich mein Äußeres entspricht meinem Namen. — — Bah! Schweigen Sie! Ich sah es Ihnen wohl an, Sie tobsüchtiger Aristokrat, daß Sie fürchteten, mein schäbiger Gehrock könne die seidenbezogenen Fauteuils der Villa S. beleidigen! — Widersprechen Sie nicht! Ich weiß das alles sehr wohl und Cyrilla hat mir schon Reden gehalten, die so überflüssig waren, wie Martorellis achthundert Quartseiten-Buch über ein zu Portici gefundenes altes Tintenfaß.

Aber ein Schlunk bleibt ein Schlunk und es ist wohl auch besser so; denn als Psyche die Lampe ansteckte, war ihr der Liebesgott für alle Zeiten verloren. Wer weiß, ob ich nicht ein ungenießbarer, hartherziger Egoist werde, wenn ich den

Handwerksburschen-Kittel abstreife, mit dem ich bisher auf Erden umherwandelte."

„Sie sind doch voll der sonderbarsten Widersprüche, lieber Schlunk," — — warf ich zwischen seine Rede. „Wenn Sie einen gewissen äußeren Schliff an sich selbst entbehren, weshalb ändern Sie es nicht? Diese Nachlässigkeit gefällt nur Ihnen selbst — —"

„Und ist das nicht hinreichend," rief Schlunk entrüstet. „Nur mir?

O, Sie Pharisäer! Ist das nicht alles? — Essen, trinken, gurgeln, schnupfen, schlafen Sie denn, weil es anderen gefällt?

Freilich, verrückt genug ist die Welt und wenn es einmal Mode werden sollte, Ringe in den Nasen zu tragen, wird jedermann es schön finden!"

„Welche Paradoxen! Schlunk! einen sauberen Rock und blendende Wäsche zu tragen ist ebensosehr das Attribut des Kulturmenschen wie Seife und der Besitz einer Haarbürste! Und welch' geringes Opfer, wenn Sie Frau Cyrilla besser gefallen!"

„Wenn ich ihr in den Launen eines Schneiders besser gefalle," — Schlunk betonte das Wort „besser", „dann war ihre Liebe Strohfeuer, und wir löschen sie lieber beizeiten aus! — —

Aber Schlunk zu heißen, das ist freilich ein Verbrechen!

Schlagen Sie mir einmal einen stattlichen neuen Namen vor! Ich bin entschlossen, noch heute darum einzukommen und bin sicher, daß man dies dem letzten Nachkommen eines ausgestorbenen Geschlechtes gewähren wird. Nun, haben Sie einen? — —

Halt! — so soll es sein! In diesem von Ihnen geliehenen Bande des Konversationslexikons schlagen wir eine Seite auf. In der siebzehnten Zeile von oben das dritte Wort soll fortan mein Name sein! — Denn auf ein so himmelschreiendes Wort wie Schlunk werde ich gewiß nicht stoßen!" Und Schlunk schlug wirklich eine Seite des Brockhausschen Konversationslexikons auf, zählte langsam und vorsichtig und rief dann triumphierend:

„Jacta alea est! Beinahe wäre ich freilich an einer ‚Hundeschnauze' sitzen geblieben. Ein Artikel über Hunde! Aber das nächste Wort war ‚Bernhardiner'. Und Bernhardin will ich fortan heißen. Bernhard Bernhardin! Doktor Bernhard Bernhardin! Es ist, als ob das Schicksal auf der Lauer gelegen hätte, mir diesen Namen zu verschaffen!

Den Schlunk ziehe ich aus, — den Rock ziehe ich aus!

Kommen Sie, Millionär! Gehen wir gleich zu einem Schneider und messen wir dem neugeschaffenen Doktor Bernhard Bernhardin auch einen neuen äußeren Menschen an! Geld haben wir freilich nicht. Aber Sie leisten solidarische Bürgschaft und dafür ernenne ich Sie hierdurch zu meinem ersten, geheimen Liebessekretär!“ Und er zog mich ungestüm die Treppe hinab. — —

Fast neun Monate waren vergangen. Bernhardin, alias Schlunk hatte ein glänzendes Examen bestanden, sich den Doktorhut geholt und war praktischer Arzt in Bonn geworden. „Doktor Bernhard Bernhardin“ stand fortan an unserer Hausthür. Die Namens-Veränderung war ihm gewährt. Die treffliche Frau Dumont hatte ihm ihre Zimmer eingeräumt und behalf sich mit dem seinigen. So waren wir zusammengeblieben trotz der veränderten Verhältnisse, und Fräulein Agnes schöpfte augenscheinlich neue leise Hoffnungen, daß die Besuche des Herrn Doktor in der Villa S. in Godesberg „Besuche“ bleiben und daß Herr Brown niemals seinen Totenschein einsenden werde. Bernhardins Lage war in der That eine sehr peinliche, denn die inzwischen nochmals angestellten Nachforschungen waren ohne Erfolg geblieben, und ohne den Totenschein Browns war der Konsens zur Eheschließung nicht zu erwirken. — —

Es war gegen Ende des Sommers, als Doktor Bernhardin und ich eines Tages der Aufforderung Cyrillas zum Diner folgten und nach Godesberg hinauswanderten. Die reizende Frau empfing uns mit ihrer gewohnten, liebenswürdigen Herzlichkeit. Asta sah aus wie eine Rosenknospe und begrüßte meinen Freund mit der zärtlichen Anrede: „Lieber Onkel Bernhard.“ Doktor Bernhardin aber war düster und zerstreut und Cyrillas Fragen wich er aus.

„Was der gute Bär nur wieder hat?“ fragte sie mich, aber ich vermochte ebensowenig eine Erklärung zu geben. Es fiel mir auf, daß Bernhardin gleich nach dem Eintritt in den Salon versteckt und hastig ein Photographie-Album durchblätterte und nach diesem Durchblättern fast noch schweigsamer wurde als vordem.

Bei Tische schien sich seine düstere Stimmung etwas zu geben und dies war kein Wunder. Die reizende Frau überhäufte ihn mit tausend Aufmerksamkeiten, strich ihm mit ihrer kleinen, weichen Hand über die Stirn und blickte ihn so zärtlich an, daß ein wirklicher Bär hätte seine Natur ablegen müssen.

Nach Tisch zog sich jeder in ein ihm zusagendes Gemach oder in den Garten zurück. — Das

große Eingangszimmer der Villa war flankiert von zwei kleinen Boudoirs und getrennt durch zwei Glasthüren, so daß man die ganze Reihe der drei Zimmer durchschauen konnte.

Bernhardin und ich hatten uns eines dieser Gemächer als Rauchzimmer eingerichtet und saßen auch heute plaudernd, mit der Zigarre im Munde, nach Tisch beisammen.

Ein Geräusch im Wohnzimmer unterbrach unser Gespräch, doch bemerkten wir niemand, als wir durch die Glasthüre blickten. Aber dann faßte Bernhardin plötzlich meinen Arm und winkte mir mit allen Zeichen einer furchtbaren Unruhe zu schweigen.

„Also doch!“ hörte ich ihn sagen und nun schaute ich unwillkürlich durch die Scheiben und sah, worauf sein Auge wie starr geheftet blieb.

Im gegenüberliegenden Gemach saß Frau Cyrilla neben einem Manne, der eindringlich und lebhaft sprach.

Das Gesicht hatte ich schon gesehen! — Auch Bernhardin war es bekannt und nun ward es mir klar: „Der Fremde war Brown, Cyrillas Gatte.“

„Brown?“ fragte ich leise und ebenso erschrocken

wie mein Freund, der blaß wie eine Leiche neben mir saß.

„Ja Freund! Brown! Ich sah ihn — schon heute — in Bonn. — Aber ich war meiner Sache nicht sicher, trotzdem diese verdammte Physiognomie — — —“

Er hielt inne.

Cyrilla zog die Hand, die Brown gefaßt hatte, nicht zurück, und über ihr Angesicht flog ein entzücktes Lächeln, während er sprach.

Bernhardin sprang auf. —

„Stille!“ bat ich. „Ums Himmelswillen keine Übereilung! Bedenken Sie die älteren Rechte dieses Mannes — und beobachten wir weiter.“

Offenbar war jenen unsere Anwesenheit unbekannt. Wir sahen sie, aber sie sahen nicht uns, denn wir waren unwillkürlich aufgestanden und hatten uns seitwärts an die Wand gedrückt.

Immer lebhafter ward drüben das Gespräch und immer glückstrahlender erschien Frau Cyrilla!

„Auch Asta ist dort!“ flüsterte jetzt Bernhardin. „Und sehen Sie, er legt die Hand auf ihr Haupt und — küßt sie. — — Kein Zweifel mehr!“ —

Bernhardin sank in einen Sessel und bedeckte sein Angesicht mit den Händen.

Armer Freund! Das Zeugnis ihrer einstigen

Liebe hatte offenbar die beiden Menschen drüben von neuem vereinigt und Frau Cyrilla schien alles vergessen zu haben, was hundertmal als Schwur über ihre Lippen geglitten war.

„Ich bleibe nicht länger," — — hastete es endlich aus Bernhardin, als er nochmals hinüberschaute.

„Bin ich denn wahnsinnig, Freund? Ist's ein Trugbild? Nein Wirklichkeit — — Wirklichkeit! Ich bin der elendeste Mensch unter Gottes Sonne. Dieses grausame Weib hat alles vergessen!"

Bernhardin riß, meines Widerstandes ungeachtet, — die Thür auf und stürmte durch das Gemach ins Freie. Ich folgte ihm.

„Bernhard, Bernhard!" tönte jetzt Cyrillas Stimme laut und fröhlich hinter uns im Freien.

Bernhardin stutzte. War das der Ton einer Schuldbewußten?! Was ging vor?

Unter diesen Zweifeln der Ungewißheit die Villa zu verlassen, war unmöglich. — „Laß uns zurückkehren," riet ich, und er folgte in der That mechanisch, wie ein zum Tode Verurteilter.

Was wollte sie ihm noch sagen? Und in Browns Gegenwart?

Asta flog uns mit einem „Komm, komm rasch!" entgegen und hüpfte ungeduldig vor uns her, als

wir zögernd folgten. Und nun überlegte ich und blieb in einiger Entfernung.

Aber welches Staunen überfiel mich, als ich nach nur wenigen Worten zwischen den dreien, plötzlich Cyrilla in Bernhardins Arme fliegen sah, und ein Jubel aus der Brust jener beiden emporstieg, der jeder Beschreibung spottete. Bernhard Schlunk hob Cyrilla wie eine Feder empor und trug sie mir entgegen. „Da ist die Treulose! Sehen Sie her, wie eine Treulose ausschaut, Millionär!“ rief er und setzte das errötende Weib vor mir nieder. „Jetzt ist vorbei nun mit einem Mal alle Sorg' und Winterqual! Tönt es von den Höh'n bis zum Thale weit: o wie wunderschön ist die Frühlingszeit! War's nicht auch zur Frühlingszeit, als sich Dein Herz meinem Herz erschloß, als von Dir Du süße Maid, ich den ersten langen Kuß genoß!“

So tönte es von Bernhardins Lippen, und er konnte nicht aufhören, Cyrilla anzuschauen und sie und Asta an sich zu drücken.

Herr Brown aber war näher getreten, und ich horchte begreiflicherweise mit großer Spannung auf seine Worte, als er nun sagte: „Wahrlich, ich begreife nicht, daß mein verstorbener Bruder eine solche Frau verlassen konnte, um draußen ein zweifelhaftes Glück zu suchen! Ihnen aber, mein

Herr, gratuliere ich von ganzem Herzen, diesen Schatz nun für immer gehoben zu haben!“ Er drückte beiden bewegt die Hand und ich hatte begriffen.

Die Vögel sangen, — die Blumen blühten und dufteten, — in den kanadischen Pappeln rauschte es wie fröhliches, singendes Wehen und plötzlich rief auch wieder der Schwarzspecht aus der fernen Waldpartie des Gartens: „Glühk! Glühk!“ — „Ja! Glück, Glück! Nun haben wir unser Glück!“

Ich aber, den noch zu frühzeitigen Triumph fürchtend, flüsterte den beiden zu: „Hat Herr Brown auch wirklich den Totenschein seines Bruders mitgebracht?“

„Ja!“ flüsterte Bernhardin zurück, „wirklich. Und noch anderes dazu — — —

Aber nun zu Ihnen, lieber Millionär, dem ich so vieles zu danken habe! Sie sollen neben diesen Beiden, — und er zeigte auf Cyrilla und Asta — stets den ersten Platz behalten in dem Herzen ihres Freundes Schlunk! — Schlunk? — ‚Bernhard Bernhardin‘ wollte ich sagen! — Verdammt schwer zu behalten, dieser kapriziöse Name, — — aber auch in ihrem Herzen, — und er schob mich seiner Braut näher, so daß wir uns unwillkürlich berührten. Ich fühlte eine sanfte Frauenwange

die meine ſtreifen, und eine kleine Hand ſtahl ſich an meine widerſtrebende Rechte. O! wie glücklich waren dieſe Menſchen!

Tante Agnes aber ſtand am folgenden Morgen in ihrem einſamen Gemach und ſtarrte wie eine Abweſende vor ſich hin. Und dann plötzlich löſte ſich ein flutender Thränenſtrom aus ihren Augen und das gute Geſchöpf murmelte: „Lieber treuer Gott! Laß ihn wenigſtens glücklich werden!“

Zu gleicher Zeit aber rief eine bekannte Stimme aus dem Wohngemach die mahnenden Worte: „Agnes, liebe Agnes! Vergißt Du mich denn ganz mit dem Frühſtück? Was treibſt Du denn heute morgen eigentlich!?“ — — — —

XXIII.

Ein wundervoller Brief.

Gnädige Frau! Heute bin ich entschlossen, Ihnen einen wundervollen Brief zu schreiben. Haben Sie bis in die Nacht gelesen und wollen Ihre Augenlider, mehr dem Naturgesetz, als Ihrer Neigung folgend, sich schließen, so werden Sie schon durch diese ersten Zeilen eine elektrische, schlafüberwindende Frische in sich fühlen. Die mohnduftenden Geister fahren mit Extrapost zu einer für sie empfänglicheren Erdentochter ab, Sie aber setzen sich bequem zurecht und Ihre Augen fliegen über meine unsterblichen Buchstaben. Denn, — dieses Kapitel soll gewidmet sein der Liebe!

Nicht jener grausam definierten Schopenhauerschen Liebe! — Ach! gnädige Frau, wenn wir unsere Empfindungen erst zerlegen, das Wunderknäuel abwickeln, Mütterchen Vernunft mit zur Hilfe ziehen

müssen, dann sieht die Sache allerdings kahl aus wie des Schulmeisters Leibrock.

Nichts wird mit leichterem Herzen über Bord geworfen als die Liebe, obgleich sie wie die echten Perlen am schwersten zu erlangen ist. Es geht ihr wie den leeren Stiefelwichsdosen, den vorjährigen Kalendern, den unbequemen Bekanntschaften, den auf Reisen überreichten Visitenkarten, dem einen Handschuh, dessen Zwillingsbruder auf irgend einer Treppe oder in einer Droschke liegen blieb, den Erinnerungen an die Stunden, wo Schamröte in die Wangen stieg, der Dankbarkeit, den abgerissenen Stiefelstrippen und selbst der Verkörperung der Liebe: der weißen Biskuit-Venus mit den zerbrochenen Armen und der lädierten Nase.

Dagegen wirft man nicht über Bord leere Nadelbüchsen, gefällig beklebte Apothekerschachteln, Siegellackreste, Liebesbriefe mit Haarlocken, stets bereitwillige Freunde, angerauchte Pfeifenköpfe, grüne und rote Wassergläser (obgleich man nie daraus trinkt), ungestempelte Briefmarken kassierter Couverts, Leidenschaften, schlechte Gewohnheiten, das erste Stammbuchvers-Album und sonstigen Pietäts- und Gewohnheits-Krimskrams.

Aber von welcher Liebe ist hier die Rede?

Erstens gibt es selbstlose und zweitens selbstsüchtige Liebe. Von der Liebe eines von der Welt abgeschlossenen Einsiedlers spreche ich nicht. Ein solcher besitzt in seiner Thorheit nicht einmal Selbstliebe. Also der selbstlosen Liebe — nur sie ist Liebe! — soll meine Betrachtung gewidmet sein.

So viele Nüancen in der Farbe, so viele Spielarten der Liebe.

Liebe setzt sich aus Liebe auf den höchsten Thron und ißt unter Thränen ihr Brot. Sie putzt sich wie ein Pfau und geht auf zerrissenen Socken, durchmißt Welten, Länder und Meere und harrt aus im einsamen Kämmerlein, begreift, verzeiht alles; ja, wie die Bibel spricht: Sie hofft und duldet alles. Daß sie auch alles — glaubt, wie das Schriftwort behauptet — —?

Liebe arbeitet, fastet, friert, hungert, durstet und erträgt jederlei Schmerz. Im Raum einer Sekunde erhält sie ein anderes Uhrwerk und verändert sich ihr Pendelschlag. Sie ist ein Schlagbaum und ein breites, offenes Thor! Es gibt für sie keine Zeit, keine Jugend, kein Alter und keinen lächelnden Himmel.

Aber doch reißt sie aus der Finsternis die Sonne, aus dem Erdboden den Diamanten, aus der Tiefe des Meeres die Perle.

Sie zerstört ihr eigenes, schönes Antlitz und grübelt, wie sie die Falten verwischen möchte, kämpft mit dem Satan Not, bezwingt die Schwester des Todes: die Krankheit und schlägt ihn selbst mit eisernen Willenskeulen in die Flucht. . .

Liebe erklimmt den höchsten Gipfel und stürzt sich in die wildeste Brandung, sie wird aus einem abenteuerlichen Kriegsmann ein friedliebender Seildreher und verwandelt Kinder in Greise und Greise in Kinder. Liebe macht den Weisen zum Thoren und den Thoren zum Weisen, Liebe ist erfinderisch wie ein Biber, fleißig wie eine Ameise, treu wie ein Hund, schlau wie ein Fuchs, stark wie ein Hammer, biegsam wie eine Gerte und schmiegsam wie Epheu. Liebe ist fahl und rotbäckig, hat helle Augen, emsige Hände, hurtige Füße und legt sich freiwillig in Ketten.

Liebe schuf die Welt und zerstört sie, läßt Menschen entstehen und Menschen sterben, sitzt in dem Kelche eines Marienblümchens und in dem Gehirn des kleinsten Insekts, Liebe schafft, baut, ordnet, erhält, reißt zusammen, geht, kehrt zurück und beginnt von neuem.

Es gibt zweierlei Liebe, welche das Höchste, das Tiefste und das Selbstloseste sind: Die Liebe einer Mutter zu ihrem Kinde, und die Liebe eines

reifen Mannes zu dieser! Sie reißen das eigene Selbst aus ihrem Innern und würden sich den Tot geben, könnten sie das Leben jener erhalten.

Kennen Sie eine höhere Liebe? Sie ist der Liebe Gottes vergleichbar. Die Liebe der Liebenden, die Halmsche Liebe von den „Zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag," ist nur ein Fieber des Herzens, — eine Krankheit.

Und auch ich litt einst an dieser Krankheit und aus jener Zeit stammt das folgende treffliche Gedicht:

„Alle Bücher, die da je geschrieben,
Und die redeten von Liebe,
Hab' ich nicht nur durchgelesen, abgeschrieben,
Sondern habe mitempfunden diese große, tiefe, starke Liebe!

Dennoch blieb die Summe dieser Liebe
Weit zurück von dem Gefühl der Liebe,
Welches, Agnes, mich durchströmt für Dich,
Und das hoffentlich durchströmt auch Dich für mich!"

Sie werden mir zugeben, daß kaum bessere Verse gedichtet worden sind und unter allen Umständen einräumen, daß es wenige Poesien geben wird, die man, wenn man ein ausgezeichnetes Gedächtnis hat, so leicht auswendig lernen kann. Welchen Reichtum von neuen und überraschenden Reimwendungen, welche Formenschönheit, welche

Gedankentiefe und welcher präziſe Versbau! Nirgend eine Silbe zu viel, nirgend eine zu wenig! — Und — ehrlich gesprochen — haben Sie je ein an Agnes, gerade an Agnes gerichtetes Liebeslied gehört? Sicher niemals! Also auch das ist — Doch jetzt verbietet mir meine Bescheidenheit, das zutreffende Wort zu gebrauchen.

Bevor ich indessen von Ihnen Abschied nehme, sei es gestattet, Ihnen noch eine weitere Probe meines Talentes auf einem andern Gebiete vorzuführen. — Nach der Kürze werden Sie nicht den Wert bemessen. Bei der Aufnahme in eine Anthologie würde es etwa unter Epigrammen und Gnomen seinen Platz finden.

Also hören Sie gütigst:

Es weht der Wind aus Süd-Süd-West!
Und das ist auch das Allerbest,
Daß man ihn ruhig wehen läßt,
Wenn er mal weht aus Süd-Süd-West!

So, jetzt halte ich Sie für genügend vorbereitet, gnädige Frau, die Geschichte meiner ersten Liebe zu hören!

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

XXIV.

Die Geschichte meiner ersten Liebe.

Es war gerade der fünfte Mai! Alle Welt jauchzte und fühlte sich wie neugeboren. Jeder Schneidergeselle war heute vergnügt, denn nach Sturm und Kälte brach die Sonne hervor, erleuchtete die Gegend und machte die Luft so kristallhell, daß alle Gegenstände in weitester Ferne in mikroskopischer Klarheit sich abzeichneten, senkte wohlthuende Wärme herab, drang durch das Maigrün, als ob Goldregen hereingesprüht sei, vergoldete die Dächer und die Turmspitzen sowie alle blanken Knöpfe an der Uniform des Herrn Oberst. Der Herr Oberst aber war mein Großvater und der stand vor der Hausthür und rief unwirsch: „Wo bleibt der Teufelskerl denn nun wieder?“ Der Teufelskerl war der Kutscher, und meine Großmutter, die das Schnupftuch nicht mehr von dem guten, lieben Gesicht ließ

und mich immer von neuem umarmte, beruhigte zugleich ihren alten Bulldoggen (denn das sind die Obersten) und sagte: „Mann, Mann, wie bist Du doch ungeduldig! Er wird ja kommen und so behalten wir unsern Alex doch noch ein wenig länger!

Hast Du auch alle Deine Sachen?“ wandte sie sich besorgt zu mir. „Sag' Großpapa nichts!“ fügte sie leise hinzu und ließ einen umfänglichen Beutel mit Goldstücken in meine Hand gleiten, so daß ich nicht umhin konnte, ihr vor Rührung und Dankbarkeit ihre treuen, welken Hände zu küssen. Es war wirklich Rührung. Ich weiß gar nicht, wie es mit meiner Seele war, halb lief sie schon wie ein vergnügter Köter vor mir auf der Landstraße voraus, halb hockte sie noch bei den Alten und wollte nicht fort.

Drei kleine Männchen und des Nachbars Philippine standen gegenüber lange bereit und warteten auf meinen Abgang. Selbst das dreibeinige hölzerne Pferdchen mit dem abgerissenen Schwanz auf dem Rollbrett, das einer der Buben am Bindfaden hielt, schien die Bedeutung der Situation zu begreifen und schaute ernsthaft zu uns herüber.

Der Schuster aus dem Keller, — in meiner

Kindheit hatte ich immer Furcht vor ihm, denn er trug einen großen ungekämmten Bart, in dem der Staub Sommer- und Winterschlaf hielt, und aus dem er eine Reihe alter Freiheitslieder nach einer und derselben Melodie hervorbrummte — stand mit der vorgebundenen Lederschürze vor der Kellerthür und hatte schon dreimal die Mütze gezogen, um meinen Großvater-Oberst zu begrüßen. Aber der hörte und sah nicht, er schaute nur nach Friedrich aus, der nicht kommen wollte.

„Du," wollte ich ein paar Mal sagen, „der Schuster Seidel drüben grüßt," aber ich verbiß es mir und nahm dreimal selbst die Mütze ab, damit er nicht glaube, wir hielten uns zu vornehm.

Aus des Nachbars Hofthür gackerte eine Henne hervor und ihr folgte der Hahn, auch angezogen von der Ungewöhnlichkeit des Morgens und gab seine Meinung in allerlei unartikulierten Tönen zu erkennen. Hier und dort guckten die Nachbarn aus den Fenstern, herbeigelockt durch die ungeduldig-laute Stimme meines Großvaters, der die Meerschaumpfeife ausklopfte und Friedrich anschnauzte, der nun endlich im Galopp heransgesaust kam

„Ja, de oll Brun, Herr Oberst" — begegnete Friedrich dem Poltern des Alten, — worauf so-

gleich der Braune untersucht wurde, indem der Fuß des Wallach von dem rasch vom Wagen herabgesprungenen Kutscher emporgehoben und den prüfenden Blicken des Herrn Oberst unterstellt ward.

Und nun war denn der Augenblick des Abschieds gekommen. Noch einmal preßten mich die Alten zärtlich an ihre Brust. Ich fühlte die Zähren der Greise auf meinen Wangen brennen, schwang mich auf den offenen Wagen, grüßte, während Friedrich die Zügel fester faßte, mit nassen Augen hier und dort hin, winkte in einiger Entfernung noch einmal mit meinem Tuch und dann trabten wir durchs Thor auf die Landstraße hinaus.

Nachdem wir eine Weile gefahren waren, schwang ich mich zu Friedrich auf den Kutscherbock und brannte mir eine Pfeife an. Friedrich rückte alles bequem zurecht und brachte die abgelenkten Braunen durch einen raschen Ruck wieder auf die Mitte des Weges.

„De Herr Oberst wär' wul en beten fünsch?" fragte er mich dann, um das Maß der Schelte bei der Rückkehr abzumessen. Ich beruhigte ihn. Und wir schwatzten über den Braunen, der sich einen Nagel in den Fuß getreten hatte, über die Militärzeit, den teuren Hafer und allerlei gemeinsame Bekannte aus dem Städtchen, das ich

nun verlassen hatte, so daß mir die Zeit rasch verging.

Hier und da trippelte, ungeschickt ausweichend, eine Schar Gänse über den Weg. Aus einem an der Landstraße gelegenen Hause stürzte der allbekannte wütende Kleffer hervor, bis Friedrichs Peitsche seinen Rückzug bewirkte und das Gebell sich allmählich wie ein Echo in der Ferne verlor.

Ein Duft von Pferdeschweiß und Wagenleder drang empor, wenn die Braunen schrittweise eine Anhöhe gewinnen mußten, bis das raschere Tempo selbst den Tabaksrauch verteilte und wohl Veilchenduft von Hecken und Wällen, oder der kräftige Erdgeruch den Eindruck des schönen, frischen Morgens und des ungebundenen Freiheitsgefühls erhöhten. Ich war in der That frei! Zum erstenmale ging's in die Welt hinaus, und das ging so zu.

Die Eltern waren früh gestorben und ich empfand kaum den Schmerz, „das Beste auf dieser Welt verloren zu haben". Meine wohlhabenden Großeltern nahmen mich, den einzigen Enkel, — den „blonden Schatz", — der schon Papa, Mama, Meyer und Meta (die Namen unserer Dienstboten) sagen konnte, zu sich, verhätschelten mich auf ungebührliche Weise, banden mir womöglich ein wolle-

nes Tuch in der Sonnenhitze um den Hals, aber ließen mich im Stall ohne Aufsicht hinter die Pferdehufen laufen, hielten mir eine Bonne und später einen Lehrer, lehrten mich gottesfürchtig und menschenfreundlich sein, entließen mich endlich aufs Gymnasium und triumphierten wie zwei siegende Gladiatoren, als ich mit dem Zeugnis der Reife schon mit achtzehn Jahren zur Universität abgehen konnte. Meine Zeugnisse über Fleiß und Moral waren in der That vortrefflich, denn ich hatte mir schon sehr früh klar gemacht, wie viel ich den herrlichen Alten zu danken habe und wie ich dies, nach meinen Kräften, beizeiten lohnen müsse.

Nach einigen Stunden langten wir auf unserer Fahrt bei einem lieblich zwischen Maiengrün versteckten Wirtshaus an, wo schon deshalb Rast gemacht werden mußte, weil der Braune wieder so bedenklich zu hinken begann, daß Friedrich den Tierarzt oder Schmied zu Rate zu ziehen beschloß.

Ein Hirschkopf begrüßte meinen Eingang in das wegen eines in der Nähe befindlichen schönen Aussichtspunktes berühmte und viel besuchte Hirschen-Wirtshaus. Kühle und Wohlbehagen umfing mich, als ich auf die „Diele“ trat. Neugierige Mädchen schauten mit ihren blonden Köpfen durch eine sich

rasch wieder schließende Thür, und ich hörte sprechen und kichern.

Der Wirt, ein alter Mann in Hemdärmeln, wies mich zur Linken und erwiderte meinen Gruß, nach Art dieser Leute ohne Überraschung oder sonderliche Höflichkeit. Weiße, glänzendgewaschene Eichentische standen zunächst den Fenstern. An den sauber gekalkten Wänden hingen schlechte, aber munter blickende Bilder, aus dem Eckschrank guckten blinkende Zinnkrüge hervor, und der bei jetziger Jahreszeit abgethane Ofen mit einer Darstellung aus dem Paradies — eine vollbusige Eva und ein langbeiniger Adam flohen erschreckt vor dem Himmelspolizeidiener Cherub — in einem runden Reliefbild, glänzte blauschwarz in der Ecke, welche zugleich einen alten Lehnstuhl behütete, auf dessen Lehnen die Spuren des langen Gebrauchs durch die Eindrücke schwerer Ellenbogen sichtbar waren.

Ein Jagdhund stand wedelnd auf und streckte sich, mit der Musterung scheinbar zufriedengestellt, auf den, mit weißglitzerndem Sand bedeckten, — den Eindruck der Sauberkeit erhöhenden — Fußboden nieder.

Aus der angelehnten Küchenthür drang ein Duft von Landbrod und Apfelstroh hervor, nicht unerheblich auch die behagliche Empfindung verstärkend;

denn durch die Fenster sah man die Hitze der in die Höhe gerückten Sonne in der Luft tanzen. Aber das weitüberschießende Strohdach wehrte den Strahlen und auf dem inneren Fensterbrett lag die schattige Kühle, die mich in dem Gastzimmer erquickte.

„Was kann ich dienen?“ fragte der Bauernwirt, sein Plattdeutsch wörtlich übersetzend, während ich ihm in dem Platt der hiesigen Gegend antwortete.

„Beer! Ja wul! Abers ik hev man Witbeer! Dat Fat ligt in de Keller. — Ja, dat's kold un schön!“

Als ich mich zum Sitzen niederließ, bemerkte ich ein aufgeschlagenes Buch, eine Art Fremdenbuch, in das die Sommergäste ihre Namen oder Erinnerungsworte eintrugen, und in welches mit frischer Tinte die nachfolgenden Verse auf die letzte freie Seite geschrieben waren:

Auf! Hurtig, mein Wirt, in den Keller hinab!
Erlöse das Naß aus dem hölzernen Grab! —
Laß sprudeln den Schaum aus dem Spundloch heraus, —
Hoch lebe Dein kühles und gastliches Haus!

Kredenzen muß ihn die blonde Margreth!
Gott grüße Dich Mädchen! — Ei wie ihr das steht!
Noch nie sah ich Lippen zum Küssen so rot, —
Drum leid't auch um Zuspruch der Wirt keine Not!

Kein Weißbier ist kühler und besser im Land, —
Als wie es der Bursche beim Hirschenwirt fand.
Er zahlte beim Abschied mit Handdruck die Zech'
Und küßte Margrethen die Thränen hinweg.

Nachdem ich dies gelesen hatte, war nichts natürlicher als meine Neugierde, Margrethen, — wenn's wirklich eine solche gab, — kennen zu lernen. Während ich noch in dem Buche blätterte, kehrte der Wirt zurück, setzte das Bier vor mich hin und hantierte dann an dem Flaschenschrank. Als er das Gesuchte nicht fand, stieß er mit dem Fuße die nach der Küche angelehnte Thür auf und rief mit lauter Stimme: „Gret, wo is de Nordhäuser!?"

Ein junges Geschöpf trat ins Zimmer, so schön und lieblich, wie eine verkleidete Prinzessin und nickte mir so unbefangen vornehm zu, daß ich, von dem Anblick überrascht und völlig verwirrt, mich erhob und verneigte. —

Froh genug war ich, als Friedrich mir meldete, daß wir zwar fahren könnten, daß aber der Tierarzt doch lieber empfohlen habe, dem Braunen bis zum Spät-Nachmittag Ruhe zu gönnen. Ich hatte mich sogleich fürs Dableiben entschieden, zumal ich aus den Reden des Wirtes vernommen hatte, daß in dem nächsten großen Bauerndorf, keine halbe Stunde entfernt, seit drei Tagen ein großer

Jahrmarkt abgehalten werde und heute der Haupttag für die Gutsbesitzer der Umgegend sei. Ja! es flog mir durch den Sinn, ob ich meinen Aufenthalt nicht bis in die Nacht ausdehnen könne, ohne meine Großeltern wegen Friedrichs späterer Heimkehr zu beunruhigen, zumal ich erst am nächsten Morgen mit Eisenbahngelegenheit von G. weiter zu reisen vermochte.

Und dazu entschloß ich mich denn auch in der That und ersuchte den Wirt, mir ein Fremdenzimmer anzuweisen.

„Nah Nummero tein," rief er dem herbeieilenden Mädchen zu und ich stieg die Treppe empor. „Nummero tein," in das ich eintrat, war ein nach dem inneren Hofe gelegenes sauberes und kühles Gemach.

Durch das geöffnete Fenster drang der Moschusduft des Kuhstalles und jener trägstumpfe Geruch aus dem Golde des Landmannes, das ich beim Hinausschauen zwischen Pferde- und Kuhstall bemerkte und auf dem die Hühner gackerten und kratzten.

Friedrich sah ich in der offenen Thür des Pferdestalles stehen und den Pferden „Futter mengen".

Als ich ihm zurief, mir meinen kleinen Handkoffer heraufzubringen, bog Margreth gerade um

die Ecke eines der Wirtschaftsgebäude, hinter denen sich eine von Nußhecken eingefriedigte grüne Wiese ausbreitete. Jetzt tönte das entfernte Geräusch der Trommel und Karousselmusik vom Jahrmarkt zu mir herüber und ich blieb lauschend am Fenster.

Margreth hatte unwillkürlich zu mir emporgeblickt, als sie meine Stimme vernahm und da ich nun nickte, schien es mir, als ob sie lächelte und errötete. Ich trat zurück, aber hinter den Gardinen spähte ich verborgen und sah ihr zu, wie sie einen Eimer aufhakte und den Pumpenschwengel in Bewegung setzte.

Welch' ein runder Arm quoll aus der kurzgeärmelten Jacke hervor, — wie tanzte ihr Busen unter dem Mieder und wie fest und schlank stand sie auf ihren kleinen Füßen, die in weißen Strümpfen und Schuhen steckten!

Und jetzt, — als sie den gefüllten Eimer herabnahm, — blickte sie noch einmal zu meinem Fenster herauf. Ich war rasch zurückgewichen und meine Gedanken waren so benommen, daß ich Friedrich erst bemerkte, als er mit dem Koffer vor mir stand. Meine Frage, ob wir bei Nacht würden fahren können, bestätigte er freudig, weil's zudem, wie er sich ausdrückte, „bannig hit" sei. So war denn alles geordnet und ich erwartete mit

Spannung den weiteren Verlauf des Tages, an dem sich nach einem mir innewohnenden unbestimmten Gefühl allerlei Überraschendes und Erwünschtes zutragen würde.

Als ich ein Viertelstündchen später in die Wirtsstube zurückging, saß Margreth in dem Lehnstuhl am Ofen und strickte.

Ich näherte mich ihr und fragte allerlei, worauf sie mir ziemlich einsilbige Antworten erteilte.

Als ich ihre Arbeit belobte, ließ sie gerade eine Masche an dem groben Strickstrumpf fallen und sagte — zum erstenmale lächelnd: — „De Herr füht, — ik mak dat garnich ton Besden!“

Einmal ward sie abgerufen und nun bemerkte ich erst, daß auf der gegenüberliegenden Seite noch eine Wirtsstube für Knechte und Fuhrleute sei, in der augenblicklich der Alte mit den Gästen schwatzte. Sie kam aber rasch zurück und jetzt richtete sie zum erstenmale eine Frage an mich:

„De Herr sünd wul en Student?“

Ich war noch mit meiner Primanermütze bedeckt und ein stolzes Gefühl stieg in mir bei Margreths Frage auf. Sie bewies, daß ich doch nicht mehr so bartlos dreinschauen mußte. Das hatte ich schon als ein schweres Hindernis be-

trachtet, als ich beschloß, mich ihr mit stillem Liebeswerben zu nähern.

Jetzt ward die Thür aufgeklinkt, und ein kleiner buckliger Mensch mit einem grauleinenen Bündel über der einen Schulter und einem unverhältnismäßig großen Kasten, der an einem Lederriemen befestigt war, über der andern, trat bestaubt, erhitzt und fast verwildert, die Pfeife im Munde, ins Zimmer.

Ich beobachtete den Wirt und Margreth. Ersterer wandte sich gleichgültig um und nickte. Des Mädchens Miene aber wurde ernster, und sie schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

„En Lütten un'n Glas Beer!" rief der Fremde, indem er das Bündel und den Kasten in die Ecke schob. Auf das Bündel warf er seine Mütze, fuhr mit der Hand über die schwitzende Stirn und durch sein struppiges Haar und setzte sich, mich linkisch, aber ohne Verlegenheit grüßend, an das obere Ende des Tisches.

Margreth war der an sie ergangenen Aufforderung gefolgt, hatte Bier aus dem Keller geholt und goß Branntwein in ein Gläschen.

Der Bucklige setzte den Krug an und ab, wischte sich mit der umgewendeten Hand über den Mund und wandte sich an den Alten:

„Wär Klasen hier?“

Der Wirt, dem das Nachdenken offenbar beim Rauchen erleichtert wurde, ging an den Tisch und stopfte sich seine kurze Pfeife aus einem viereckigen Mahagoni-Tabakskasten ohne Deckel und mit den Resten verrosteter Messingscharniere. Nachdem er diese „in Gang gesetzt“ hatte, antwortete er mit einem kurzen „Ja“.

„De Ol ok?“

„Ne!“

„Het he verköfft?“

„Ik weet nich.“

Pause. —

„Wär Johannes hier?“

„Ne.“

„Is he in't Dörp?“

„Ja, in't Dörp is he.“

Margreth bückte sich tiefer über ihre Arbeit. Der Bucklige forschte neugierig in des Alten Zügen, der aber unbewegt blieb und nur ab und zu in die Ecke spuckte.

„Is wat in de Weg?“ —

Darauf wieder eine Pause, weil diese Frage unbeantwortet blieb.

„Schall't noch en beten Beer hebben?“

Margreth holte das Verlangte und ſtellte es ſchweigend vor den Gaſt.

„Na, Margreth, wat makt Johannes?“

„Ik weet nich!“

„Hebt ji ſick vertürnt?“

Sie zuckte mit den Achſeln.

„Friet he nich mehr üm Di?“

Nun fiel der Alte ein:

„De war'n ſik wul wedder verdrägen! Gret is en beten krütſch! Dat givt ſik!“

Mit dieſer großen Rede des Alten war die ganze Situation bezeichnet; die Stellung des Vaters zu dem Verhältnis angedeutet, dem Buckligen Antwort erteilt und einer abweichenden Auffaſſung Margrethens von vorneherein das Wort abgeſchnitten.

„Wo veel is de Klock?“ fragte nun der Hauſierer, der die Abweiſung verſtanden hatte und den Bauern über weitere Neugierde beruhigen wollte.

„Dat is wul meiſt Middag,“ erwiderte der Wirt und zog eine dicke ſilberne Uhr unter der Weſte hervor.

In demſelben Augenblick erſchien ein Mädchen in der Thür und meldete:

„Dat Eten is fardig!“

„Töv, Mariken,“ hielt ſie der Wirt.

„Will de Herr miteten? Achter in de Stuv is deckt."

Ich nickte zustimmend. Aber dieses Gespräch hatte mich aus allen Himmeln gerissen. Margreth war verlobt, und meine Hoffnungen schienen vernichtet! Nur dieser Gedanke beherrschte meinen Knabensinn.

Während des Essens erfuhr ich, daß der Bucklige ein Verwandter des Hauses sei und sich schon häufiger unliebsam in die Familiengeheimnisse hatte eindrängen wollen. — Ich ließ kein Auge von Margreth, die in ihrer stillen Schönheit es mir angethan hatte. Ich verfolgte mit Eifersucht jede ihrer Bewegungen, und mein Herz pochte heftig, wenn hin und wieder ihr Blick an mir vorüberglitt.

Aber ich beschloß, die augenblickliche Verstimmung gegen Johannes zu benutzen, um wenigstens die Blumen zu pflücken, die meine Hand erreichen konnte.

Auf ihren Lippen und Wangen blühten ja Rosen zum Pflücken reif. Und wenn ich sie brach, lagen nicht noch tausend Knospen bereit, in üppiger Fülle aufzubrechen, um den Bauern zu beglücken? Ich war jung und feurig. Zum erstenmale flog ich, einem Vogel gleich, hinaus! In meinen Federn hastete das Begehren nach Genießen, — nach Liebe.

Ja! nach Liebe! Zum erstenmale brannten heiße Wünsche auf meiner Seele und wollten mich schier verzehren. So hatte ich noch nie empfunden! Ich hatte wohl den Kopf gewendet nach lieben Mädchen, hatte Verse geschrieben und die kleinen Entzückungen auf Promenaden und Bällen gekostet; — aber das war etwas ganz anderes gewesen!

Funken waren wohl bisher aufgesprungen, kleine Flämmchen hatten gezüngelt, aber die ernsthaften Griechen und Römer hatten sie — kaum entstanden, — gelöscht.

Jetzt aber fühlte ich in mir ein nie gekanntes stürmisches Begehren, und die Gesetze des Herkommens, die Stimme der Vernunft, ja selbst das hier mahnende Gottesgebot: „Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Weib," übersprang ich mit der hastig zitternden Antwort: „Ich kann nicht anders!" Margreths Wange mußte noch heute an meiner ruhen, ich mußte ihre Lippen berühren, an ihrem Halse hängen und mich ausweinen, wenn ich nicht vor Liebesqual vergehen sollte.

Nach dem Essen warf ich mich hinter den Ställen auf die Wiese in den Schatten der Nußsträuche und hier arbeitete mein Gehirn tausenderlei Pläne aus, wie ich mich würde Margreth nähern können.

Von Friedrich hatte ich erfahren, daß am Spät-Nachmittage alle Bewohner des Hauses mit Ausnahme des Wirtes und einer alten Magd den Jahrmarkt besuchen wollten, und darauf baute ich meine Hoffnungen. Der Zufall mußte helfend einschreiten.

Aber bot nicht gerade das Jahrmarktsfest eine Gelegenheit für die Verlobten, sich zu versöhnen, und knüpfte nicht eine vorausgegangene Verstimmung nur ein um so festeres Band zwischen den Liebenden? — — —

Ich schloß meine Augen und suchte meine Gedanken auf andere, ernste Dinge zu lenken. Das Bild meiner Großeltern trat mir vor die Seele!

Mit welchen guten Vorsätzen hatte ich mich heute morgen von ihnen getrennt! Wie fröhlich und unverdorben war ich in der Frühe in die Welt hinausgewandert! Wie jungfräulich-sittsam hatte mich die Natur angelächelt; und wie fern hatten mir gelegen sündhafte, wilde, entartete Gedanken!

Und die ließen mich nicht! Immer von neuem tauchte des Mädchens Gestalt vor mir auf, nicht losreißen konnte ich meine Sinne von dem Eindruck ihrer durch das Unbewußte so unendlich erhöhten Schönheit, — nicht lassen konnte ich von

dem Reize, „um sie zu werben“ und sie — wenn auch nur für Augenblicke — „zu erobern“.

Zuletzt sprang ich auf. Einsame Ruhe umgab mich. Uber mir zwitscherten die Lerchen. — Nicht weit ab von mir wimmelten geschäftige Ameisen im heißen Erdreich; — das Gras duftete wie Heu. Zwischen den Hecken lag es so einsam heiß — und in meinen Gliedern so bleischwer.

Ich schlug den entgegengesetzten Weg ein, um in das Wohnhaus zurückzukehren und gelangte an einen eben bestellten Blumengarten. Hier mußte ich eine kleine hölzerne Thür öffnen.

Als ich zufällig emporblickte, streckte sich ein nackter weißer Frauenarm zum Schließen des geöffneten Fensters hervor. Ein blendend weißer Hals, von jeder Hülle befreit, und ein schneeiger Busen, der schaumgeborenen Venus gleichend, erglänzte über dem herabgesunkenen Linnen, während die kleine Hand des anderen Armes die von den Schultern auf die Wangen herabgefallenen Flechten zurückzudrängen suchte.

Es war Margreth, die sich für den Jahrmarkt putzte. Jetzt, wo ich einen Blick in ihre Geheimnisse getaucht hatte, schoß das Blut in meine Schläfen; ich fühlte, wie es in meinem Innern auftobte und wie der Mai, der die ganze Natur

im Liebestaumel zusammentrieb, auch in mir die Kraft der Leidenschaft geboren hatte, und heißen Strom durch meine Adern jagte.

Als ich noch einmal hinzublicken wagte, war ein weißer Vorhang vor das Fenster gezogen, und beim Verlassen des Gartens zertrat ich in zerstreutem Wandern am Rande eines Beetes unschuldsvolle Maiglöckchen und fast auch ein verborgenes Veilchen, das ich aufhob und in mein Knopfloch steckte.

Ich lief auf mein Zimmer und schaute hinaus. Da lagen die grünen Wiesen ausgespannt. Vor mir, auf dem Rain, grasten die bunten Kühe oder erhoben die großen, schönen Augen und brüllten, an den Wällen kletterten Lämmchen empor und rannten rasch zurück, stießen an das Mutterschaf mit dem gutmütig-dummen, kauenden Maul und sprangen wieder übermütig davon, pickende Vögel aufscheuchend, die im ängstlichen Fluge einen schaukelnden Zweig erreichten und so süß zwitscherten und sangen und den wonnigen Tag feierten, daß es mir wie eine unheilige Unterbrechung vorkam, als nun wieder aus der Ferne das Jahrmarktsgeräusch herüberschallte.

Ein niegeahntes Etwas quoll in mir auf. Ein Gefühl von Alleinsein und Heimweh, ein Gefühl

von Traurigkeit und Verlassenheit bemächtigte sich meiner und trieb mir die kaum getrockneten Abschiedsthränen in die Augen.

So saß ich lange im inneren Verstummen.

Und dann faßte mich plötzlich wieder ein Sehnen nach Menschen und Abwechselung. Rasch stülpte ich meine bunte Mütze auf und flog die Treppe hinab. Ein just nach dem Jahrmarkt abfahrender Wagen bot Gelegenheit, einen Platz zu erhalten.

Schnell verständigte ich noch Friedrich, und dann fuhren wir mit Peitschenknall ab.

Bald stauete die Landstraße von Wagen und Fußgängern. Über die Felder, auf abkürzenden Wegen, sah ich die Bauern in schmucker Tracht dem Festplatz zueilen. Immer näher drang das Geräusch von Menschenstimmen und unharmonischer Musik, — jenes Summen und Schwirren von ungleich vermischten Tönen, — zu uns herüber. Aber endlich wurde der Blick freier und auf einem von Bauernhäusern gleichsam eingefriedigten Felde sahen wir das ganze bunte Treiben mit Zelten, Fahnen und wimmelnden Menschen vor uns.

Bald war ich mitten in dem Jahrmarktstrubel, und während ich an Seiltänzer- und Kunstreiter-

buden neugierig dahinschlenderte, fühlte ich mich plötzlich auf die Schulter geklopft.

Nichts war mir erwünschter, als zwei meiner Kameraden, Söhne von in der Nähe wohnenden Gutsbesitzern, die ihre Ferien zum Besuche im Elternhause benutzten und wie ich, um Ostern bereits das Examen bestanden hatten, hier wiederzufinden.

Die Bauern sahen uns neugierig nach, als wir Arm in Arm mit unsern Primaner-Mützen vorbeizogen und planten, wie wir den Tag mit einander verleben wollten.

O selige Zeit! wo wir uns schon so wichtig dünken, und doch noch so empfänglich sind für diese bunten Eindrücke; wo wir noch in unseren Illusionen steckend, die leichtgeschürzte Zirkus-Tänzerin auf dem Seil bewundern und auf ihre Tugend schwören, in unserer kleinen Wichtigkeit applaudieren oder das Vorrecht für uns in Anspruch nehmen, vornehm die Nase zu rümpfen; mit dem Cerevis auf dem Haupt und dem fuchtelnden Stöckchen in der Hand die ganze Welt herauszufordern bereit sind!

Etwas Berauschendes liegt in dem Jahrmarktstreiben mit der schreienden Reklame, dem Tam-Tam, der Orgelmusik, dem Jauchzen, dem Singen, Trinken und Fröhlichsein!

Und wir genossen es! Die Stunden flogen dahin. Mitunter trat unbequem-mahnend in meine Gedanken die notwendige nächtliche Reise, bis ich ein neues Glas an meine Lippen setzte, oder mit versteckt verliebten Blicken der sammelnden Künstlerin, die eben so „himmlisch“ gesungen hatte, anerkennende Worte ins Ohr flüsterte.

Plötzlich überfiel mich die Sehnsucht nach Margreth. Ich suchte nach einem Vorwande, mich von meinen Freunden zu trennen. Nachdem ich hatte versprechen müssen, zurückzukehren, stürmte ich in das jetzt von Lichtern erhellte Treiben hinaus.

Zunächst wandte ich mich gegen das Wirtshaus, wo wir abgestiegen waren, und schon tönte mir der Geigenklang aus dem Tanzsaal entgegen. Ich schlich um das Haus und preßte mein Gesicht gegen die Fenster. Da tummelten sich in rascher Ungeschicklichkeit die Paare, aber so sehr ich auch mein Auge anstrengte, ich konnte von Margreth nichts sehen.

Ich ging ins Haus, wo in Nebenräumen zechende Gestalten saßen, während andere trepp-auf treppab polterten, um wärmende Tücher zu holen oder bereits zur Abfahrt gerüstet, in den Hof zu den Fuhrwerken eilten. Zwischen Knechten und Pferden, die aus dem Stalle gezogen wurden,

wand ich mich durch, guckte vom Hofe in andere Fenster, erhielt hier und dort einen Stoß und war eben im Begriff, meine Nachsuchungen einzustellen, als ich eine Stimme „Johannes" rufen hörte, die einem dem Eingange des Wirtshauses zustrebenden Bauern zu gelten schien.

Der so Gerufene ging, nachdem er Antwort erteilt, in den Tanzsaal und war meinen Blicken einstweilen entschwunden. — Als ich aber wieder hineinschaute, sah ich ihn mit einem schönen, dunklen Bauernmädchen tanzen, und die beiden Gestalten kamen mir vor wie zwei wilde Zigeuner.

War das meiner Margreth Johannes?

Und wo war sie?

Die Musik schwieg für wenige Augenblicke. Die Musikanten gingen umher und sammelten den Tanzschilling ein, und dann ging der rasende Galopp von neuem los.

Aber Johannes und das zigeunerhafte Geschöpf waren nicht mehr unter ihnen. Während ich noch spähte, hörte ich Schritte im Garten und, ohne zu sehen, ahnte mir, daß es die beiden Tänzer wären.

Ich zog mein buntes Käppi ab und drückte mich gegen die Wand. Sie kamen näher und ich hörte sie flüstern. Plötzlich wandten sie sich ab und gingen mitten durch den Garten einer Laube

zu, die hart an dem das Grundstück umfriedigenden Walle lag. Hinter diesem, auf dem Felde, glimmten die Kohlen einer zu einem Zelt gehörenden Naturküche, dessen Rückwand sich nach dem Garten kehrte. Sonst war es einsam gerade hier.

Rasch entschlossen, lief ich leise wie eine Katze, in weitem Bogen an den Ausgang, sprang über den Wall und schlich mich durch einen trockenen Graben bis an die Hinterwand des versteckten Plätzchens. Anfänglich konnte ich nichts verstehen und, ungewohnt solcher Heimlichkeiten, fürchtete ich fast, daß mein pochendes Herz mich verraten könne. Aber was war denn? Wer kannte mich? Mit einem Sprunge war ich ja im Freien!

Inzwischen hatte sich die Dunkelheit tiefer auf die Erde gelegt. Vom Wirtshaus, durch die geöffneten Halbfenster, aus denen Qualm und Staub in die Nacht hinauszueilen schienen, drangen die Klänge der Violine und Flöte, zwischendurch auch der monotone Brummbaß. Vom Hofe erscholl das Geschrei der Knechte, das Wiehern und Stampfen der Pferde. Hinter mir brauste das Jahrmarktsgetöse, gleichsam als Staffage des aufgeregten Abends und hart an meinem Ohr vernahm ich heimliches, leises, einsames Schwatzen und Kosen. Und dann, dann hörte ich das Wort: „Margreth"

Ich hatte mich nicht getäuscht, sie sprachen von ihr. Ihre Stimme wurde immer eindringlicher, heftiger, trotz des Zischelns, während die seinige mehr und mehr verstummte, bis jene sich sogar begehrend erhob und er abwehrend antwortete, und nun, — ich sah es, ohne zu sehen, — aber mit der erhöhten Nerventhätigkeit des geistigen Schauens, daß zwei Gestalten in stürmischer Leidenschaft sich umfingen.

Und dann übertönte plötzlich ein schrecklich-wilder Angstschrei in unmittelbarer Nähe den Lärm hier und dort, fesselte Auge und Ohr, und schreckte jene wie mich selbst auf.

Ich sah eine Gestalt, wie ein gejagtes Wild, jenseits durch den Garten entfliehen und wußte: es war Margreth. Aber auch er wußte es. Denn, als ich in unbesonnener Hast aus meinem Versteck aufsprang und zunächst planlos forteilte, vernahm ich in gleicher Richtung, an dem inneren Walle entlang, seinen atemschweren Schritt. Erst am Saume der Jahrmarktzelte und Buden hielt ich, noch einmal mich umschauend, inne. Dann verschlang mich das Menschengewühl und das wüste Geräusch schlug über mir zusammen. — — —.

Es war an der Grenze zwischen Nacht und dämmerndem Morgen. Während die Braunen im Hofe ungeduldig stampften und der Hausknecht noch einmal mit der Laterne um den Wagen leuchtete, schlich ich mich in den Garten an Margrethens Fenster.

Hyazinthen waren aufgebrochen und dufteten wie Frühlingsopfer durch die warme, schafende Nacht.

Ich schaute in das beleuchtete Gemach — abermals ein Lauscher. Da saß im weißen Ballkleide an dem Tisch ein Geschöpf so lieblich engelhaft, daß mich ein Schauer erfaßte, sie auch nur in Gedanken begehrt zu haben, und vor ihr lag eine aufgeschlagene Bibel, in der sie las. Als ich endlich schwerkämpfend, aber gedrängt von der Reise-Unruhe, mich wieder entfernen wollte, bemerkte ich, wie sie sich erhob und ein Tuch um ihren Nacken schlug. Was wollte sie thun? Es jagte durch meine Gedanken. Ich wartete gespannt. Endlich wandte sie sich gegen eine, in das Freie führende Gartenthür der Außenwand, klinkte das Schloß auf und trat in die Nacht hinaus.

Und da packte es mich und zerrte an mir mit glühenden Zangen und als sie vorwärts schritt, stand ich neben ihr und flüsterte:

„Margreth!“

„Jesus, wem is da?“

„Ik bün't! De Student!“ flüsterte ich hastig — und wirr durcheinander: „Hör mi, Margreth, hör mi!“

„Wat wüllt Se? Laten Se mi!“ wehrte sie ab und wollte sich entfernen.

„Bliv Margreth! De Wagen is anspannt, ik fohr glik af, aber seggen mut ik et Di! Ik kan't nich helpen. Du hest mi't andahn“ — — —

Sie ließ mich nicht ausreden, wehrte schaudernd mit den Händen ab und entfloh. Aber ich war rasch an ihrer Seite.

„Ik weet allens vun Johannes,“ flüsterte ich eindringlich. „Ik wär in de Gorn fröher as Du. Abers glov mi — se is schuld — he nich, — se het em upstachelt!“

„Ach, wenn't wahr wär!“ sagte das Kind, mein Liebeswerben vergessend.

Denn wie ein hilfloses Kind stand sie vor mir und stöhnte aus ihrem gepreßten Herzen.

„Wat weet's Du! Vertell mi!“ fügte sie drängend und ihre Thränen trocknend hinzu, indem sie die förmliche Anrede in ein vertrauliches Du verwandelte, bei dessen Klang ich vor Wonne erbebte.

Ich erzählte. Meine Liebe und mein Mitleid legten mir tausend versöhnende Worte für Johannes in den Mund.

Ach! Sie sollte, sie mußte ja glücklich werden, dachte ich in meinem Knabensinn, mich selbst vergessend und nur noch erfüllt von dem süßen Gefühl, ihr durch Teilnahme und Vertrauen näher gerückt zu sein.

So standen wir lange. Sie hörte gespannt, aber regungslos zu. Plötzlich faßte sie meine Hand; der Braune wieherte vom Hofe herüber und wir hörten Geräusch.

„Gah!“ flüsterte sie ängstlich und wandte sich fort. Aber ich ging nicht. Die Augenblicke drängten. Nun, nun, mußte es geschehen!

„Hör mi, Margreth,“ flüsterte ich mit fliegendem Atem und fortgerissen von bisher zurückgedrängter Leidenschaft und Liebe.

„Ik hev ken Recht an Di anners, as dat ik Di lev hev, al lev har, as Du hüt Morgen in de Stuv kemst! — — Kumm, giv mi en Kuß ton Affschied! — Ik war immer an Di denken und denk Du, dat Du en Broder hest, de Di gud is. Ik bün Di vun Harten gud, min söte Margreth! — Kumm, min lütt Diern. — —“

Und sie wehrte mir nicht. Durch die Nacht

glänzten wunderbare Sterne, die die funkelnden Lichter am Firmament beschämten. Zärtliche Mädchenarme schlugen sich um meinen Nacken, und als ob ein Stein sich von meinem Herzen ablöste, so war mir, als diese süßen Schwesterlippen auf meinem Munde brannten und ihr Atem über mein Antlitz flog.

Und abermals und noch einmal duldete sie meine Zärtlichkeit und erwiderte sie. Das gemeinsame Leid, — mein Mitleid und ihr Mitleid, — diese Schwestern der Liebe — waren das Band, das uns auf Augenblicke umschlungen hielt.

„Lev wul, min lütt Jung! — — — Veelen Dank!“ — — flüsterte sie endlich unter Thränen, schob mich fort und enteilte ins Dunkel.

Ich ließ sie und fuhr berauscht von Liebesschmerz und Wonne durch die schwellende Nacht meinem Ziele zu.

Es vergingen noch viele schleichende Jahre, bis Margreths Bild endlich verblaßte. Ich habe sie nie wiedergesehen.

XXV.

Briefe an die Herzogin von Seeland.

I.

Sie sind abermals fort! Ich trug die große, blanke Thräne, die meinem Auge entströmte, nach Hause, hatte ein Gefühl in meinem Innern, als ob sich die Vorstadien der Weltschöpfung wiederholt hätten, — alles war wüst und leer in mir — und setzte nun dieses kristallisierte Produkt meines Schmerzes in einen Glashafen. — Als ich heute, an welchem Tage ich Ihnen diesen ersten Brief schreibe, hinter die Scheiben guckte, sah ich einen blitzenden Diamant. Die Thräne hatte sich in einen Diamanten verwandelt und stammte aus meinem Herzen — aus meinem Herzen, welches so groß und weit ist, daß es auf einer Weltausstellung der Götter Aufsehen erregen und den Staatspreis des Olymps davontragen würde. Aber wie

kalt schien mir Ihr Auge, als ich mit dem für diesen Zweck eigens aus meinem Wäscheschrank hervorgeholten weißen Schnupftuch Ihnen nachwinkte!

Als Sie Spandau bereits erreicht hatten, stand ich noch winkend wie eine neue Lotsche Bahnhofsabschiedserscheinung. Winkend! Immer winkend! „Hier wird nicht fortwährend gewinkt!“ rief mir einer der Schergen der entflohenen Poesie des Lebens zu. „Hier wird nicht gewinkt!“ wiederholte er und erinnerte mich durch diesen doppeltgefaßten Zuruf an die — Wirklichkeit. Man spricht von rauher Wirklichkeit. Ach, dieses war eine Wirklichkeit sans comparaison! Es war eine entsetzliche, öde Wirklichkeit, die man in keiner Wüste, nicht in den unwirtbaren Schluchten Kaukasiens (waren Sie, liebe Frau, schon einmal in Kaukasien?) nicht einmal in einer englischen Pfarrkirche zu finden vermag. Sie war voller Schrecken, und ohne den Gran einer Poesie: „Sie ist fort!“ sah ich auf den Mienen des Bahnhofbuchhändlers. „Sie ist fort!“ lag in dem Ausdruck des Perronchefs. „Sie ist fort!“ hatte sich eingewurzelt in den Mienen der Kofferträger. „Sie ist fort!“ stöhnte der Restaurateur. „Sie ist fort!“ flüsterte Geld zählend und Kasse machend, der Billeteur. — Ein großer, ge-

meinsamer Zug des Leids lag auf allen Gesichtern. Alle, alle empfanden, daß kein Mensch den Zug mehr hatte zum stehen bringen können, denn die Abfahrtszeiten vollziehen sich unabänderlich wie die ewigen Gesetze. Kein Gott könnte einem preußischen Verkehrsminister Vorschriften diktieren. — Es rückt der Zeiger an der Uhr — ade, leb' wohl — Wer weiß, wann wir uns wiedersehen? Und doch ist es das einzige Dessert auf dem kahlen, hoffnungslosen Speisetisch meiner Gedanken. Wiedersehen! Welch' eine Welt von Hoffnung, Glück, Überraschung, Wonne und Entschädigung liegt in diesen elf genau gezählten Buchstaben! Und bereits heute begleiten Sie meine Gedanken auf der Fahrt. Sie reisen mit dem süßen Delirium der Erwartung, das sich nach einstündigem Unterwegs bereits durch ein leises Gähnen kund gibt. Schon hält der Blick Umschau nach Zeitungen und Lektüre (es war das letzte Exemplar des Hamburgischen Korrespondenten, welches ich Ihnen einhändigte und das auf dem Bahnhof aufzutreiben war, es war von Mackay, dem Weltmillionär, um ein tausend Pfund Englisch bestellt, und ich entriß es der Faust des Buchhändlers nur durch den Stoß eines Bulldogmessers, das ich, seitdem ich Strohwitwer bin, stets bei mir trage, um die Kartoffeln meines verwaisten Herdes

ſelbſt zu ſchälen), — dann folgen Stunden, in denen das Auge an Sehkraft verliert, denn das Landſchiff ahmt dem Seedampfer nach und hält uns in ſtets ſchwankenden Bewegungen. Jetzt ertönt das Signal. — Station? — Station M. Die Thüren auf! Wie heiß iſt's! Kommen Sie einen Augenblick heraus, hier iſt's kühl! Etwas Getränk —? Ich bitte! Gefälligſt einſteigen, meine Herrſchaften! Die Thür ſchlägt zu. Es grollt die Maſchine im Knarren und Stöhnen, wie immer widerwillig ſich unterjochend unter die Herrſchaft des Menſchen, und nun zupfen Sie an den blauen, in ihren Falten Staub bergenden Gardinen, verwiſchen auch den Streif Sonne drüben bei ihrem Nachbar durch völliges Zuſammenziehen und — eilen weiter. Und abermals raſen Sie vorbei an den ſtillen unbewohnten Gefilden der Landſchaft, in die nur der Pflug ſeinen Stachel einſetzte, und die Sie anſehen mit dem ruhigen, träumeriſch-gleichgültigen Naturauge. Aber Sie fliegen auch vorüber an den Wohnſtätten und den Sklavenbehauſungen der Menſchen. Hohe Etagen, rauchende Schornſteine, dröhnende Hämmer, ächzende Maſchinen und rings um dieſe Taglohn erarbeitende, ſich marternde Geſchöpfe. Aber Mitleid empfinden um alles, erfordert den Buſen eines Gottes! Vorwärts! —

Ein von blühenden Schlinggewächsen umzingeltes Haus, ein leichter Balkon, graziös aufgestutzte Markisen, buntgekleidete Kinder in den gelben Kieswegen, Lachen, Jauchzen, Träumen, Genießen — oder Sorgen, wer weiß es? Aber alles beschienen von der großen Urmutter des Bestehenden, von dir schöne, reine, herrliche, unvergleichliche Sonne, Weckerin des Lebens, Ernährerin unserer Seelen; Trost, Schutz, Erhaltung für alles, was eine blinde oder bewußte Natur schuf.

Fort, fort! Es fliegt der heiße Staub, er dringt in die Fenster, setzt sich in die Kleiderfalten, ist kapriziert auf schwarze Hüte und Samt, nistet sich zwischen unsere Finger ein und scheint im knabenhaften Übermut zu jubeln, wenn er unsere Hemdkragen, unsere Manschetten, unsere weiße Wäsche mit seinem boshaften trockenen Regen ansprühen kann.

(Da ich eben zu Tisch gerufen werde, bitte ich Sie, liebe, gnädige Frau, hier mit Lesen abzubrechen und an meinen ferneren Eifer einstweilen zu glauben —.)

Also wenn Sie gestatten — ich bin wieder da! Ich aß nur ein Dutzend Rettige, welche nach Hufeland die Seele und das Gedächtnis schärfen sollen, mich aber grausam daran erinnerten, daß ich Sie verloren habe. Ach, und Sie reisten ab, als ich in

langer Nächte Sinnen gerade ein unvergleichliches Menu zusammengestellt hatte. Ich nenne nur einige Gerichte, um Sie an den Verlust zu erinnern, mich zu diesem Diner in Ihrem Hause nicht eingeladen zu haben. Da war Muränengehirn in einen Pastetenteig, der so federleicht und spröde war, daß die heutige Zeit selbst noch keine Wage erfunden hat, um ihn zu wiegen, und dabei so milde durchsättigt von schmelzender Butter, daß er wie Gold glänzte. Da waren gebratene Salamiwurstscheiben mit Rosinensauce, die das lieblich Heterogene der Wildschwein-Koteletts mit ihren süßen Tunken weit in den Schatten stellten, da waren junge, zarte Spargel mit einer Spargelkopfsauce à la Duchesse, von denen jede einzelne vorher von einem Engel mit einem süßen Rosenmündchen vorgekostet schien, und der Rücken eines Rehes, dessen kleine Seitenschnittchen so zart waren, daß man solchen Genuß für eine Täuschung hielt! Aber verzeihen Sie die Abschweifung, kehren wir zu meinen Rettigen zurück, deren Frugalität zu meiner verlorenen und verlassenen Stimmung paßt, und noch besser, — lassen Sie mich Ihnen noch in meinen Gedanken auf der Reise bis Paris folgen.

Nun sind Sie endlich in Köln, nachdem Sie Hitze, Staub, Erlahmung und Müdigkeit in allen

Gliedern gefühlt und verwünscht, nachdem nur der eine Gedanke Sie beherrscht hat: Wann löst sich endlich wohl die Qual?

Der Bahnhof ist angefüllt mit unzähligen Menschen. Züge kommen, entleeren sich und speien die Passagiere aus, von denen jeder einen verschiedenen Gedanken, eine gesonderte Absicht, einen nächstliegenden Wunsch verfolgt. Und Züge gehen ab und die Reisenden drängen sich; einige wandern bedachtsam, diejenigen mit Reiseerfahrungen, andere eilen, als gelte es mehr als ihr Leben. Die Thür des Mittelrestaurants schlägt auf und zu. — Essende, trinkende, gähnende, schlafende, sich rüstende, Tücher, Pakete, Reisesäcke und Kinder mit sich fortschleppende Menschen, seltsame und gewöhnliche Typen, Frauen in auffallenden Reisekleidern, Knaben, Mädchen in überkurzen Röcken, Männer, ausgestattet wie zu einer Eismeerfahrt, trotz Hitze und drückender Atmosphäre, gehen ab und zu. — Geschäftsleute, Vergnügungsreisende, wirkliche und eingebildete, in die Bäder reisende Kranke, Franzosen und Deutsche, Engländer und Russen, alle Nationen, vor allem die Rheinländer selbst als Vielreisende, füllen die weitläufigen Perrons. Und nun, nach dem Aufenthalt, gilt's neue gute Plätze für den Brüsseler Zug erobern! Nie

dachten Sie zuvor, ob Schaffner hartherzige oder gefühllose Seelen hätten — nun aber studieren Sie beim Herantreten ihre Mienen. — Die Bequemlichkeit einer langen, langen Nacht hängt von ihrem Wohlwollen ab!

Schaffner, sei wohlwollend! Mach's, wie Du willst, beeinträchtige andere, schlafe selbst in kalter Sommernacht, stehe draußen und schaue auf die ewigen Sterne oder blicke spähend in die Weite, daß nichts den atemlosen Flug der Lokomotive hemme, thu', mach', was Du willst, schwitze, friere, hungere, gähne, verwünsche Deinen Stand aber — sorge für mich. Schöner berechtigter Egoismus eines Reisenden. — —

Sie haben es erreicht! Ein Koupee mit gedämpftem Licht, ausziehbaren Sitzen, ein guter Stützpunkt fürs Hinterhaupt und ein verführerisch weiches Schuhwerk, dem die unter den Sitz geschobenen Reisestiefelchen Platz machten, bewahrt Sie vor den Qualen, die Sie am Tage zu erdulden hatten. Nun — Gute Nacht! — Draußen hat der Abend sich ausgegähnt, die Nacht kam anfänglich auf Socken, aber plötzlich umschlang sie mit schwarzen, schnell fallenden Schleiern alles ringsum, und nur den blitzenden Lichtern am Himmel vermochte sie nichts anzuhaben, weil sie

ſelbſt von den Welten des Lichts in der Höhe nur geduldet wird. — Und das ſchnaubende, wilde, rotlaternte, raſende Ungeheuer, die Lokomotive, ſtürzt ſich über die Schienen, trotz Nacht und Einſamkeit, um ihr Penſum auszukeuchen. Und wie alles Diaboliſche, bläſt ſie ihren ſtinkenden Atem aus dem hochemporgerichteten, gleichſam das Unglück witternden Rachen und ſchleudert die Atome, aus denen ſie ihre Kräfte entwickelt, Reſte vergangener Welten, und Waſſer, das vielleicht ſchon einmal den Gaumen der Reiſenden gelechzt, über die Gegend und über ihre machtlos folgende willenloſe Dienerſchaft — die Wagen, in welchem einen Sie, liebe Frau, jetzt ſchlummern. Wenn nun den Mann, der das losgelaſſene Ungetüm regiert, plötzlich der Wahnſinn erfaßt, oder wenn er von einem Schurken betrogen, an dem ganzen Geſchlecht der Egoiſten dieſer Welt Rache nehmen will, die roten oder grünen Irrlichter der Bahnhöfe, für ihn die Wegweiſer, im Zorn der Verzweiflung oder der Bosheit nicht beachtet, und nun — ein Krach, ein furchtbarer Schrei, Trümmer, Wehklagen, Schreien, Brüllen derer, denen die Glieder zerſchmettert wurden — — O liebe Frau! Aber nein, nein! Ich begleite Sie. Ich bete die längſten, eindringlichſten Gebete zu dem neuernannten Verkehrsgott des Him-

mels, und als ich einmal ihn seine Achseln zucken sehe, als ich in seinen Mundwinkeln einen Zug bemerke, der ausdrücken könnte: „Ohne Unglück keine Welt, wie sie in den Schicksalsbüchern urkundlich vorgeschrieben!“ falle ich ihm in seine Götterarme und rufe:

„Nur heute nicht! Schonen Sie, mein Herr Verkehrsgott — die Herzogin von Seeland!“

II.

Dieſen Brief, dieſen zweiten, ſchreibe ich Ihnen vom Krankenlager. Es klingt ſeltſam, daß man heute rot, morgen bleich (um nicht gleich zu ſagen tot) ſein kann.

Geſtatten Sie in Ihrer unbegrenzten Barmherzigkeit, daß ich Ihnen die Geſchichte erzähle.

Ich helfe Ihrer Erinnerung nach, wenn ich zweierlei erwähne. Erſtens, daß ich ſeit meiner Knabenzeit unter dem Eindruck ſtehe, daß die mich umgebenden Dinge ſtets in einem mürriſch-hartnäckigen Kampfe gegen mich ſind. Eine Petroleumlampe ſchwitzt ſtets Petroleum aus, wenn ich ſie brauche, Handſchuhe paſſen nie, wenn ich ſie über meine fünf Geſellen ziehen will, meine Stiefel ſind ſtets zu eng, wenn ſie neu ſind, und zu weit, wenn ich ſie im Gebrauch habe, das Meſſer am Brot gleitet ab, die Seife ſpringt mir morgens beim Waſchen wie ein glatter Froſch aus der Hand,

meine Federn haben stets unzeitgemäße Tinte, zu viel oder zu wenig. Wenn ich eine Eingabe an den Minister eben fertig geschrieben, legt sich ein Klex mit einem Kern und Kometenschweif auf das Unterthänigst, so daß es aussieht, als ob ich diese Ergebenheitsfloskel selbst perhorresziere. Wenn ich eine Zahnbürste gewählt habe, ist sie für die Reihen, welche die Natur in meinen Mund gepflanzt, entweder zu schmal oder zu breit, wenn ich im Wirtshaus ein Glas Bier fordere, ist das frisch angesteckte Faß stets schon eine längst entschwundene Sage; jeder Knopf an meinen Handschuhen ist genäht, als ob man ihm schnell die Freiheit hat zurückgeben wollen; schlage ich einen Nagel in die Wand, krümmt er sich, haue ich ihn, trifft den Burschen, der selbst boshaft unsichtbar meine Hand influiert, der Schädelrand, niemals der Kopf; lasse ich einmal den Schlüssel in meinem Schreibpult stecken, lockt er sicher einen Dieb, taste ich eine dunkle Treppe empor, stoße ich ausnahmslos mit den Stiefelspitzen an die Stufen; suche ich — um diese Widersacher noch einmal zu berühren — nach einer Feder in einer gemischten Gesellschaft verschiedener Nummern, ist's immer eine harte, wenn's eine weiche sein soll und umgekehrt; meine Briefwagen differieren stets um das Geringe, was be-

wirkt, daß der Empfänger das Doppelte nachzahlen muß, und niemals hat eine Taschenuhr jemals die doch häufig sonst geübte Rücksicht, bei mir auf die Minute richtig zu gehen. Und nun kommt die Geschichte mit dem besonderen Fall. Vorher aber habe ich noch Nummer zwei nachzuholen, nachdem ich von diesem Tageskampf berichtet. Ich muß meine Haushälterin Charlotte Zornruh erwähnen. (Wie oft lachten Sie über diesen widerspruchsvollen Namen, aber ich versichere Sie, sie bringt mich bei größter Ruhe in Zorn und im Zorn nicht wieder zur Ruhe, macht also ihrem Namen die achtungsvollste Ehre!)

Hauptsächlich liegen gegen mich im Widerstreit meine goldenen Hemdkragenknöpfe. Sie haben runde, vom Gebrauch angenehm glänzende Köpfchen und rollen neben ihrer Entschlüpfungsfähigkeit an sich, mit einer solchen Beharrlichkeit unter Sophas, Kommoden und in bestaubte Ecken, daß sie einst als ständige Deserteure ihr Leben gefristet haben müssen. — Heute morgen nun hatte der eine dieser kleinen goldenen Kanaillen (Pardon für diesen Ausdruck!) wieder seinen Deserteurtrieb von ehedem. Ich wollte ihn an seinen Platz, in ein hübsch umnähtes Nestchen stecken, als er meiner Hand entglitt und zwischen ein Blumentopfgestell und mein Fortepiano

glitt. Ich bückte mich, ich stöhne, weil Bücken mir aus einer Überlieferung von seiten meiner hochgeborenen Ahnen entsetzlich schwer wird, ich lege mich auf die Knie (natürlich mit dem störenden, mich beherrschenden Nebengedanken, allzufrüh meine Schneiderrechnung zu vergrößern), ich strecke die Arme aus, ich beschmutzte trotz des erstaunlichen Staubfegens von Charlotte Zornruh meine Finger, ich strenge meine Augen an, verspreche meiner Brille, wenn auch sie sich anstrengt, einen ganzen Ruhetag, ich bete im Stillen zu Gott und mehreren Propheten (die kleinen kenne ich am besten, weil ich einmal als Kind die Wahl hatte zwischen Lernen dieser Altväternamen oder Verzichten auf eine Landpartie) mir beizustehen — vergeblich! In diesem Augenblick tritt Charlotte ins Zimmer und ruft: „Herr Doktor, Herr Doktor, was machen Sie denn? Ist Ihnen etwas verloren gegangen? Soll Grete suchen? Grete! Grete!“ schreit sie, als ob Feuer sei und sie Wassereimer bringen solle, obgleich ein Staubtuch freundlichster am Platz gewesen wäre.

„Ich habe meinen goldenen Hemdknopf verloren! Der Kuckuck mag wissen, wo der vermaledeite — —!“

„Warten Sie, bitte, Herr Doktor!“ ruft Char-

lotte, während Grete dabei steht, als ob sie just in diesem Augenblick wegen vielfach begangener Sünden von den Göttern in eine Marmorstatue verwandelt worden ist, und rückt an dem Blumengestell hin und her.

„Lassen Sie, lassen Sie, Charlotte!“ rufe ich beängstigt, in der Vorahnung von etwas Schrecklichem, und bemühe mich zunächst den Kopf hervorzuziehen.

„Wir wollen das Piano abrücken,“ schlage ich, von einem erhabenen praktischen Gedanken ergriffen, vor. Aber sie hört nicht. Ich kann es nicht hindern. Das Gestell wird gerückt, schwankt, besinnt sich noch einen Augenblick, ob es auf Grete, die sich aus ihrer Marmorlethargie herausgerüttelt und sich neben mir gebückt hat, fallen, oder mein Haupt mählen soll, findet aber gar keinen Zweifel, daß ich, der ich von der Bosheit der stummen Dinge allezeit, also auch von dem fünf Pfund schweren steinernen Blumentopf getroffen werden muß, und poltert mir die einstige unförmliche, aber zu jener Zeit weiche und sanftmütige Masse, in der Gestalt dieses harten eisenfesten Topfes mit wuchtigem Schlage auf den Kopf.

Ich weiß nicht, ob schon häufiger eisenharte Blumentöpfe auf Ihr, in meinen Augen geweihtes

Haupt herabstürzten, gnädige Frau, wenn nicht, kann ich Ihnen mitteilen, daß es weh *thut*.

Unter dem Piano kichert die blanke rundliche Kanaille, und würde sich vor Vergnügen die Hände reiben, wenn sie solche neben ihrem malitiösen Kopf auch noch besäße. Auf meinem Haupt liegen Eisumschläge und ein Ausruf von Charlotte (entsprechend ihrer Passion für diese Ausgeburten des Geschmackes): „Na, Gott sei Dank, er ist heil geblieben“ (nämlich der infame Blumentopf!! Ja, ja! sie meinte ihn, nicht meinen blutenden Gedankenträger!) — tönt verführerisch und tröstend in meinen Ohren.

So mußte der zweite Brief ausfallen, Frau Herzogin!

Ich empfehle mich Ihrer großen Huld und Gnade!

III.

Es ist Nacht. Die Sterne, die der große Geist am Firmamente säete, leuchten mit ihren freundlichen und doch so unbewegten Augen; sie schauen herab auf die jetzt stille Erde und erfüllen mein Inneres mit unerklärlichen Schauern. War ich schon droben, stand ein plötzliches Erinnern, das mich jüngst überfiel und das ich mit keinem Vorfall meines Lebens in Verbindung zu bringen vermochte, mit einem einstigen Aufenthalt in jenen Höhen in Verbindung, oder war's ein Ausfluß jener Sehnsucht, die uns nach etwas Besserem, Vollendeterem durchzieht, uns sinnend macht ohne besonderes Ziel, und wehmütig stimmt ohne eine greifbare Ursache? Einmal rasselt, die Stille unzart unterbrechend, ein eilendes Gefährt über das Steinpflaster unter mir, einmal dringt das trunkene Lachen verspäteter Zecher zu mir herauf und läßt

mich nach dem Wächter ausschauen, der die Störung der heiligen Stille beseitigen möchte. Ich sehe die Straße herab, an der die Lichter flimmern, zuletzt zu einer einzigen, ununterbrochenen Linie sich verbindend, und in meiner Nähe erkenne ich in der hellen Nacht und in der hier drunten heller beschienenen Gasse jeden einzelnen Stein, unter den vielen, die gleichsam auch auszuruhen scheinen von dem tobenden Wirrwarr, der am Tage über ihren Köpfen dahinraste.

Und vor mir die ernst schweigenden, wie verzauberten Häuser, am Tage belebt, ja, gleichsam selbst lebendig durch offene Fenster, oder hinter den Scheiben auftauchende Gesichter, eintretende und fortgehende Menschen, freundlich leuchtende Farben und den Glanz des Tages, der Sonne, die alles, was sie umfängt, aufrichtet, verschönert und lebensvoller gestaltet. Jetzt erscheinen sie wie im Stehen schlafende Schildwachen, die sich nicht vom Fleck bewegen dürfen, die ausharren, aber dem Naturtrieb nicht widerstehen konnten, der sie bleiern erfaßte und ihnen die Augen zudrückte.

Nun ist der Augenblick gekommen, wo kein zorniger Blick uns mehr trifft, wo die verklebten Geheimnisse, die in Schrift verwandelten Gedanken

der Menschen, ihr Wollen, Sinnen und Trachten. selten erquicklich, selten etwas anderes behandelnd und erstrebend, als das eigene Ich und das, was sich mit tausend Gewändern um diese widerwärtige Fratze hängt, uns nicht aus unserer ersehnten Ruhe, aus unserer stillen Behaglichkeit aufscheuchen. Keine Last der Rücksicht, keine Enttäuschung, kein Schmerz über den ewigen Widerstreit der Dinge gegen unsere Vorstellungen, Hoffnungen und Erwartungen, keine gebieterisch im Augenblick fordernde Ansprüche, nicht die lebendige Sorge des Müssens, keine Tagesqualen, keine fragenden Blicke geliebter Augen über Erfolg oder Mißerfolg, kein ängstliches Wimmern eines kranken Kindes, weil auch seine Schmerzen die gnädige, ruhige, ernste Nacht milderte, besänftigte, nein, jenes unvergleichliche Vergessen, jenes süße, gleichsam Raum, Grenzen und Thatsachen aufhebende Gedankenfieber gelangt zu seinem Rechte, in welchem den Wachenden ein sanfter Rausch umfängt, bis der Schlaf, alles gänzlich versöhnend und verwischend, seine weiten traumreichen Arme öffnet.

Ha! und nun wieder der Tag, der Tag mit seinem impertinent-herausfordernden Licht, das erste Vorüberschleichen, das erste Atemholen der Erwachten, der erste rollende Wagen, der erste laute

Ruf, allmählich das noch leise, aber immer stärker heranbrausende Geräusch aus dem großen Wirrwarr der Straßen und Gassen, zwischen diesem, stärker ertönend, ein Pfiff der Lokomotive oder das Läuten der Pferdebahnwagen, der plötzlich aufsteigende ekelhafte Dampf aus den überall wieder geöffneten Wohnungen, Kellern, Magazinen und Läden, der sich immer mehr und mehr zusammenballt, die ruhige reine Atmosphäre des unschuldig anbrechenden Morgens vergiftet, nun seine Ströme wieder in die Häuser hereinzudrängen sich müht oder aufqualmt neben dem immer stärker anwachsenden Getöse von Hunderten und Tausenden, die gehen, laufen, rennen, jagen, gestikulieren, spekulieren, handeln, schreien und sich's gegenseitig einander abjagen, wo ein Zipfelchen frei umherflattert und es der Tagesaufgabe des Raubes wert erscheint!

Wie wenige kennen den eigentlichen Zauber der Nacht! Nur diejenigen kennen ihn wirklich, denen diese ernste Gestalt mit ihren Riesengewändern als Trösterin nach des Tages Arbeit, Last und Sorge erscheint. Ihr kennt sie nicht, die Ihr in laternendurchfunkelten grünen Lauben sitzt, jauchzt, fröhlich seid und den Wein durch Eure Kehle gleiten laßt, Ihr selbst kennt sie nicht, die Ihr den finn-

berückenden Rausch der ersten Liebe feiert und langsam wandelnd, beseligt, durch mondbeglänzte Taxushecken schreitet, Ihr nicht, die Ihr um den friedlichen Familientisch sitzt und sanften Gewohnheiten folgend, ausharrt, bis der Zeiger an der Wanduhr rückt, Ihr nicht, Freunde der Natur, die Ihr Euer Ohr an das drängende Erdreich schmiegt und das Wachsen der Blumen in hellen Sommernächten belauscht, auch Ihr nicht, die Ihr Euren Kahn durch die sanfte Flut plätschern laßt und durch Euren Gesang jenes unbegreifliche Empfinden in Euch wachruft, das keine Feder zu beschreiben vermag, Ihr selbst nicht, Ihr Schläfer unter dem monddurchzitterten Zelt der Eichen und Buchen im Walde, im Moos auf kühlem weichem Erdreich, nein, Ihr alle nicht. Ihr wißt etwas von dem holden Reiz, den dieses göttliche Weib um sich zu verbreiten vermag, aber ganz versteht ihn nur der durch harte Tagesarbeit und Tagesqual abgehetzte Mensch.

Ein solcher lernt die heilige Nacht mit ihrer besänftigenden Ruhe lieben und anbeten. Er kniet nieder, läßt sich von dem Hauch der Stille anwehen und flüstert aus dem gepreßten Innern: Nun hast du Ruh, du armes Herz.

Und diese Augenblicke tauscht er um keine noch

ſo verlockenden Genüſſe, welche die alles bedeckende Dunkelheit mit ihren flüſternden, zuredenden Stimmen anbietet und verheißt.

Ruhe, Friede! — Heilige Nacht, wie liebe auch ich Dich!

IV.

Noch immer liege ich mit der Blumentopfwunde darnieder. Aber glauben Sie nicht, liebe Freundin, daß ich es bedaure. Ich hoffe, daß diese Schule meiner Leiden zweierlei bewirken wird, erstens, daß bei Charlotte die unselige Leidenschaft für Blumentöpfe in Blumengestellen geschwunden ist, und ferner, daß sie einsieht, sie könne auch etwas verkehrt machen, sie trage auch einmal die Schuld.

Das ist bisher noch nie vorgekommen! Denken Sie, daß ich, nur um der Gefahr zu entgehen, Charlottens lange Reden anzuhören, gleich, wenn sie bisher einen Sahnentopf umwarf, ein Glas fallen ließ, oder Grete gar eine Scheibe zerbrochen hatte, in die Worte ausbrach: „Ja, ja, ich habe ihn (nämlich den Sahnentopf) wohl etwas unvorsichtig an den Rand gestellt! Entschuldigen Sie, liebe Charlotte!“ Oder: „Ich bin Schuld an dem

Fenster! Ich trat so plötzlich ins Zimmer, daß Grete erschrak, und —"

Im Beginn unserer unseligen Bekanntschaft, als ich noch so unerfahren war, zu glauben, daß Charlotte „um meinetwillen" im Hause sei, sagte ich wohl einmal: „Liebes Fräulein, die Butter ist heute ungenießbar, könnten Sie nicht andere —" Und nun hören Sie gütigst, was erfolgte: „Unmöglich! ganz unmöglich, Herr Doktor! Ich habe sie selbst gekauft — diesmal, ausnahmsweise, da Emma (damals hieß Grete Emma!) mit ihrem Bräutigam nach Neu-Schönhausen wollte, — Sie hatten es ihr ja erlaubt, Herr Doktor — (Charlotte benutzte die Gelegenheit, mir vorzuwerfen, daß ich es Emma erlaubt hatte!) und ich die Nummer in der Wallstraße vergessen hatte, bei unserem Kaufmann drüben! Ich habe sie noch vorgeschmeckt, sie war ganz frisch, ich nahm von der besten, ich dachte, ich wollte einmal einen Versuch machen — die Butter kann nicht ranzig sein; es muß an Ihnen liegen, an Ihrem (hier kostete Charlotte mir die Butter mit schnalzenden Zungentönen vor, es klang wie das vorsichtige Napfmilchlecken eines Kätzchens), an Ihrem Magen, Herr Doktor! Nein, nein, die Butter ist gut, sogar ausgezeichnet. — Aber — wenn Sie meinen, bitte — (ich schwieg, um meinen Zweck zu erreichen, und

sie lenkte ein), Emma kann rasch fortlaufen und andere holen." — Ach, das wäre sehr gütig, liebes Fäulein! „Bitte, bitte, Herr Doktor! Es ist ja auch möglich, daß sie vielleicht bei der starken Hitze ein klein wenig" — — Charlotte probierte abermals, aber ich hatte inzwischen mein trockenes Brödchen verzehrt, und als endlich die Butter kam, saß ich schon zwischen meinen Papieren und hatte glücklicherweise Charlotte und die ganze Angelegenheit vergessen.

Und nun muß ich Ihnen doch erzählen, wie Charlotte sich nach dem Blumentopf-Unfall benahm. Sie stürzte, ohne daran zu denken, daß Blutstillungsmittel ganz wohl angebracht sind, wenn man eine fingergliedtiefe Wunde im Kopf hat, ja vielleicht das Erscheinen des Arztes eine sanfte Beruhigung gewähren würde, ins Nebenzimmer, sank in einen Stuhl, bedeckte ihr Gesicht und — heulte.

Heulen ist kein hübscher Ausdruck, aber für Charlottens Töne weiß ich einen geeigneteren nicht.

„Na, na, lassen Sie nun doch das, Charlotte," rief ich. „Schaffen Sie nur Wasser und Schwämme, sonst wird auch noch der ganze Fußboden —"

Das war ein genialer Gedanke von mir! Sowie Charlotte vom Fußboden hörte, sprang sie empor, ihre Haubenbänder flatterten und mit einem

wahrhaft entsetzten Ausdruck auf den bauchseitig liegenden Blumentopf und den Parkettboden blickend, fand sie auch die Gedanken für mich wieder. — „Der Schreck! Der Schreck! Herr Doktor! — Ach, wenn Sie nur keinen ernstlichen Schaden —“ sie stillte mit einem von Grete herbeigebrachten Schwamme das Blut — „ich meine — Gehirnschaden — Einem Onkel von mir fielen einmal die vier Illustrationsbände von Okens Naturgeschichte direkt auf den Kopf, und nie, nie ist der arme Mensch so recht wieder zu seinem Verstande gekommen. Ach Gott, ach Gott! Nein, nein, es wird ja nichts sein! Wie komme ich auch auf solche Gedanken — Grete! noch ein Handtuch! Schnell! — Na, das Blut ist doch schon etwas gestillt. — Ist Ihnen besser, Herr Doktor? —“

Ich murmelte etwas von Schmerzen und Brennen in der Kopfwunde. —

„Himmel —! Sollte am Ende ein Stück vom Blumentopf?“ Bei diesen Worten machte ich mir allerdings die Vorstellung, es sei eine Dreieckscherbe mit der Spitze nach unten, tief in mein Gehirn gesenkt! Charlotte ließ mich und stellte das ehrlich von mir gehaßte Kunstwerk — es wird geschmückt durch eine Nachahmung von Eichenbaumrinde und einen Kranz von grünen Blättern — aufrecht!

Inzwischen kam der durch den Portier geholte Arzt und ich schickte beide Frauenzimmer fort. —

Charlotte Zornruh hat nie Unrecht. Alles, was sie thut, ist vortrefflich, es ist das Ergebnis weiser Uberlegung. Sie glaubt selbst, daß sie sich für mich halbtot arbeitet und meint, daß es größere Selbstlosigkeit in dem Verhältnis anderer Menschen auf diesem Erdenrund nicht gibt, daß sie — obgleich sie nichts besitzt und ich sie sehr anständig honoriere — mir ihr Dasein opfert, ihre ganze Verwandtschaft und Sippschaft um meinetwillen vernachlässigt, sich „die Gelegenheit nimmt, den Antrag eines braven Mannes in Erwägung zu ziehen, ihre Migräne in einer anderen, weniger anstrengenden Wirtschaft nie auftreten würde, und eine Nachsicht gegen meine Schwächen und Junggesellengewohnheiten übt, die ohne Beispiel ist. Dabei habe ich Jahre gebraucht, mich an ihre siebentausend Eigenheiten zu gewöhnen, ihren thörichten Redeschwall zu ertragen, ihre Hauben mit den ewig wiederkehrenden, gewaschenen und wieder aufgeplätteten Seidenbändern nicht in die entfernteste Rumpelkammer zu verwünschen, ihre unzeitige Pedanterie und Übersauberkeit geduldig hinzunehmen, ihre, wie Nadeln prickelnde Tagesnörgeleien über ein Nichts mit in den Kauf zu nehmen, und auf einen Aufent-

halt an Sonnabenden in meiner Wohnung, wo sie reinmacht, ein für allemal zu verzichten.

Einmal hatte sie mit der ihr beigegebenen Hausfee auf meinem Schreibtisch herumgewirtschaftet und eine andere Ordnung beliebt als mir sie bequem, lieb und wert geworden. Da riß die so lange geprüfte Geduld. Ich eilte durch den Blumentopfgestell-Saal, wo es immer ein wenig nach frisch angesteckten Gardinen, Kampfer und Waschseife (es ist ein undefinierbares Konglomerat von Gerüchen) duftet, und rief wütend über den Korridor: „Fräulein! Fräulein! Bitte!“

„Was, was, was ist, Herr Doktor —?“

Sie flatterte ängstlich wie eine von einem Bauerwagen belästigte Landgans herbei und schlug mit den Flügeln ihrer Haubenbänder.

„Mein Schreibtisch,“ rief ich bleich vor Zorn.

„Ihr Schreibtisch, Herr Doktor —? Ist etwas gestohlen? Um Himmelswillen —“

„Ach was, gestohlen! In eine unglaubliche Konfusion haben Sie alles gebracht. Ich muß wirklich bitten —“

Sie antwortete nicht und stürzte in mein Zimmer. Ich natürlich hinter ihr her und schon halb verspielend. Als ich eintrat, richtete sie sich wie ein englischer Lordmayor im vollen Ornat

empor, zeigte auf die grauenhafte Ordnung — denn ihre wahrhaft entsetzliche Ordnung ist ja für mich ein Chaos von Wirrwarr — und sagte:

„Es sah auf Ihrem Schreibtisch aus wie auf einer Gasse an Markttagen. Ich kann so etwas nicht ansehen.

Aber wenn alles hier im Hause partout (Charlotte spricht dieses Wort: partut aus) zu Grunde gehen soll, nun — dann mag es sein, aber ich biete meine Hand nicht dazu!

Sie werden ja (nun kam das übliche Weinfieber nach den besten Anleitungen der Madame Kandel) leicht eine andere Repräsentantin finden, denn ich mache ja nichts mehr recht!“ u. s. w. u. s. w.

O, ich Thor! Ich brauchte Tage, Wochen, ehe ich sie wieder versöhnte!

Die Folgen meiner Unbedachtsamkeit waren schrecklich und einmal, ja, denken Sie, einmal — war ich in meiner Ratlosigkeit nahe daran, ihr die Ehe zu versprechen, um endlich den Versöhnungsaugenblick sicher herbeizuführen. — —

Das Zerbrechen einer Tasse, die noch von meiner Großmutter stammte, natürlich nie gebraucht ward, ein Monstrum von Häßlichkeit in der Form, aber inwendig vergoldet war, nahm Charlottens Interesse

solcher Gestalt in Anspruch, daß sie schon oft auf meinen Tod und ein Erbstück für sich anspielte, brach endlich ihren Groll.

„Können Sie mir verzeihen," sagte sie, trat in mein Zimmer und setzte während des Sprechens die Stücke, bis auf ein in ihrer gehöhlten Hand liegendes Splitterchen mit etwas aufgesammeltem Porzellanstaub, zusammen. „Ich hoffe, daß Frau Lietz" (Frau Lietz ist Nieterin bei uns und lebt ausschließlich von den Ungeschicklichkeiten unserer Greten, Emmas, Gusten, Marien und wie sie geheißen haben mögen im langen Laufe der Jahre), „daß Frau Lietz es unsichtbar leimen kann."

Jetzt oder nie! Ich stellte mich, als ob meine Großmutter zum zweiten Mal gestorben sei und heuchelte eine ehrliche Betrübnis, die ihr den Vorfall um so unsühnbarer erscheinen ließ. Und nun — gewann ich die Schlacht. Es erfolgte die Aussöhnung, und neuer Friede trat ins Haus.

Weshalb ich Charlotte Zornruh behalte? Ist sie nicht ein Stück aller Wesen, in deren Hand das Hausstandsszepter ruht? — Ich sagte einmal einem Freunde, der von einem schurkischen Kammerdiener in einer geradezu empörenden Weise offen, sichtbar, bestohlen wurde: „Aber lieber Herr Präsident, wie ist es möglich, daß sie den Menschen

behalten? Er ſtiehlt ja wie einer, der ein ganzes Gymnaſium bis zur Prima im Stehlen durchgemacht hat."

„Freund," erwiderte er, „Kammerdiener ſtehlen alle und ſind überdies meiſtens untauglich. Dieſer ſtiehlt, iſt aber wenigſtens brauchbar."

Ah! —

Und Charlotte Zornruh iſt ehrlich und — ſittlich. Es mag ja ſein, daß ihr Alter ſie vor Thorh — — —

Ihr Alter teile ich Ihnen ein ander Mal mit, Frau Herzogin. — Wir wollen uns heute nicht mit der grauen Vorzeit beſchäftigen.

XXVI.

Nach dem Hochzeitsdiner.

Als eine ganz „fürtreffliche“ Einrichtung würde es mir erſcheinen, gnädige Frau, wenn man nach der Einſegnung vor dem Altar und nach dem üblichen Hochzeitsdiner mit der Deviſe „an ſolchen Tagen darf es nicht darauf ankommen“, — irgendwo, etwa in Bozen, in Neapel, Heiligendam, Interlaken oder in der Lüneburger Heide glückliche Flitterwochen verlebte und dann, bei der weiteren Ausübung des ehelichen Verhältniſſes, getrennte Wohnungen, womöglich in verſchiedenen Städten, bezöge. Wie zufriedenſtellend und glücklich würden — wenn jeder Partner dieſer Sozietät getrennt lebte, — in Zukunft die Ehen ſein! Es iſt eine ganz veraltete, ſchlechte Sitte, daß man nach dem Genuß der Flitterwochen noch zuſammenbleibt, weil dieſes Zuſammenleben faſt immer Unzufriedenheit und allerlei Enttäuſchungen hervorruft.

Man würde die alte Sehnsucht im Herzen bewahren, alle die erträumten und gemeiniglich ersterbenden Eigenschaften des geliebten Gegenstandes weiter voraussetzen können, und einen Zustand des Glückes sich erhalten, den man teuer genug erkauft, dem man seine Freiheit geopfert hat. Wir zerstören uns durch das Zusammenleben mit rauher Hand alle Ideale, ohne welche doch das vom Himmel für uns bestellte, aber leider weder pränoch postnumerando bezahlte Pensionat auf dieser Erde unerträglich ist.

Freundlich und vertrauensvoll würden wir die uns während der Verlobungszeit angegebenen Entschuldigungsgründe weiter glauben.

Lauras veränderliche Stimmung rührt von einem Kopfweh her. Ihre Suppe ist nur deshalb angebrannt, weil sie an Dich, mein Freund, beim Kochen gedacht hat. Sie kleidet sich „etwas" unvernünftig kostbar, um Dir zu gefallen. Für sich ist sie sonst so einfach, so einfach, daß alle ihre Freundinnen fast darüber spötteln, was sie aber gar nicht kümmert, weil es doch viel besser ist, die einfachen Kleider bezahlen zu können, als die langen Schleppen schuldig zu bleiben, wie zum Beispiel, nun wie — — u. s. w.

Ihren Fächer hat sie verloren, ihr Opernglas

vergessen, den zerrissenen Saum am Kleide zu nähen unterlassen, weil sie sich in verliebter Zerstreuung befunden hat. Sie verspätet sich zehnmal am Tage, weil sie an der Aussteuer arbeitet und nicht plötzlich abbrechen konnte. Sie ist nur deshalb mitunter eigensinnig, zänkisch, lieblos und voll Widerspruch, weil sie eine kleine, gewiß verzeihliche Eifersucht plagte. Nur deshalb hat sie sich so spät morgens erhoben und ist noch nicht sichtbar, weil sie, — mit ihren Gedanken während der Nacht bei Dir, — erst gegen Frühmorgen einschlief; und nur deshalb begehrt sie so oft Vergnügungen, Theater, Bälle und Konzerte zu besuchen, weil sie mit ihrem Glück (mit Dir!) ausschließlich und ungestört von den übrigen, allein sein will, und weil sie endlich alle übrigen, wie des Teufels Pferdefuß, während der Verlobung hervorguckenden Fehler „wirklich" nicht besitzt, aber „heute gar nicht weiß, wie ihr eigentlich ist".

Alle die hoffnungsvollen und beseligenden Stunden, in denen die Briefe erwartet und gelesen werden, blieben uns erhalten. Alle die beglückenden Tage des Wiedersehens nach langer oder zeitweiliger Trennung blieben ein frisches Reis an dem Glücksbaum des Daseins. Die neuen Toiletten könnte der Gatte jedesmal bewundern,

ohne die Vorqualen „der Schneiderinnen im Hause“ mit durchzumachen. Wäsche- und Reinmachetage wären für ihn Fremdworte und die Folgen aller jener Verdrießlichkeiten des alltäglichen Lebens, gelegentliches Schelten, Poltern oder gar Thürzuschlagen blieben Lauras Ohren fremd.

Wie lange könnten ihre Gardinen „ohne den fatalen Tabaksrauch“ sitzen und nie, nie brauchte sie mit dem Essen auf ihn zu warten, weil er eben niemals kommen würde. Sie könnte jeden Tag die Suppe versalzen und selbst ausrufen: Der Fisch ist ja nicht frisch! — Es fehlt Senf auf dem Tisch! Ist denn kein Salz da? Das frische Wasser ist wieder vergessen! Zum Donner — — —! das Bratenmesser ist wieder nicht geschärft! — und er könnte um vier Uhr morgens nach Hause kommen, ohne daß die Laute ihrer vorwurfsvollen Stimme noch einmal vorm Einschlafen an sein Ohr schlügen!

Die „Kinder“ wären geeigneten Personen zu übergeben. Da eine besondere Klasse für diesen Zweck erst ausgebildet werden müßte, so würde mein Vorschlag vielleicht in Überlegung zu ziehen sein, einstweilen Vormünder, Konkursverwalter und Massenkuratoren damit zu betrauen.

Etwaige Weigerung derselben, diese Kinder-

Verwaltungen zu übernehmen, und namentlich die eminenten Mutterpflichten im ersten Jahre zu besorgen, könnten durch ein Zwangsgesetz beseitigt werden. Man würde diesem Stande einfach einen derartigen gesetzlichen Pflichtzoll auflegen, ihn offiziell den „Nährstand" taufen und damit — basta.

Wollen Sie meine Vorschläge einmal in ruhige Überlegung ziehen, gnädige Frau?

XXVII.

Glückstage.

Es ist durchaus kein Aberglaube, daß wir Glückstage haben, gnädige Frau, oder von dem Gegenteil verfolgt werden. Mitunter gelingt uns alles, — unser Glücksstern leuchtet, — während an einem anderen Tage uns unser Selbstvertrauen und unsere Fähigkeiten im Stich lassen.

Man kann bisweilen die sonst geläufigsten Dinge, die man schon in der Kindheit gelernt hat, nicht zu stande bringen, z. B. ein Stück Papier mit einer Schere gerade beschneiden; die Einladung zu einer Tasse Thee oft nur mit häufigen Änderungen abfassen und eine Seite Ausgaben nicht richtig summieren. Und ein andermal hilft uns unsere bloße „Divination" über Schwierigkeiten hinweg, für die unter gewöhnlichen Verhältnissen weder unser Wissen noch Können ausreicht.

Und wie viele Ungeschicklichkeitstage haben wir im Jahre zu verzeichnen!

Wir beginnen morgens mit dem Umwerfen des Milchtopfes, bei welchem Fall stets mit rührender Übereinstimmung ausgerufen wird: „O weh! Milch gibt Flecke!“ und ein bedauerndes Zungenschnalzen erfolgt.

Mit dem Saucefleck auf dem reinen Tischtuch (es ist immer gerade dann ein sauberes Tischtuch und der übliche Ausdruck lautet: „Nun war eben das reine Tischtuch aufgedeckt!“) fahren wir fort, um beim Aufschrauben der Lampe mit einem springenden Cylinder abends den Schluß zu machen.

Bei diesem Fall hat man dann zu sagen: „Das ist nun schon der dritte in dieser Woche!“ und sich zu entfernen, um bei einer anderen Petroleumlampe eine Anleihe zu machen.

An unseren Glückstagen halten wir, ohne es zu wissen, auch in unserem Thun die weise Mitte. Wir reden und handeln bei dem gegebenen Fall nicht zu viel und nicht zu wenig, während wir an Unglückstagen durch ein einziges Wort das ganze Gebäude bisher berechtigter Erwartungen umwerfen.

In dem „Kismeth“ der Mohammedaner liegt etwas Bequemes. Überhaupt war der Gründer

dieser Religion ein kluger Mensch, denn er schrieb nicht diese entsetzlich rauhen Tugenden, nicht diese asketische Widersinnigkeit der Weltverachtung auf seine Koranblätter wie wir, sondern rechnete mit möglichen Faktoren.

Zufolge dieser praktischen Religion gibt es heute noch einhundertsiebzig Millionen Bekenner des Islam auf der Welt, die die Aussicht haben, wenigstens ein durchaus glückseliges Leben im „Jenseits" zu führen.

An die verlockende Erlaubnis Mohammeds zu erinnern, zufolge der wir an mehreren Frauenherzen zugleich unseren Weltschmerz ausweinen dürfen, will ich unterlassen! Ich finde es in der Praxis unmoralisch und kostspielig!

Leben Sie wohl und verzeihen Sie diese Abschweifung!

XXVIII.

Ingrato.

I.

Die nachfolgende Geschichte, welche ich „Ingrato“ überschrieben habe, ist nicht erfunden, gnädige Frau.

Ich habe sie aus dem Munde eines Mannes, den ich auf meinen Reisen kennen gelernt habe, dessen Vertrauen ich gewonnen hatte und der einmal begann, in den Erinnerungen seines Lebens zu blättern. Er ist inzwischen gestorben.

Für Dinge, die mich interessieren, habe ich ein gutes Gedächtnis, und so möchte ich fast glauben, daß ich ungefähr wörtlich hier wiederhole, was er mir erzählte.

Ob es der Mühe wert war, dies Stück aus einem Menschenleben hier wieder zu geben, weiß ich nicht. Von Mühe kann eigentlich keine Rede sein, denn es ist ja nur eine wahre, nacherzählte

Geschichte; — aber vielleicht gerade deshalb. Urteilen Sie selbst!

Meine Mutter hatte eine Katzennatur, denn wir waren unzählige Geschwister. Das neunte bin ich und unsere Nachbarn versicherten, ich habe wie ein junger, ruppiger Star ausgesehen, als ich auf die Welt kam.

Dann steckte man mir einen Schlauch in den Mund, setzte die Wiege in Bewegung und ließ mich fünf Jahre werden, in welchem Alter ich mir schon selbst mein Brot verdienen sollte.

Mit meiner unschuldigen Jugend ließ man mich Handel treiben. Ich mußte auf die Gassen laufen, Veilchen und Rosensträuße verkaufen und häufig, — wenn ich abends todmüde und frierend auf der Steintreppe eines Gasthauses saß, — rief man mich herein, damit ich meine Künste zeige.

Ich konnte auf ebenem Fußboden „Kopfstehen" und wie ein Hahn krähen. — Oft krähte und gackerte ich im Schlafe so täuschend, daß meine Eltern, die bettelarme Lumpensammler waren und in einem Keller wohnten, in dem sie ihr Geschäft und namentlich auch einen Kleiderhandel betrieben, glaubten, daß sich ein Federvieh zu uns verlaufen habe, so daß dann wohl mein Vater aus dem

Bette sprang, um dem künftigen Braten den Hals umzudrehen.

Denn die Ehrlichkeit ist bei den reichsten und den ärmsten Menschen am seltensten zu Hause!

Inzwischen empfing ich einigen Unterricht und wuchs heran. Jahre vergingen.

Eines Tages hatte sich bei einem Tauschhandel ein schäbig aussehendes Buch in unseren Keller verirrt, ward achtlos beiseite geworfen und lag lange neben einem schmutzigen Talglichtrest in der Ecke eines bestaubten Fensterwinkels.

Ich mußte damals das Haus hüten, denn ich hatte eine kranke Lunge und spie Blut, so daß ich eines Abends hörte, wie mein Vater zu meiner Mutter in einem empörend gleichgültigen Tone sagte: „Es kommt nichts danach! Der Ede muß daran glauben!“

Es überlief mich ein Schauer, als ich die Worte hörte, und ich vergrub mein Gesicht in mein Kopfkissen, das bald von meinen Thränen benetzt war. Aber nur für kurze Zeit.

Plötzlich schien mir der Gedanke des „Sterbens“ eine Wohlthat. Bei so vielen Geschwistern war ja die zum Himmel fliehende Knabenseele droben beim lieben Gott besser aufgehoben als hier unten, wo ich nur Hunger, Schläge und Demütigungen

kannte, und ich schlief endlich mit der Hoffnung ein, nicht wieder zu erwachen!

Aber der Himmel hatte es anders beschlossen.

Ich fühlte mich am nächsten Morgen wesentlich besser und nach einigen gleichgültigen Fragen nach meinem Befinden ließ man mich allein und schloß die Thür hinter mir ab.

Bald erhob ich mich von meinem Bette und schwankte, — kaum des Aufrechtgehens mächtig, — umher, denn ich hatte brennenden Durst. Ich fand Wasser, und so im Vorübertaumeln, fiel mein Auge auf das bisher unbeachtete Buch.

Ich las und las darin und obgleich ich anfänglich wenig verstand, so hatte ich doch die Empfindung, „es sei ein wunderbares Buch, dessen Siegel sich allmählich lösen würden.“ Und so war es.

Es war ein Band von Shakespeare und namentlich war es „König Lear“, jenes Schauspiel, von dem Heine sagt: „es sei noch entsetzlicher als alle Schreckniſſe der Zauberwelt und des Geisterreichs“, das meine Seele mit einem Gemisch von Grauen und Bewunderung erfüllte.

Als ich, — entgegen der Voraussetzung des Arztes, — meine Gesundheit wieder erlangte, wußte ich mir aus einer Leihbibliothek die übrigen Bände zu verschaffen und verschlang den Inhalt,

ahnend, „daß sich das ganze Welttreiben in diesen Blättern abspiegele.“

Und es gestalteten sich im Laufe der Jahre, genährt durch das Elend meiner Jugend, so widersprechende Anschauungen in meinem Innern über gut und böse und herrschen und dienen, — daß ich eines Tages an den Knöpfen zählte, ob ich mich zu den Schurken schlagen oder ein braver Mensch werden solle!

Ich spreche die Wahrheit, wenn's auch wie ein frivoler Scherz klingt!

Die Knöpfe rieten mir, den Pfad der Pflicht und Tugend einzuschlagen, und ich suchte dem Schicksalswink zu gehorchen, indem ich mich bei einem Advokaten als Schreiber anbot.

Ich ward angenommen, trat kurz nach meiner Konfirmation in das Büreau ein und ward einem Kontortyrannen unterstellt, der aussah und mindestens ebenso boshaft war wie ein brustkranker Kakadu.

Hier blieb ich einige Jahre. Ich versah Schreiberdienste, horchte allerlei aus, holte frisches Wasser vom Hofe, präparierte Kontortinte aus Galläpfeln, putzte die Lampen und öffnete den Klienten die Thür. Wenn der Büreauchef nicht ein so hartherziger, schleichender Gauner gewesen wäre, hätte

ich mich fast glücklich gefühlt, so aber empfand ich bald Überdruß, denn für meine Pflichttreue erntete ich niemals Lob und die Folgen meiner „Ausgelassenheiten“ machten sich durch ein eisernes Lineal fühlbar, das Jener grausam und mitleidlos auf meinem Rücken handhabte.

Eines Tages trat eine fremdaussehende Dame mit einem jungen Mädchen ins Vorzimmer und begehrte den Advokaten zu sprechen. Da dieser augenblicklich in Anspruch genommen war, folgten die Frauen meiner Aufforderung, zu warten und Platz zu nehmen.

Ich schaute versteckt hinüber.

Das junge Mädchen, ein schlankes Geschöpf, sah aus wie eine wilde Rose und der eigenartige Eindruck ihrer dunklen Schönheit erhöhte sich durch eine vielgewundene Schnur echter Perlen, die an ihrem Halse hing und an dem kleine, nervöse, alabasterne Hände ungeduldig zerrten.

So muß „Kleopatra“ als Mädchen ausgesehen haben, dachte ich, als sie mich mit verwundert-zudringlichen Augen anstarrte, aber sogleich hochmütig über mich hinwegglitt, wenn ich ein Gleiches versuchte. Ich wagte sie zuletzt kaum mehr anzusehen und wie in einem Zauberbann lag mein demütiges Herz vor ihrer vornehmen Schönheit.

Als sie später das Bureau verließen, erhaschte ich noch einen Blick von ihr und wieder packte es mich mit einem mystischen Zauber, als sie mich so zudringlich anschaute und plötzlich hinwegsah.

Die Folge war, daß ich ihnen unbemerkt nachschlich.

„Dem Mutigen gehört die Welt," dachte ich, als ich am nächsten Vormittage, bestens herausgeputzt, an der Klingelschnur zog und auf die Frage, „was ich begehre," erklärte, daß ich ein ordentlicher Mensch sei und einen Dienst suche. Der Dienerin, die mich schon abweisen wollte, blinzelte ich zu und ehe sie noch begriff, wo ich hinaus wollte, erschien die ältere Dame auf dem Korridor, der meine dunkeläugige Kleopatra wie ein neugieriges Reh folgte.

Ich machte mein ehrlichstes Gesicht und wiederholte mein Ansuchen, indem ich noch eine Anzahl glücklich erfundener Umstände hinzufügte, welche die Herzen der drei Frauen solchergestalt rührten, daß ich in der That angenommen wurde.

„Ich könne nur gleich eintreten," befahl Kleopatra, die, wie ich schon im Kontor bemerkt hatte, die Herrschaft führte und mich offenbar sogleich wieder erkannt hatte. Anfänglich schien sie diese Beobachtung ihrer Mama mitteilen zu wollen,

— ich beurteilte dies nach einer haſtigen Bewegung, — aber ſie beſann ſich und ſchwieg.

Ich war in einem wahren Taumel des Entzückens und zwar ebenſo ſehr über den gelungenen Erfolg meines Planes, als wegen der Ausſicht, in Benignas Nähe zu ſein.

Denn ſo hieß das wunderliche, ſchöne Geſchöpf.

„Wie heißt Du denn eigentlich?“ fragte ſie mich, als ich am Nachmittage im Salon die Fenſter putzte und ſie, wie von ungefähr, durch die Zimmer hüpfte, plötzlich aber ſtehen blieb und mir zuſah.

Kein Name war mir gut genug für ſie; ich ſuchte und antwortete nicht.

„Nun!“ wiederholte ſie ungeduldig und ſchüttelte den Kopf, daß die ſchwarzen Flechten wie Eichkätzchen über ihre Schultern kletterten.

„Nun, wie heißt Du!?“

„Jago!“ ſagte ich dann raſch, denn ich hatte ſchon bei Shakeſpeare geſucht und dieſer Name ſchien mir geeignet, ihr Intereſſe an meiner Perſon zu erhöhen.

„Jago?“ — — „Mama, unſer Diener heißt Jago!“ rief ſie verwundert lachend, riß die Thür auf und flog — wie eine Hummel zu den Sonnenblumen, — hinaus.

Ich hörte, wie ihr ihre Mutter den Ungeſtüm

verwies, aber auch wie wenig Eindruck dies auf Benigna machte, die sogleich ein spanisches Ritornell aus ihrer Kehle erklingen ließ.

Einige Tage später hielt sie an, als sie mich im Garten beim Blumenpflücken beschäftigt fand. Und als ob unser neuliches Gespräch erst eben abgebrochen sei, fragte sie:

„Hieß denn Dein Vater auch Jago?"

Ich bejahte und erzählte ihr eine lange, romantische Geschichte, so daß sie ganz verloren mir zuhörte.

Während ich aber gleichzeitig die Blumen schnitt und nun im zerstreuten Handeln eine Kamelie mit vielen unaufgebrochenen Knospen brach, riß sie in ungeduldigem Zorn meinen Arm heftig zurück und rief: „Was thust Du doch, Du picaro*)!?"

Gleichzeitig aber erhob sich dieselbe Hand, und ich wich kaum einem Schlage aus!

Als sie nun meinem beleidigten Blicke begegnete, legte sich ein unendlich hochmütiger Ausdruck auf ihre Lippen und während sie wie eine Gebieterin über Tod und Leben davonschritt, pfiff sie ihrem großen Hund, der mit raschen Sprüngen

*) Taugenichts.

auf sie zugeeilt kam, und den sie mit Zärtlichkeiten überhäufte.

Dies ließ doppelt wilden Groll in mir aufsteigen und schon wollte ich ihr nacheilen und die Blumen vor die Füße werfen (ja, was schwirrte nicht sonst noch alles durch meine aufgeregten Sinne) — — als ich mich zu meinem Glück besann und meinen Empfindungen Zügel anlegte.

Ich überlegte, daß ich einen Verweis verdient habe und mich bei diesem leidenschaftlichen Geschöpf an heftigere Ausdrücke des Unwillens gewöhnen müsse, wenn ich in ihrer Nähe bleiben wolle.

Als ich nach Beendigung meiner Arbeit im Garten die Treppe zur Wohnung emporstieg, kam sie in Begleitung ihres Hundes mir entgegen und hielt erstaunt inne, als ich, — in einem mir selbst unbewußten Gemisch von Beschämung und Stolz, — ohne die Mütze zu lüften, — an ihr vorüberschreiten wollte.

„Du grüßt ja nicht!“ sagte sie und sah so übermütig-schön aus, daß ich ihr am liebsten um den Hals gefallen wäre, um sie unter Küssen zu prügeln.

„Ich bin ein picaro! und deshalb grüßte ich nicht,“ — — erwiderte ich leise und demütig und ohne

Aufblicken, denn jenes sonderbare machtlose Gefühl beschlich mich nun wieder in ihrer Nähe.

Als ich dann aber aufblickte, schaute sie mich erstaunt an, lächelte eigentümlich, aber nicht unfreundlich, schüttelte nach ihrer Art den Kopf und ging, ohne etwas weiteres zu reden, die Treppe hinab.

Als sie die unterste und ich die oberste Stufe erreicht hatte, so daß unsere Blicke sich noch erreichen konnten, wandte ich mich zögernd um; auch sie war stehen geblieben und schaute mir nach.

„Du!“ rief sie nun laut empor.

„Gnädiges Fräulein!?“

„Ich habe der Mama gesagt, daß ich den Kamelienzweig gebrochen habe; — also —“ —

„Komm Chico!“ hörte ich sie dann noch sagen, und wir trennten uns, während ich dankbar meinen Kopf neigte.

Seit jenem Tage hätte ich für sie durch Feuer und Wasser gehen können und meine Liebe für sie veredelte mich so, daß ich während meiner Freistunden nicht mehr wie sonst auf die Gasse nach Abenteuern lief, sondern mich zu Hause hielt, Nützliches trieb und mich fortzubilden suchte.

Es war mir genug, wenn ich nur in ihrer Nähe sein durfte, und ich kam mir stets wie ver-

zaubert vor, sobald sie an mir vorüberschritt. Wenn sie mich aber rief, stockte das Blut in meinem Herzen, und dunkle Röte goß sich über mein Angesicht aus.

Ein Jahr war verstrichen, und dann kam der Tag, an welchem meine junge Gebieterin die erste Kommunion empfangen sollte.

Benigna trat nun in den Kreis der Erwachsenen ein, und wirklich sagte sie an dem Nachmittage des feierlichen Tages, als sie in ihrem langen Kleide wie ein schwarzer Schwan an mir vorüberrauschte: „Ich bin jetzt konfirmiert, Jago! Ich werde fortan die Theater besuchen! — Ich gehe auf Bälle und mit Mama Carmen (so nannte sie ihre Mutter stets) in Gesellschaften! Du wirst eine Livree erhalten, mußt abends auf der Treppe warten und den Kutschenschlag aufmachen! Da wirst Du vieles sehen!

Das ist lustig, — wie?"

Wie so viele Menschen, besaß ich mehr Empfindlichkeit als Selbstgefühl und mein Stolz war verletzt, obgleich ich doch nur ein Diener war, zu dessen Obliegenheiten dasjenige gehörte, was mir Benigna in Aussicht stellte.

Ich schwieg also.

„Nun, was soll's wieder!?“ rief sie und stampfte mit ihren kleinen Füßen.

Ich trat wie erstaunt zurück und sah sie groß an, obgleich mich ihre Heftigkeit gar nicht überraschte, mir auch eher lieb als verletzend war.

„Ja! Ich ärgere mich, daß Du so oft wie ein Klotz dastehst und die Menschen anglotzest! — Du wirst nie ein guter Diener werden!“ —

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als sich in meinem Innern zu dem Zorn der Enttäuschung eine unendliche Traurigkeit gesellte.

Also so wenig verstand sie mich! So gering achtete sie mich und mein Thun, daß ihre bisherige Güte nur eine Laune gewesen, daß ich in ihren Augen nichts anderes war, nichts mehr als ein „dienendes Subjekt“, das brauchbar sich erwies — und blieb, oder unbrauchbar — und fortgeschickt wurde!

Es kam ihr nicht einmal der Gedanke, daß ich eine andere Rolle in der Welt spielen möchte, als mit Abendmantel, Gummischuhen und Regenschirm im Theaterflur warten!

Wie tief empfand ich in diesem Augenblick den Unterschied unserer Lebensstellung.

Statt mich aber zu bescheiden und die Dinge einstweilen zu nehmen wie sie waren, antwortete

ich spitz und trotzig und legte einen Ausdruck hinein, der nur zu sehr meine schlechte Erziehung bewies.

„Wirklich? Du willst uns verlassen, nachdem Mama Carmen so viel für Dich gethan hat! Pfui! — ingrato*)!“ —

Sie zuckte vornehm die Achseln, warf verächtlich die Oberlippe empor, würdigte mich keines Blickes und wollte davon eilen.

Und da war es mir, als ob ein eiserner Hammer gegen mein Herz schlüge, als ob eine Schleuse in meinem Kopf plötzlich durchbrochen sei und Feuerfluten durch mein Gehirn rauschten.

Ich lief ihr nach und kniete nieder.

„O! verzeiht!“ rief ich stürmisch und suchte ihre Hand zu küssen.

Und jenes feine Parfüm, mit dem diese vornehmen Geschöpfe geboren zu sein scheinen, entströmte ihrem Gewande und berauschte mich.

„Gerade, weil ich mein ganzes Leben Ihr Sklave — nicht Ihr Diener sein möchte und mich doch so entsetzlich elend fühle, — deshalb möchte ich Ihr Haus wieder verlassen!“

Und von unterdrückter Qual übermannt, fielen Thränen auf die kleine, weiße Hand.

---

*) Undankbarer.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

In demselben Augenblick kam Chico herangesprungen, — stürmte an uns empor, bellte und schmeichelte und leckte abwechselnd unsere Hände und ihre Wangen, als ob es keinen Unterschied gäbe zwischen dem stolzen, vornehmen Kinde und dem in dem Staube knieenden Knecht.

Sie aber faßte zornig das Tier und schleuderte es beiseite, während sie mich, ohne mich eines Blickes zu würdigen, stehen ließ und an mir vorüberschritt, als ob ich ein unverständlicher Narr sei.

Seit jenem Tage veränderte sich aber meine Stellung im Hause aufs Vorteilhafteste.

Die reichlichen Lebensverhältnisse der Familie hatten sich durch eine Erbschaft noch wesentlich verbessert.

Nach beendigter Trauer ward eine Vergnügungsreise beschlossen und ich hatte mich so unentbehrlich gemacht, daß es als selbstverständlich angesehen ward, daß ich alle Vorbereitungen treffen und auch die Damen begleiten solle.

Wir waren über achtzehn Monate unterwegs, besuchten Brüssel, Paris und London, durchstreiften das lachende Italien und die mit Naturreizen so verschwenderisch ausgestattete Schweiz und kehrten endlich voll Ungeduld, die Hotelzimmer mit unserm

häuslichen Komfort wieder zu vertauschen, nach H. zurück.

Ich hatte nun ein gutes Stück Welt gesehen! Bilder waren vor mir aufgetaucht, die mir bisher nur geahnt hatten, und voll Empfänglichkeit für alle neuen Eindrücke, fühlte ich, daß ich ein neuer Mensch geworden sei.

Wie hatten sich in dieser kurzen Wanderzeit meine Anschauungen verändert, — wie hatten sich meine Kenntnisse erweitert! Durch die wahrhaft rührende Güte Benignas war mir überall so viel freie Zeit geblieben, daß mein Auge nicht nur alles irgend Sehenswerte gestreift, sondern daß ich die Eindrücke hatte in mich aufnehmen können.

Frau Carmen besaß vor den Thoren der Stadt eine idyllisch belegene Villa mit Garten, Treibhäusern und Stallungen, welche während unserer Abwesenheit auf das Glänzendste eingerichtet worden war. Namentlich war auch durch Vervollständigung des Mobiliars, das Benigna ausgesucht hatte und das die kostbarsten Seltenheiten umfaßte, ein so vornehmer Luxus geschaffen worden, daß unsere Bekannte unser Haus nicht genug rühmen und bewundern konnten.

Man musizierte, lachte, tanzte und vergaß die

ganze übrige Welt bei kleinen lustigen Diners und Abendgesellschaften.

Mama Carmen schwelgte in behaglichem und sorglosem Nichtsthun, und Benigna, die sich inzwischen zusehends entwickelte, kannte bei ihrem regen Interesse für alles kaum das Wort „Langeweile".

Schon damals, als ich ins Haus kam, lösten sich verschiedene Lehrer ab, die sie in Sprachen, Musik und allerlei Wissenschaften unterrichten mußten, wobei es dann aber auch bisweilen vorkam, daß sie alle fortschickte, um zeitweilig ihren Fleiß und ihr Interesse auf einen einzigen, ganz abseitsliegenden Gegenstand zu richten. So hatte sie einmal eine Marotte, ein Vogelhaus in ihrem Zimmer einzurichten. Ein andermal saß sie täglich zu Pferde und nahm Reitunterricht, oder trocknete selbst gesammelte Blumen, die sie zu Sträußen vereinigte und aufklebte, womit sie dann halbe Tage verbrachte.

Sie verstand alles und trieb alles mit einer gewissen, selbstbewußten Keckheit. Ja, sie schien bald über den Dingen zu stehen und diese „sich" anzupassen und zu beherrschen. Sie war der Meister!

Aber alles mußte rasch gehen, oder sich wenigstens ohne Widerstand vollziehen.

Wenn ein neues Kleid nicht paßte, dann schlüpft

sie in eins ihrer einfarbigen Hauskleider, und wußte nun durch eine glücklich angebrachte Schleife oder eine Blume im Haar oder vor der Brust, das einfachste Kostüm solchergestalt zu verschönern, daß sie doch unter den übrigen hervorstach und sogleich aller Blicke auf sich lenkte.

Wie bestrickend war sie oft, wenn sie aus ihrem Zimmer trat und nach eifrigem Thun rote Rosen auf ihren dunklen Wangen emporgeglüht waren. Ich stand dann sprachlos vor ihrer zauberhaften Erscheinung und wenn sie in solchem Augenblick befohlen hätte:

„Kniee nieder, Jago! Dein rotes Blut will ich sehen. Hier ist der Dolch — halte still" — ich hätte mich, wie einst Abrahams Sohn, auf den Opferaltar ihrer Mädchenlaune gelegt und wäre unter seligem Jauchzen für sie gestorben!

Als es nach einem lebhaften Winter, — reich an geselligen Abwechselungen, — wieder Frühling geworden war, kam eines Tages ein Besuch in unser Haus, der Benignas ganzes Interesse in Anspruch zu nehmen schien.

Es war dies ein junger Portugiese, der sich ein Jahr in H. aufhalten wollte und dazu eine besondere Veranlassung in dem Umstande fand, daß

er ein, wenn auch entfernter Verwandter meiner Gebieterin war.

Was die Natur diesem jungen Manne an geistigen Vorzügen verliehen, hatte sie seiner äußeren Erscheinung versagt.

Ich hatte in Paris bei irgend einer Gelegenheit ein Gemälde von „Voltaire“ gesehen und wurde beim ersten Anblick unseres Gastes an dieses lebhaft erinnert. Don Federigo glich in der That dem berühmten Franzosen mit der sarkastischen Miene, und ich traute ihm nicht. Zudem flößte mir der Anblick seiner schmutzig-dunklen Augen und seiner langen, gelben, behaarten Hände einen Widerwillen ein, den ich vergeblich zu bekämpfen suchte. Und doch, — wenn er sprach oder lächelte, hatte seine leutselige und einschmeichelnde Art, — oder, wenn er eifrig wurde, seine überlegene Klugheit etwas so Anziehendes, daß man das Unvorteilhafte des äußeren Eindruckes völlig vergaß.

Sein Kommen gab Veranlassung, daß mich Frau Carmen, trotz der vorgerückten Saison, beauftragte, ein gewähltes Diner herzurichten, zu welchem Einladungen fast an sämtliche Freunde des Hauses ergingen.

Am Morgen dieses Tages begab ich mich in den Garten, um frisches Grün und Blumen abzu-

schneiden, mit denen die Zimmer und der Speisetisch geschmückt werden sollten.

Es war dies eine Beschäftigung, die mir ausschließlich oblag, denn Benigna hatte mich schon kurz nach meinem Eintritt in das Haus wegen meines guten Geschmackes belobt, und es schien in der Folge unmöglich, daß auch nur ein Sträußchen gebunden ward, das nicht durch meine Hände gegangen war.

Als ich in das Innere des Treibhauses trat, blieb ich wie gebannt vor dem Anblick stehen, der sich mir bot.

Hoch oben auf den Blumentreppen standen in langen Reihen Scharen weißer Azaleen, die erst in der vergangenen Nacht aufgebrochen waren. Auf dem wundervollsten, satteſten Grün lagen die Blumen wie frisch gefallener Schnee und das Ganze atmete eine so entzückende Naturunschuld, daß das Geräusch meiner Schritte mir in der Nähe dieses unberührten, stillblühenden Winkels wie eine Entweihung erschien.

Dazu duftete es in dem Raume stark und beängstigend, als ob sterbende Blumengeister ihre Seelen ausgehaucht hätten.

Fast in der Mitte aber, hoch über allen, ragte eine einzelne, rote Kamelie, wie eine vollbusige

Libuſſa hervor und wiegte ihr ſtolzes Haupt über den ernſt ſchweigenden Schweſtern.

„Lindo, lindissimo!“*) hörte ich nun eine Stimme hinter mir rufen.

Ich wandte mich um.

Es war Benigna.

Sie hatte ein weißes, durchſichtiges Gewand an und ihr blauſchwarzes Haar ſchmückte eine einzige weiße Roſe, ein frühgeborenes Kind, das ihr der Gärtner ins Zimmer geſtellt hatte.

War es eine Blumenfee, die erſchienen war, um nach ihren träumenden Geſpielinnen zu ſchauen?

Wie ſie ſo daſtand, — verloren in dem Anblick, der ſich ihr plötzlich geboten hatte — erſchien ſie mir wie ein überirdiſches Geſchöpf und das wundervolle Haar, glatt an Haupt und Schläfe ſich anſchmiegend, erhöhte den Zauber ihrer mädchenhaften Erſcheinung.

„Lindo! Mui lindo!“ glitt nochmals über ihre Lippen.

In den Augenblicken der Freude oder der Erregung flocht ſie häufig ſpaniſche Worte ein, wie denn das tiefer liegende Gefühl oft nach einem beſonderen Ausdruck ringt.

---

*) Schön, herrlich.

„Pflücke nichts, Jago!“ hub sie hastig an, als ich eine Bewegung machte. „Nicht eine darf gebrochen werden! Mama Carmen muß das sehen! Und unsere Gäste heute mittag —

Nun, was ist wieder?“ fuhr sie auf, als ich, statt zu antworten, mich höflich verneigte und mich entfernen wollte.

„Nichts, gnädiges Fräulein!“ erwiderte ich rasch. „Ich hörte Ihre Befehle! Und zudem stand ich noch unter dem überraschenden Eindruck der schönen Gruppe dort oben! — Es ging mir wie dem gnädigen Fräulein! Ich vergaß einen Augenblick, wo ich war, und was ich wollte!“ — —

„Ja!“ sagte sie, wie zerstreut mir zuhörend, „Du hast Schönheitssinn, Jago! Du bist überhaupt ein braver Junge und — — —“

Sie hielt inne, schaute mich an und streckte die Hand aus, die ich ehrfurchtsvoll berührte.

Plötzlich aber nahm sie wieder den alten Ton an und fügte nach einer Pause wie gewaltsam hinzu:

„Nun, wie gefällt Dir denn Don Federigo?“ und sie legte auf das Wort „Don“, wie mir schien, einen halb spöttischen Ton.

Ich zuckte die Achseln und machte, statt eine Antwort zu geben, eine höflich-fragende Bewegung.

„Nun, ich will es! — Antworte!“ drängte sie ungeduldig.

„Wohlan denn, gnädiges Fräulein, er gefällt mir ganz und gar nicht,“ sagte ich und sah ihr offen ins Angesicht.

Aber sie wurde nicht heftig oder nur unwillig, wie ich es erwartet hatte, da ich etwas zu tadeln mir erlaubte, was ihr offenbar gefiel.

Sie nickte nur langsam sinnend und ging.

Aber noch einmal blieb sie stehen und kehrte in demselben langsamen Schritt zurück, als ob sie sich auf das besonnen habe, was sie nun sagen wollte, das aber doch nur wie der Anhauch eines Gedankens klang.

„So, also ganz und gar nicht!? — — — — Natürlich!“

Und nun heftete sie jenen eigentümlichen, neugierig fragenden und zudringlichen Blick auf mich, der mich in dem Advokatenbüreau einst so völlig verwirrt hatte, schüttelte den Kopf und sagte mit vorwurfsvollem Ton in der Stimme, aber zugleich mit einer bezaubernden Beimischung von Freundlichkeit und Güte:

„Wirst Du thörichter Mensch denn niemals vernünftig werden?“

Und da glitt ich mit gebogenem Knie nieder

an ihrer Elfengestalt und bedeckte, wie damals, die abwehrende Hand mit leidenschaftlichen Küssen.

„Geh dort!“ sagte sie nach einem stummen Augenblick ernst und wies nach dem Ausgang, während sie, langsamen Schrittes, in der entgegengesetzten Richtung das Treibhaus verließ.

An demselben Nachmittage begab sich, nach aufgehobener Tafel, die Gesellschaft in den Garten. Mir wurde aufgetragen, für den Kaffee zu sorgen, den die Gäste auf dem Balkon vor dem Hause einnehmen wollten.

Mama Carmen zog sich auch heute für eine Weile in ihre Gemächer zurück, befahl mir aber vorher in ungewöhnlich eindringlicher Weise, für ein vorzügliches Getränk zu sorgen.

„Mein Neffe, Don Federigo, ist sehr eigen! — Hörst Du, Jago!“

Ich hörte und verstand. — —

Nach dem Kaffee wollte man einen Ausflug machen. Ich hatte Wagen bestellen müssen, in denen die Damen Platz nehmen sollten, während mehrere der Herren die Gesellschaft zu Pferde begleiten wollten. Zu diesen gehörte Don Federigo, der ein so leidenschaftlicher Reiter war, daß er sich

während seines vorübergehenden Aufenthaltes mit Pferden und Stallknecht versehen hatte.

Alles verlief nach dem vorgeschriebenen Programm.

Die Reitknechte erschienen mit den Pferden, die Wagen fuhren vor, alle nahmen ihren Platz. Nur Don Federigo, der Mama Carmen den Arm geboten hatte und noch plaudernd am Kutschenschlage stand, war nicht im Sattel.

Ich hatte trotz Zeit und Auge in Anspruch nehmender Beschäftigung jede Bewegung des Portugiesen verfolgt, aber selbst bei Tisch, wo Benigna, zum Entsetzen ihrer Mama, wohl einmal ihren Vetter mit einem Bonbonpapierkügelchen bewarf, nichts bemerkt, was auf ein näheres Verständnis zwischen beiden hindeutete.

Das Mädchen glich einem vorwärtsdrängenden rauschenden Quell, der alles mit sich fortriß.

Sie neckte in ihrer fröhlich übermütigen Ausgelassenheit jeden, der sich mit ihr unterhielt, war aber als Wirtin gegen alle gleich liebenswürdig und um so anziehender, da sie nie eine bestimmte Grenze überschritt, weil eine gewisse vornehme Würde selbst ihrer Lebhaftigkeit Grenzen steckte.

Aber jetzt!

Don Federigo trat an Benignas Wagen, warf

offenbar ein Witzwort zu ihr hinüber und begehrte etwas.

Ich sah sie in ihrer gewohnten Lebendigkeit antworten, vermochte aber aus der Entfernung nicht zu deuten, worum es sich handelte.

Endlich, — fast unbemerkt, — beugte sie sich zu ihm hinüber und löste eine rote, prachtvolle Kamelie von ihrer Brust, die sie ihm überreichte und die er triumphierend ins Knopfloch steckte.

Er dankte freudig und lebhaft, lief mit raschem Schritt an den ungeduldig scharrenden Fuchs, schwang sich in den Sattel, grüßte noch einmal zu ihr hinüber, — gab das Zeichen zum Aufbruch und sauste nun wie der Sturmwind im Galopp dem Zuge voraus. — —

Ich lief in das Treibhaus.

Die brennende, stolze Libussa war gebrochen.

Es gab nur einen Ort auf der Welt, wo sie hingehörte.

Es war Benignas Brust!

Aber in meinem Innern gärte ein Brand von Unruhe und Eifersucht!

So, dachte ich, muß einst Orestes zu Mute gewesen sein, von dem ich gelesen, daß sich die Furien unbarmherzig an seine Fersen hefteten und ihn mit Todesqualen verfolgten, ohne ihn zu töten!

Ich sank vor dem Blumen-Altar nieder, vergrub das Angesicht in meine Hände und schloß die Augen.

Plötzlich stand das enge Gemach unseres schmutzigen Kellers vor mir, und ich sah alle die schäbigen Gegenstände, — die unabweisbaren Begleiter meiner elenden Jugend, — deutlich vor mir.

Ich sah mich als Blumen-Verkäufer auf den Gassen und eine mitleidige Hand, die ein Geldstück in meine bettelnden Hände gleiten ließ.

Dann war ich wieder bei dem Advokaten. Benigna trat ein und blickte mich an mit den schönen, zudringlichen Augen. Ich sah die Klingel wieder vor mir, die an jenem Morgen meine zitternde Hand erfaßte und deren Läuten ein bedeutsames Signal für mein ganzes Leben wurde.

Plötzlich hörte ich es aus den Blumen flüstern: „Armer Enttäuschter! Du rührst uns in Deinem Schmerze!

Aber verzage nicht! Sieh empor! Unerwartet erblüht das Glück, — plötzlich, wie eine Blume! Halte es fest und vergiß es nie: daß, wenn wir dem Schicksal grollen, „unsere Wünsche unerfüllt gelassen zu haben," es oft gerade am zärtlichsten für unser Wohl bedacht war!"

Ich sah empor!

Wirklich war eben eine neue Knospe an dem Kamelienstocke aufgebrochen und leuchtete verheißend durch den allmählich dämmernden Raum. Die prophetischen Worte klangen wieder durch meine Seele und ich ging wie ein geläuterter Mensch aus den heiligen Räumen, in denen ich meinen Schmerz ausgeweint hatte.

Geläutert?

Hätte mein unruhiges, thörichtes Herz sich wirklich gedemütigt und besänftigt?

Eines Morgens schickte mich Frau Carmen aufs Dach, weil Pacheco, ihr Papagei, entflohen war.

Man stieg eine bequeme Treppe empor und befand sich dann auf der Plattform des Hauses, von der man eine entzückende Aussicht über Stadt und Umgegend genießen konnte.

Ich war aber in meiner Mission nicht glücklich, denn dem Tiere, das sich sonst hatte ohne Mühe greifen lassen, waren die Flügel gewachsen und es sehnte sich nach jener Freiheit, die nur Enttäuschungen bereiten konnte. Wenn ich ihn zu haben glaubte, hüpfte oder flog er geschickt von mir fort und alle Mühen waren bisher vergeblich gewesen, wenn er gleich das flache Dach nicht verließ.

Da bei den Versuchen, ihn zu fangen, eine geraume Zeit verstrichen war, überraschte es mich nicht, als plötzlich Benignas Kopf in der Dachöffnung erschien und sie mir ungeduldig zurief: „ich möge die Jagd nur einstellen; — ich sei ungeschickt, — sie werde ihn selbst einfangen!" — So von ihr getadelt, verdoppelte ich, trotz ihres Verbotes, meinen Eifer, bis sie durch meine Ungeschicklichkeit gereizt, mir nochmals befahl, inne zu halten.

„Geh!" sagte sie kurz und begann das Tier zu locken.

Pacheco stutzte in der That, als er die bekannte Stimme vernahm und ließ sie einige Schritte näher kommen, als er es mir bisher erlaubt hatte.

Aber als Benigna ihn ergreifen wollte, ja, schon seine Flügel erfaßt hatte, biß er sie so heftig in den Finger, daß sie ihn mit einem lauten Schmerzensschrei wieder freigeben mußte.

Er flatterte unbehülflich weiter und setzte sich endlich auf die entgegengesetzte Seite der Plattform.

Jetzt begann ein so wildes und unverständiges Jagen, daß ich, der ich in höflicher Rücksicht zurückgeblieben war, mir Einwendungen erlaubte. Ich bat Benigna, den Vogel eine Weile in Ruhe zu

lassen, da er bereits so scheu und ängstlich geworden sei, daß er sich zuletzt gar nicht würde fangen lassen.

„Schweig!“ sagte sie, „aber tummle Dich und hole mir von Mama Carmen den Kescher!“

Ich flog hinab und brachte das Gewünschte, indem ich zugleich bestellte, „daß Mama Carmen Vorsicht empfehle und es lieber sähe, wenn sie mir den Fang überlassen wolle.“

„Schon gut!“ erwiderte sie, nahm mir den Kescher aus der Hand und setzte mit diesem ihre Versuche fort.

Die ganze Plattform war mit einem Gitter umzogen und nur an einer Stelle, in der Nähe des Schornsteins, war ein freier Raum gelassen. Wie es schien, war ursprünglich von hier aus eine Treppe auf das tiefer liegende Dach eines mäßighohen Nebengebäudes unserer Villa beabsichtigt.

Ich folgte Benigna, die nun dem Vogel mit größerer Ruhe und Vorsicht nachging, in geringer Entfernung, um Pacheco die seitlichen Fluchtversuche abzuschneiden.

Aber jetzt schien derselbe es besonders darauf abgesehen zu haben, die schöne Jägerin zu foppen, denn er flog just vor ihr auf, wenn sie seiner habhaft zu werden vermeinte, und so gelangten wir

allmählich auch an den erwähnten offenen Raum, auf welchen der Vogel zuhüpfte.

Ich warnte Benigna, als sie dem Tiere jetzt wieder hastiger folgte, aber sie hörte nicht, und dann, — dann — — —

Wie es so gekommen ist, ich kann es selbst nicht sagen. Plötzlich sah ich sie mit dem Kescher weit ausholen, und den Vogel mit einem häßlichen Schrei verschwinden, Benigna aber sich so weit vornüberbeugen, daß ich sie nur durch einen raschen Zusprung und mit einem mir heute noch unbegreiflich sicheren Griff am Kleide vor einem tödlichen Sturz in die Tiefe zu bewahren vermochte.

Bei der Heftigkeit und Macht der Bewegung war ich in die Knie gesunken. Sie fiel rückwärts zu mir und ihre Flechten schlugen über meine Wangen. Für einen Moment ruhte sie in meinen Armen.

Als aber ihr süßer Atem mein Antlitz streifte, da ergriff mich ein wahnsinniger Taumel. Ich preßte sie an mich und erdrückte sie fast unter meinen leidenschaftlichen Küssen, bis sie wild und hilferufend und so laut aufschrie, daß es hell und schreckhaft über die Dächer tönte.

„Ich rettete Dir das Leben — —" rief ich

mit stockender Stimme und Feuerglut jagte durch mein Gehirn.

Aber ich sprach nicht weiter.

In demselben Moment riß sie sich empor und stürzte wie ein Panthertier auf mich los. Und ehe ich abwehren oder entfliehen konnte, fühlte ich einen furchtbaren Schlag mit dem Keschersstock auf Kopf und Schultern und wieder und wieder und so blitzschnell und so mächtig, daß ich ohnmächtig zusammenbrach und die Besinnung verlor.

So rächte sie das Brandmal, das ich auf ihr reines Antlitz gedrückt hatte!

II.

Viele Jahre sind seitdem verflossen. Meine Eltern waren lange gestorben.

Als sie einst auf die Welt gekommen waren, hatte man auch zu ihrer Geburt Glückwünsche abgestattet und als sie in ihrem Keller saßen und hungerten, — wie oft hatte ich da meine Mutter seufzen hören: „Ich wollte, ich wäre tot und alles hätte ein Ende!“

Welch' entsetzliche Ironie liegt in unserm Schicksal!

Wie viele sorgende Gedanken, wache Nächte, Wünsche und Gebete, Entbehrungen und Demütigungen kleben an dem Wachstum und der Entwickelung eines Menschen und wenn nun endlich ein sorgfältig, oft künstlich gepflegter Stamm emporgeschossen ist, der den Stürmen des Lebens trotzen könnte, dann fliegt eine tückische Kugel pfeifend durch die Luft und bohrt sich tödlich in sein Herz.

Meinen Eltern war freilich wohl!

Meine Geschwister waren in der Welt verstreut oder gestorben. Einigen ging es gut, einige waren brav geworden, andere waren in dem großen, wilden Wirrwarr des Lebens verschwunden, und ihre Spuren — vielleicht zum Glück für die Rechtschaffenen, — verwischt und verweht.

Seit mehreren Jahren lebte ich bereits in Paris. Mit eisernem Fleiß und zähester Ausdauer hatte ich nachgeholt, was mir noch fehlte und bekleidete nun eine einträgliche Stellung in einem großen Handlungshaus.

Ich war pflichtgetreu und genoß unbedingtes Vertrauen, hatte die Bekanntschaft angesehener und einflußreicher Menschen gemacht, die mich nach allen Richtungen zu fördern suchten und hatte Anwartschaft, dereinst Teilhaber in diesem Hause zu werden und dann ein Endziel zu erreichen, durch welches die kühnsten Hoffnungen meiner Jugendjahre in Erfüllung gehen sollten.

Als ich eines Abends in meinem Zimmer in der Rue — alte Papiere durchsuchte, fiel mir die Abschrift eines Briefes in die Hand, den ich an Benigna gerichtet hatte, nachdem ich zufolge jenes Zwischenfalles in einem fremden Hause wieder erwacht war und fand, daß ich, unter Beifügung

einer erheblichen Geldsumme, meinen Abschied erhalten hatte. Neben der Kopie lagen zwei Karten, nach denen meine noch von der Krankheit zitternden Hände damals gegriffen hatten.

Auf der einen standen unter dem gedruckten Namen:

Carmelita de Vegas

die Worte:

„Beifolgende Banknoten sind Ihr Eigentum.
Ihr Engagement ist gelöst!"

Auf der anderen aber, die ich derzeit mit meinen Thränen benetzte:

Benigna de Vegas.
„Dank und Verzeihung!"

Gewährte sie Verzeihung oder erbat sie Verzeihung? — — —

Aber alles beschwichtigt die eilende, heilende Zeit!

Mein Brief an Benigna lautete folgendermaßen:

Gütige Herrin!

Sie haben Ihrem Hunde Chico oft erlaubt, an Ihnen emporzuspringen und um Ihre Gunst zu schmeicheln. Wenn Sie Grund hatten zu zürnen, kroch er an Sie heran und Sie legten Ihre Hand versöhnend auf seinen Kopf und streichelten ihn.

Die Verzeihung, die Sie dem „Tiere“ gewährten, gewähren Sie auch einem armen Menschen, der nichts auf der Welt sein eigen nennt, als seine Armut und die harten Kämpfe mit sich selbst.

Denn weil keine bereiten und fähigen Hände während seiner Knabenjahre übernehmen konnten, seine Erziehung zu leiten, mußte das Leben seine Lehrmeisterin sein, um ihm nach vielerlei Prüfungen die Anwartschaft zu geben, in den Kreis der Rechtschaffenen und Gebildeten einzutreten!

Ja! Nur die „Anwartschaft“ ist schon ein schweres Ringen, wenn das Kind des Lumpensammlers aus dem Keller ins Leben tritt ohne alle Vorbedingungen für eine ehrenhafte Existenz, — ohne Fürsprache, — wohl aber behaftet mit dem Kainszeichen des schmutzigen Proletariats, das in Lumpen geht und hungert.

In unsere Wohnung verirrte sich einst ein zerrissenes Buch! — Es war ein Band von Shakespeare, dessen halbverstandenen Inhalt ich verschlang.

Aber es trieb mich, weiter zu forschen in dieser Weltbibel und alles, was sich an Herzensbildung und Verstandesthätigkeit bei mir später vorfand, ward durch diese Lektüre in mir geweckt.

Ich mußte mich mit einer Lüge in Ihr Haus schleichen.

Meine Erzählungen waren Märchen. Mein Name war erlogen.

Aber von dem Augenblick an, in welchem ich in Ihre Dienste trat, siegte mein besseres Ich und ich hatte den Triumph, daß man dem Verlassenen, Verkommenen Vertrauen schenkte und daß er es „verdiente".

„Verdiente," bis die noch nicht ausgedampfte Leidenschaft, — ein schreckliches Überbleibsel aus der Kellerwohnung — ihn noch einmal wie ein Feuerbrand fortriß und seine Seele erfaßte, so erfaßte, daß, — o seltsame Erscheinung! — neben einer guten, menschlichen That zugleich eine Sünde emporschlug und das mühsam erstrittene Glück und die Errungenschaft der durch Pflichttreue gesühnten Lüge mit einem Schlage vernichtete.

Ich schäme mich nicht meines Gefühls, aber ich schäme mich, daß ich keine Gewalt über mich hatte und „Vertrauen" mit „Mißbrauch des Vertrauens" lohnte.

O! verzeihen Sie mir! Und glauben Sie gütige Herrin, daß ich nicht bin ein „ingrato".

Jago.

Auf diesen Brief erfolgte nie eine Antwort. Ich hatte auch keine erwartet — —

Die Familie war schon aus H. fort, als ich

nach langem Krankenlager wieder ausgehen und Erkundigungen einziehen konnte.

Was ich erfuhr, war wenig.

Benigna hatte sich mit Don Federigo verlobt. Mama Carmen hatte infolge dessen alles verkauft und war nach Lissabon übergesiedelt, wo meine junge Herrin den Portugiesen geheiratet hatte.

Aber auch diesen Aufenthalt hatten sie nach nicht langer Zeit mit einem anderen vertauscht, da Don Federigo als Gesandtschafts-Attachee seinen Wohnort wechseln mußte.

Einmal kam mir die Nachricht, Benigna sei sehr unglücklich geworden, habe sich von ihrem Gatten getrennt und lebe in Paris.

Ich setzte alles in Bewegung, in Erfahrung zu bringen, ob sich dies bestätige.

Lange war ich in meinen Nachforschungen nicht glücklich, bis ein Zufall mich noch einmal mit diesem wilden, holdseligen Geschöpf in Berührung brachte.

Es ist das eine lange, schmerzliche Geschichte — — von Enttäuschung, Verbitterung und jahrelangem Herzeleid.

Nur das Ende will ich diesmal hier erzählen, wenn mir auch bei der Erinnerung noch heute mein Herz stockt.

Und doch ist es etwas ganz Alltägliches, ja sogar etwas, dem kein Menschenkind auf dieser Welt entgehen kann, so alltäglich, daß die eilende Zeit ohne Umschau darüber hinwegfliegt, so alltäglich, daß die übrige Menschheit kaum einmal hinhorcht, — so alltäglich, daß das herabfallende Geräusch einiger Schaufeln Erde auf einen Sarg und wimmerndes Schluchzen zweier Menschen, die zurückblieben und Benigna geliebt hatten, nichts weiter war, als etwa ein ängstlicher Vogelschrei, der über der brausenden Weltstadt in den Lüften erscholl und verklang. — — —

Mein Freund machte eine Pause und starrte wie abwesend vor sich hin, ehe er fortfuhr.

Als er dann seine Erzählung beendet hatte, war die Stunde weit über Mitternacht gerückt, und wir trennten uns mit stummem Händedruck.

Einige Tage später besuchte ich ihn auf seinen Wunsch in seiner Wohnung.

Als ich in sein Zimmer trat, sprang er hastig von seinem Schreibtisch auf.

„Sehen Sie hier!“ sagte er ohne Übergang und führte mich an ein großes, prachtvolles Medaillonbild, das an der Wand hing.

Es war Benigna, deren Brustbild mich an den

berühmten Stich des unbekannten Meisters: an das Porträt der Gräfin Potocka erinnerte.

Nur war die Schönheit der Spanierin noch überraschender, gebietender.

„Begreifen Sie, mein Freund, welch' ein Engel gen Himmel geflogen ist?

Begreifen Sie auch, was ich gelitten habe, — was ich noch leide?"

Als ich mich niederließ und zu ihm aufschaute, erschrak ich über den hilflosen Ausdruck in seinem Antlitz, und ich sah auf seinen Wangen die Vorboten jener Krankheit, die ihn bald nachher hinwegraffte.

„Ja," schloß er schmerzlich lächelnd, „so wie ich ‚ausschaue', so ist mir auch zu Mute, — heute, alle Tage — wie zum Sterben! Ich kann sie nicht vergessen und wie ein Asra, — ich weiß es," fügte er rasch bestätigend hinzu, als ich eine abwehrende Bewegung machte, „wie ein Asra muß ich an dieser Liebe zu Grunde gehen." — — —

Als ich mich von ihm getrennt hatte und die Treppe hinabstieg, ging eine schwarzverschleierte, tiefgebeugte Dame an mir vorüber und berührte die Klingel an seiner Wohnung.

Es war Mama Carmen.

Einst hatte er zitternd vor ihrer Thür ge-

ſtanden und ſie hatte ihm geöffnet und Obdach gegeben.

Und nun kam die vornehme Frau zu dem Kinde des Proletariers und begehrte viel, viel mehr, — denn ſie begehrte „Troſt“ für den unerſetzlichen Verluſt eines dahingegangenen, jungen, holden Geſchöpfes, ihres einzigen Kindes.

Einſt war ſeine Liebe ein Verbrechen — und heute weinte ſie aus Rührung und voll Dankbarkeit, daß er ſie ſo zärtlich, ſo über alle Maßen geliebt hatte — —.

XXIX.

Im Rausch.

Nichts verabscheuen Sie so sehr wie einen Rausch, gnädige Frau? Ohne Ihnen näher treten zu wollen, — dann haben Sie noch niemals einen gehabt! — — — —

„Trinken" ist ein Hochzeitsfest mit der süßen, zärtlichen Traube! Aber wenn die Flitterstunden vorüber sind, dann kommen allerdings die Nachwehen — ganz wie in der Ehe! Sehen Sie, so müssen Sie sich die Sache denken! Und das wird Ihnen als legitime Gattin nicht schwer werden.

Sie sind ungerecht! Was liegt alles im Rausche?

Im Rausche überspringen wir Hecken und Gräben, Thäler und Berge; — ja ganze Landschaften mit Flüssen und Meeren überschreiten wir mit Siebenmeilenstiefeln, die wir plötzlich an den

Füßen haben! Und alles lacht um uns her! — Die Vögel singen, — die Blumen blühen, — im Walde rauscht es wundersam! Kälte verwandelt sich in warme, schmeichelnde Sommerluft! — Unsere ängstlichen Gedanken sind fortgeweht. Die Gegenwart ist da! Die Gegenwart ist wunderschön! Die Vergangenheit verschwimmt in weiter, weiter Ferne. Ein Nebel verhüllt sie, und nur noch einige Streifen als sichere Anknüpfungspunkte für eine lachend-goldene Zukunft ziehen wir aus ihr hinüber!

Und gingen die Menschen noch vor wenigen Stunden mit Wolfs- und Fuchsgesichtern einher, — nun haben sie sich alle entpuppt. Das waren nur Masken! Eine lustige, bewegliche, gutgeartete, harmlose, — ganz vortreffliche Menschensorte umgibt uns. Die schrecklich nüchterne Binde ist von unseren Augen gezogen. Laß Dich umarmen, Freund, Dich, den ich — o Unrecht! mit Katzenaugen umhergehen sah! Treue und Zuverlässigkeit leuchtet aus Deinen Blicken! Komm! trink mit mir! Mit diesem feuerquellenden Naß sei unser Bund geschlossen! — — —

Wenn Sie gesagt hätten: „Wegen nichts bemitleide ich die Männer so sehr, als wegen dieses Erwachens aus einem holdseligen Traum!“ Das

wäre freundlich gerecht gewesen! Das hätte Ihrem guten Herzen Ehre gemacht!

Ein Rausch, ja: — ist wachendes Träumen! Da übt Morpheus in Frack und Tanzschuhen seine Herrschaft aus, statt in Schlafrock und Pantoffeln! Da steht ein Jüngling mit Flügeln vor uns, — nicht der beschwingte Greis!

Denn merken Sie wohl auf, gnädige Frau! Der Rausch ist nur in entarteten Naturen eine häßlich riechende Blüte! Sobald die moussierenden Düfte des Weines in ein edles Haupt emporsteigen, da knospet und blüht es wundersam, und aus diesen Knospen und Blüten strömt ein süßer Atem!

Und nun muß ich Ihnen eine vertrauliche Mitteilung machen! Dies alles, was ich Ihnen soeben gesagt habe, ist ganz wie bei einem wohlüberlegten Sekundaner-Aufsatz nur die Einleitung zu dem eigentlichen Thema dieses Briefes. Ich wollte Ihnen beweisen, daß wir ohne den Rausch gar nicht leben können. Weder die Männer noch die Frauen, bis zur Jungfrau und zum Jüngling zurück und bis zum Greise und zum Mütterchen abwärts gerechnet! Also auch Sie nicht, gnädige Frau!

Erinnern Sie sich des entzückenden Rausches der Hoffnungen Ihrer Mädchenjahre?

Da war alles umflossen von einem leuchtenden Heiligenschein! Was Sie hofften, war schon eine Wahrheit, — eine Thatsache!

Er bat auf dem Balle bereits zum dritten Male um einen Tanz, denn nun endlich sollte der Kotillon gewalzt werden.

Die vorübergeflogenen Stunden hatten schon einige der frischen Blumen in Ihrem Handboukett entblättert; der künstliche Rosenknospenzweig war auf Ihre Schulter herabgeglitten. Die weißen Handschuhe, die Ihre rosigen Fingerknöchel bedeckten, hatten just an diesen Punkten schon jenen dunkleren Hauch der Abendbälle, — ein Knopf am Handgelenk war sogar abgesprungen — ein Stückchen abgetretener Schleppe hatten Sie schon hastig im Nebenzimmer aufgesteckt, — die neuen Tanzschuhe drückten nicht mehr. — — — — Sie waren im vollen seligen Genießen! Die Musik ertönte. Nun flogen Sie mit ihm davon! Und dann kam „Ihr" Rausch, als sie zusammen in der Ecke plauderten und dann am meisten redeten, — wenn Sie beide — „schwiegen" und das war Ihr Rausch, als sie sich — wie magnetisch angezogen, — gegenseitig in die Augen schauten.

Es gibt keine beredtere Sprache als jene stumme, und doch wünschten Sie etwas aus seinem Munde

zu hören. Und er sagte es. Er sagte es mit jenem bangen Zaudern, mit jener Zurückhaltung, die doch noch tausend Zweifel läßt und deshalb und gerade deshalb so — berauscht! — Wie klopfte Ihr Herz! Ja! trunken waren Sie von Wonne und Hoffnung!

Bisweilen, — aber selten, — wirkt der süße Taumel solcher Wahnbilder noch einige Tage nach! Das ist ein besonderes Göttergeschenk!

Und schauen Sie sich sonst in der Welt um!

Da ist der Sonnabendrausch der Kinder mit der Vorfreude auf den Sonntag. Der Weihnachtsrausch mit der Aussicht auf den holden Müßiggang unter dem Tannenbaum! Und später kommen die Berauschungen des Ehrgeizes in Schule und Leben!

Jede unserer Hoffnungen ist ein Rausch, — auch unsere „Freude!“

Die Blindheit über uns selbst ist ein Rausch!

In diesem Rausche befindet sich die ganze lustige und ernsthafte Welt! Theoretisch sezieren wir wohl unsere Fehler, als ob wir Geistesärzte wären. In der Praxis leben wir im Rausche!

Jene weißschultrige Phryne steht vor dem goldenen Spiegel und durchlebt den Rausch ihrer Schönheits-Einbildung. Jener hochgestirnte Faust

durchblättert die Seiten, auf die er seinen Geist eingegraben hat und durchlebt die Berauschung eigener Bewunderung. Dem Staatsmann duftet aus der öffentlichen ergebenen Presse die Schmeichelei entgegen und begierig berauscht er sich an den Wohlgerüchen seiner eingebildeten Genialität!

Der Spekulant opfert bereitwillig von dem gewonnenen Glück einen Teil der Geselligkeit, und während beim üppigen Mahle der schwellende „Bauch" des Gastfreundes Worte der Anerkennung spricht, hält jener es für die Töne des Herzens und durchlebt den Rausch befriedigter Eitelkeit.

Feldherrn und Krieger berauschen sich in der Schlacht. Mit der tödlichen Wunde am Boden liegend, schwingt der Reitersmann noch im Kriegesrausch die Fahne. Und wenn ihn nun mit eisernen Klammern die tödlichen Schmerzen ans Krankenlager fesseln, draußen aber plötzlich der Frühling ans Fenster pocht und endlich, — in warmen Nächten, — die Nachtigall sehnsüchtig flötet — dann überfällt den Sterbenden der Rausch der „Lebenssehnsucht!"

Nur der eine Gedanke an eine „schöne" Welt draußen beherrscht ihn! Komm Freiheit, Leben! Entzückende Bilder steigen vor ihm auf — — und

in dem Rausche vergißt er sogar die brennende Pein, die seine Brust durchwühlt. — —

Der Künstler braucht den Rausch der Begeisterung des Schaffens.

Die Leinewand ist nackt und tot, aber im Pinsel ist Leben! Nein, auch im Pinsel ist kein Leben.

Nur der berauschte Schönheitssinn führt die Hand und aus Farben entstehen Gebilde und diese — atmen und leben.

Der Applaus der Menge berauscht den Schauspieler vor den Lampen! Welches Glück!

Wenn einer jener vielen in solchen Momenten den Rausch abschütteln und zu sich sprechen würde:

„Die Töne, die zu dir hinaufdringen, sind nichts weiter — als auch nur ein — Rausch, — nicht einmal das, — nur ein Zufall, — nur das Echo einer Gallerielaune"! — — — Wehe dem Nüchternen!

Unbekannte Länder durchforschen, der Sage, der Geschichte, den Wissenschaften des Himmels und der Erde nachspüren, ist auch ein Rausch! „Wozu das alles?"

Steht ein Bote, der den Dank der Welt bringt, ungeduldig pochend vor der Thür? Nein! Gewiß nicht! Bricht die Erdrinde auseinander, wenn

dieſes, jenes unerforſcht bleibt? Bis heute nicht! Stürzt ein Planet vom Himmel herab? — — Ach nein! Wenn du's nicht thuſt, geſchieht's von einem anderen, — und wenn nicht, — was iſt dann weiter? Wird die Bläue des Himmels ſich entfärben? Verbleichen die Roſenfarben der Abendröte deshalb raſcher? Fort mit dieſer Nüchternheit! Wir brauchen den Rauſch zum Erkennen! Nur mit ihm ſtürmen wir die Veſten der Wiſſenſchaft. Nur im Forſchungsrauſche, nur im Rauſche des Thatendranges dringen wir an den Nordpol, durchbrechen wir den Iſthmus, der zwei Weltmeere trennt!

Den Rauſch braucht der glattraſierte Kaufmann, der zur Börſe eilt und in deſſen unbeweglichem Geſicht das deutſche Reichsmarkwährungszeichen eingegraben iſt. — Seine Kombinationen ſind ſein Rauſch. — Es brauchen ihn die Reichen, denen die Genüſſe des Lebens in vollen Schüſſeln ſerviert werden, — die Fürſten, — die Könige, — die Prieſter ſelbſt, wenn ſie ſich zu der Verkörperung der Glaubens-Idee, zu Gott emporwenden und ſeinen Segen herabflehen!

O Rauſch der Hoffnungen, welchen Segen haſt du ſchon geſtiftet! Du hilfſt mit dem ſcheußlichen Weibe „Not", mit der zudringlichen Quälhexe

„Sorge" kämpfen, — ja, ſie oft überwinden, du triumphierſt über Hunger und Krankheit, — du verhüteſt tauſend Selbſtmorde!

Ich lebe in dem Rauſche des Wahnes, daß Sie, gnädige Frau, nicht jedesmal beim Leſen meiner Briefe einſchlafen werden! O laſſen Sie auch mir dieſes ſüße Wahnbild!

XXX.

Dies und Das.

Heute bin ich in einer kratzbürstigen Stimmung, gnädige Frau!

Ich hatte mir ein Krokodil gezähmt. Es konnte auf den Hinterbeinen stehen und die Marseillaise pfeifen, mit dem Bäckerkorb gehen und sich auf den Rücken legen, mit Nilpferden Fangball spielen und schnarchen, daß der kühnste Einbrecher ein Muttergespenst schwersten Kalibers vermutete und wie besessen davon lief, um lieber anderswo (bei meinen Erzfeinden) einzubrechen und mit sämtlichem Silberzeug und Sparkassenbüchern davonzurennen.

Nun ist das Krokodil tot! Es war ein Nachkomme von dem Linggschen alten Krokodil in Singapur!

„O! Ihr Direktoren aller zoologischen Gärten, wie hat mir das leid gethan! Weinet mit mir!“

Ganz recht, wie Sie gestern sagten! Es gibt Augenblicke, in denen einem die ganze Welt wie eine zugebundene Krucke (ich weiß nicht: „wird Krucke mit einem ck oder mit einem k geschrieben," — gleichviel!) oder wie ein mit einem Brett zugenageltes Fenster erscheint.

Alles ist farblos und wenn man sich aufs Grübeln legt, „was einem wohl Spaß machen würde," — ich bin in solchen Stimmungen schon auf die sonderbarsten Dinge geraten und habe überlegt, ob ich wohl lieber ein junges Mädchen geworden wäre, oder ein Waldgott oder Waldkater, oder eine Makrele mit dem freien Spielraum eines ganzen Weltmeers — nirgend ist nur der geringste Lichtpunkt zu entdecken.

Alles schwarzgrau und grau in schwarz! Solch eine richtige Photographenstimmung!

Wenn die ganze Erde plötzlich zu einem Herkulanum und Pompeji würde, — Sie erinnern sich doch, gnädige Frau, welches Malheur diese Städte hatten, weil sie sich nicht in die Leipziger Feuerversicherungsgesellschaft oder in die Union in London eingekauft hatten! — es wäre einem vollkommen gleichgültig.

In dieser Stimmung setzt einen auch nichts in Verwunderung.

Wenn die selig verstorbene Königin Pomare von Otaheiti plötzlich in Nachtjacke und Inexpressiblen vor einem erscheinen und mit einer Verbeugung ihre Visitenkarte überreichen würde, man würde weder über den Besuch noch über das Kostüm erstaunen.

Während nun gemeiniglich behauptet wird, daß solche Melancholie aus dem Magen stamme, suchte ein mir befreundeter Naturwissenschaftler nachzuweisen, daß dieser Zustand seine Ursache im Blute habe, indem der in demselben umherschwimmende Zucker sich plötzlich in Salz verwandle und unser Geist, als unzertrennlich von dem Körper, nun denselben abscheulichen Geschmack auf der Zunge empfinde, als wenn wir selbst unversehens diese ungleichartigen Genüsse verwechselt hätten und die üblichen Grimassen schnitten.

Ich will glauben, gnädige Frau, daß diese Erklärung richtig ist und bitte Sie dringend, dasselbe zu thun.

Aber obgleich derartige moralische kalte Fieber nicht zu den Annehmlichkeiten gehören, so ist doch solche innere Zerstörung unserer Illusionen nicht zu vergleichen mit den Einzel-Qualen, die wir bei anderen Gelegenheiten empfinden!

Ich will einmal hören, ob wir derselben An-

ſicht ſind und in unſeren Abneigungen übereinſtimmen. Beginnen wir mit dem Fürchterlichſten, „mit drückenden Stiefeln“.

O drückende Stiefel!

Ein weicher Morgenſchuh erſcheint einem wie ein „Rettungsboot“, wenn man auf einem untergehenden, brennenden Dampfſchiff im großen Ozean gerade ſeine Seele Gott empfiehlt, — was nämlich auch eine etwas peinliche Situation ſein ſoll.

Dann gibt es eine gewiſſe Sorte von unerträglichen Menſchen, denen man abſolut auf der Straße nicht ausbiegen kann.

Man würde gern das Opfer bringen, „einen halbſtündigen Umweg zu machen“, wenn man nur dem Anblick ihrer Phyſiognomie entgehen könnte.

Unmöglich! Plötzlich tauchen ſie um eine Ecke. Entrinnen iſt undenkbar!

Man zittert vor dem Augenblick, wo der gegenſeitige Gruß erfolgen wird!

Ja! gnädige Frau! Ich haſſe ſelten, aber wenn mich meine Idioſynkraſie erfaßt, dann haſſe ich von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte!

Ich kenne einen Aſſeſſor, dem ich ſtets begegnen muß.

Ich glaube, wenn ich mir morgens vier Uhr

irgendwo einen Platz in einer russischen Schaukel mietete, er würde im Moment des Einsteigens an meiner Seite sein!

Unausstehlich ist mir der Mensch mit diesem aufgepusteten Selbstbewußtsein und den Korpsburschenmanieren, die er nicht abstreifen kann.

Er geht immer noch mit dem Cerevis umher; — die Welt ist noch immer eine Bierkneipe und die Menschen sind alle noch Füchse, die den Senior anstaunen, der abends seine fünfundzwanzig Schoppen Echtes trinkt!

Ich habe mir nun vorgenommen, den Herrn Assessor beim nächsten Male anzureden und ihm folgendes zu sagen:

„Entschuldigen Sie, mein Herr, die Frage, ob es Ihnen vielleicht recht ist, daß wir den Grüßkomment wieder aufgeben. Wir kennen uns ja nur von einem einzigen Souper, nach dessen Schluß Sie den ‚Trompeter von Speier' mit Klavierbegleitung zu singen versuchten. — — Meinen Sie aber, daß es für unser Seelenheil durchaus notwendig ist, jedesmal bei Begegnung den Hut zu lüften, gestatten Sie mir, Ihnen ‚Knigges Umgang mit Menschen' (gebunden) zusenden zu dürfen, in welchem ausdrücklich vorgeschrieben ist, daß gebildete Menschen sich zu gleicher

Zeit grüßen und von ihrer Laune nicht die ‚Form', — den ‚Ausdruck' der Höflichkeit abhängig machen und namentlich ſtrenge meiden, ‚ſich grüßen zu laſſen!'"

Sollte der Herr Aſſeſſor grob werden, dann wird meine Seele einen ausgelaſſenen Cancan tanzen, daß endlich der Augenblick gekommen iſt, um das Pulver meines negativen Reichenbachſchen „Ods" abzufeuern!

Dann gibt es noch eine wahrhafte Folter auf dieſer Erde.

Das iſt Kindergeſchrei, wenn man an ſeinem Schreibtiſch ſitzt.

Unter mir in einer Parterre-Wohnung ſchreit bei geöffneten Fenſtern ein Balg täglich ſechs Stunden, um die Lungen auszubilden oder der Mutter bei Zeiten „den Umfang einmal übernommener Pflichten deutlich zu machen". Es iſt, als ob man tot gekitzelt werden ſolle!

O, großer Walter Scott! Wie habe ich dich bewundert, als ich einſt las, du habeſt deine ſämtlichen unſterblichen Bücher im Kindergewühl niedergeſchrieben!

Sollte der berühmte Begründer der hiſtoriſchen Romane nicht taub geweſen ſein, gnädige Frau!?

Kindergeschrei versetzt jeden meiner Nerven in konvulsivische Zuckungen.

Wie brennende Feuerwerksfrösche sausen die kreischenden Töne durch mein Gehirn!

Ich fühle die ganze Niederträchtigkeit des Daseins und oft zähle ich hastig meinen Besitz, ob er reiche, um sofort nach Patagonien oder irgendsonst wohin abzureisen.

XXXI.

Müssen und Mögen.

Als ich vor vielen Jahren, bei meinen ersten Ausflügen in die Welt, auch nach Wien kam und in der Augustiner-Kirche „das Grabmal der Erzherzogin Christine von Canova“ erblickte, beschlichen mich bei dem Anschauen dieses Kunstwerkes eigentümliche Empfindungen. Ganz neue Gedanken stiegen in mir auf über die Bedeutung einer Menschenseele, über Leben und Sterben und die Aufgaben der Kunst.

Fast durch einen Zufall war ich in die Kirche geraten, und als ich mich arglos nach Dingen umschaute, die mein Interesse erwecken könnten, war ich von der Meisterschaft der in das Grabgewölbe eintretenden Figur so überrascht, daß ich mich von dieser beredten Plastik nur mit Zaudern wieder zu trennen vermochte.

Es war über mich gekommen wie eine plötzliche Offenbarung, deren tiefsinnige Bedeutung erst allmählich zu klaren Vorstellungen in mir reifen könne!

War es möglich, daß einem Stein der Ausdruck von tiefem Leid, frommer Trauer, ja der Ausdruck zarten Mitfühlens, einer Figur überdies, deren Antlitz man nicht einmal sieht, „das Wesen ihres innerlichen Lebens“ so überwältigend und so wahrheitsgetreu eingemeißelt werden konnte?

Von Schmerz gebrochen und doch voll Würde geht diese fromme Erscheinung in die Totengruft.

Ihr Schritt ist langsam, — abgemessen; — vornehm fühlend: — fürchtet sie, schon durch ein Geräusch zu beleidigen. — Auf ihren Schultern liegt schweres Leid; stilles Ergeben kämpft mit kaum verhaltenen Thränen. — Das alles sieht, empfindet man. Wäre es ein menschliches Wesen, wir würden sie einem Engel vergleichen, der als Leidtragender herabgestiegen sei!

Und das ist die Aufgabe der Kunst, die immer das Höchste dann leistet, wenn sie die größte Naturwahrheit auch wahrhaft poetisch zu gestalten vermochte!

Sie kennen die Jericho-Blumen, gnädige Frau, die man ins Wasser legt und die sich allmählich

entfalten und ausquellen, bis das erschlossene Geheimnis endlich als volle Blüte auf dem Stengel prangt.

So war es plötzlich auch in mir hell geworden.

So brach auch in mir bei dem Anschauen des Kunstwerkes die schlummernde Knospe zu der Blüte des Verständnisses auf!

Wo immer, — in der Plastik, — in der Malerei, — auf der Bühne, — bedarf der wahre Künstler keiner Klaque und keiner feilen Beifalls-Kritik, denn den einfachsten Naturmenschen überzeugt die Wahrheit und ohne diese gibt es zwar Künsteleien, aber keine „Kunstleistung"!

Einer meiner Freunde suchte in meiner Heimat ein Stück Schönheit und Poesie in das Leben einzubürgern, indem er einen Verein für „Pflege der Rosenzucht" vor den Hausfaçaden zu fördern suchte.

Wirklich klettern heute um die Sommerzeit an vielen Außenwänden der Wohnhäuser reizende rote und gelbe Rosenblüten empor und verschönern die Heimstätten der Einwohner.

So drängt es mich auch, mit denen mich zu vereinigen, die den Zerrbildern auf den Gebieten der Kunst den Krieg erklären und sich zugleich loszulösen bereit sind von der Bevormundung jener Kunstverständigen, die uns in ihrer Überbildung auf

die Technik verweisen, die so vollendet ist, daß auf einem Gemälde kaum oft noch eine heller beleuchtete Nasenspitze aus dem Gemisch von Firnis und Schmutz zu erkennen ist.

Historische Forschungen wollen wir den Zünftlern gern überlassen! — Wir wollen und sollen aber alle kunstverständig sein und schielen und horchen hinüber, zu erfahren, wie dieser und jener Urteils-Pächter entscheidet!

Seien wir doch natürlich Empfindende und nach unserer individuellen Auffassung Selbst-Urteilende!

Wir kommen ja doch keine „Bank herauf", wie einst in den Schulzimmern, keine lobende oder tadelnde Anmerkung wird in ein Protokoll notiert, wie damals, wo uns ein frischer, fröhlicher, berechtigter Ehrgeiz trieb, den wir nun in eitle Beifallssucht umgewandelt haben, um etwas vor anderen zu sein und zu scheinen, was wir doch nicht sind!

Seien wir doch nicht so entsetzlich gründlich und vor lauter Gründlichkeit nur noch spintisierende Kritiker, die keinen ungetrübten Genuß empfinden. Seien wir keine Hypochonder, — auch in der Kunst seien wir es nicht!

Wir haben nichts davon und werden obendrein ausgelacht.

Als junger Mensch sah ich mit stummer, wenn auch gelangweilter Scheu auf sogenannte alte, berühmte Kunstwerke in der Malerei und dachte bei mir im Stillen:

„Weshalb Du wohl hier stehen mußt und etwas schön finden, was doch gar nicht schön ist! Und warum wohl so etwas gemalt wird, wenn wir doch draußen die liebe Sonne haben und die lachende Natur, die sich in ihren Goldströmen badet und uns so viel tausendmal schönere Bilder vor unsere Augen zaubert?"

Einmal war ich als Schüler mit meinem verstorbenen Großvater in einer Gemäldeausstellung.

Der Vater meiner Mutter war eine stolze Erscheinung und auf seiner hohen Stirn lagen so reife Gedanken und sein ganzes Wesen hatte, bei aller Güte, doch etwas so Unnahbares für mich, daß ich nie gewagt hatte, eine selbständige Meinung zu äußern und auch heute nicht zu sagen wagte, was mir doch auf der Zunge brannte.

Endlich faßte ich mir ein Herz.

„Findest Du viel Geschmack an den berühmten Heiligen-Bildern, die wir da oben gesehen haben?"

„Nein, mein Junge," erwiderte mein Großvater

und beugte sich zu mir herab und flüsterte mir ins Ohr:

„Ich nicht! Du nicht! Und sie alle nicht! Aber keiner wagt es zu sagen!

Aber recht so, mein Kind!“ fuhr er nach einer Pause fort — „lasse Dich allezeit von Deinem eigenen Gefühl leiten wie jetzt. Es sagt Dir, ebenso wie Dein Gewissen, stets das Rechte.“

Es ist ein durchaus verkehrtes Gefühl, daß wir in eine Kunstsammlung, — in eine Gemäldegalerie, — in ein Konzert, — in eine Ausstellung gehen „müssen“, wenn wir nicht etwa „Zünftler“ sind.

Wenn wir aber gehen, die wir lediglich durch unser Interesse veranlaßt werden und die wir uns einen Kunstgenuß verschaffen wollen, warum bleiben wir dann einen Moment länger „über die Genuß-Empfindung“?

Ich kann es nicht begreifen!

Denn, daß wir das und das als gebildete Menschen kennen müssen, das ist ja Larifari! Wo steht das geschrieben?

Daß wir auf dem Gebiet der Künste, Musik und schönen Wissenschaften über das Allgemeinwissen hinaus, noch dieses und jenes kennen lernen und uns darüber ein Urteil bilden, wenn die Ge-

legenheit winkt, ist sehr lobenswert; — aber ist es tadelnswert, wenn es nicht der Fall ist?

Und wer sitzt darüber zu Gericht? Doch wir selbst!

Daß wir ins Freie gehen und etwa außer an Linden, Eichen und Buchen kein Baumblatt kennen, Vögel zwitschern und singen hören und nur den Kuckuck bei seinem rechten Namen nennen können, daß die Erscheinungen im Natur- und Menschenhaushalt, die Chemie des täglichen Lebens, uns meistens völlig fremd ist, — das ist gar kein Vorwurf für uns! Dieses schöne Los, — das Produkt unserer Schulwissen-Uberbürdung mit Unbrauchbarem und zu vielem, — teilen wir ja alle miteinander. Und denselben Weg gehen unsere Kinder! Diesen Mangel unserer Kenntnisse aber rügt niemand!

Ich bin oft in Konzerten und Gemäldeausstellungen gewesen und habe nur einen Teil gesehen und gehört.

Aber was ich gesehen und gehört habe, das hat mir Vergnügen gemacht.

Wenn ich es anders betrieben hätte, würden sich zu dem unausbleiblichen Kopfweh womöglich noch die Geständnisse gesellt haben:

„Eigentlich ist kein einziger Eindruck bei Dir

haften geblieben! Du haſt weder Nutzen noch Freude gehabt!“

Auf meinen Reiſen habe ich anfänglich auch die Sucht gehabt, „alles zu ſehen“. Nein! Ich betrachte mir heute das, was mich intereſſiert und was mir einen Genuß bereitet.

In Paris ſind meine Freunde in den Louvre gelaufen und waren entrüſtet, daß ich mich häufig ausſchloß.

Inzwiſchen durchſtreifte ich die Gewölbe der Antiquitätenhändler und empfand dabei ein unbeſchreibliches Vergnügen!

Ich war natürlich im Louvre. Oft. Aber für „andere Menſchen“ und wegen eines unbeſtimmten, thörichten „Muß“, — ohne momentane Neigung, — bin ich nicht hineingegangen.

„Herrgott, was würde meine Frau ſagen, wenn ich in Paris nicht die Gemälde im Louvre geſehen hätte!“ rief mein Freund.

„Nun,“ erwiderte ich, „bemerkenswert für Ihren Mangel an Intereſſe für Kunſtſchöpfungen wäre es allerdings, wenn Sie nicht hineingingen. Ich begreife nur nicht, was Ihre Frau mit der Angelegenheit zu thun hat? — —

Laſſen Sie es doch, wenn Sie keine Luſt haben! In meiner Achtung ſinken Sie nicht!“

Sie sperren z. B. die süßflötenden Nachtigallen in Käfige in Ihre Zimmer ein und füttern sie mit Mehlwürmern! Das ist nun Ihre Passion! Nicht die meinige! Ich lasse ihnen lieber ihre Freiheit, lege mich unter einen grünen Baum und horche auf ihre sehnsüchtig-lockenden Melodien! Aber deswegen wollen wir unser Freundschaftsband nicht zernagen!

Jeder nach seinem Geschmack! — Aber nur immer natürlich in allen unseren Empfindungen und Anschauungen!

Das ist die Hauptsache!

Nicht so, liebe gnädige Frau?

XXXII.

Kaltes und warmes Blut.

Oft habe ich schon darüber nachgedacht, gnädige Frau, wie es wohl mit uns bestellt sein würde, wenn wir „rotes kaltes“ Blut hätten wie die Fische?

Es ist ein wesentlicher Vorzug, in einer großen Stadt zu leben, in der sich einem Gelegenheit bietet, in die „Aquarien“ zu gehen und den Fischen sozusagen in den Leib hineinzugucken!

Man sieht genau, wie sie sich eigentlich mit allen ihren Heimlichkeiten im Wasser benehmen und welche Gemütsaffekte sich in ihren Physiognomien ausdrücken.

Nur so kann man Studien über das Seelenleben dieser beschuppten Kreaturen machen!

Es ist Ihnen gewiß erinnerlich, wie großmütterlich-vernünftig, wie überlegen-gleichmütig so

ein alter „Bruſtfloßler", z. B. ein „Barſch" ausſieht, wenn er langſam vorüberrudert.

Das iſt auch begreiflich.

Dieſe kaltblütigen Geſchöpfe werden nicht von ihren Affekten hin- und hergezerrt und zweifelsohne ertragen ſie jede Widerwärtigkeit (z. B. wenn ſie von einem größeren Fiſche verſchlungen werden) mit ſtoiſchem Gleichmut.

Nur darf man ſie ihrem Element nicht entziehen, denn wenn der aus dem Waſſer gezogene Fiſch zappelt, iſt ihm natürlich gerade ſo trocken in der Kehle, wie einem durſtigen Korpsburſchen im fünfzehnten Semeſter.

Den Fiſchen iſt dann umgekehrt zu Mute wie etwa uns, wenn man uns an der Schwimmleine hält und ein Dutzend Mal hintereinander untertaucht.

Aber nun kommt die Nutzanwendung von dieſer Geſchichte, gnädige Frau.

Das ganze Trauerſpiel, das wir hier auf der Welt erleben, rührt nur von dem „roten warmen" Blute her. Mit „rotem kalten Blut" würde alles anders ſein! Freilich, ohne rotes warmes Blut auch keine Mutterliebe, kein Familienſinn!

Den beſten Beweis liefert der Stör, der einem on dit zufolge ca. neun Millionen Eier legt, ohne

sich im geringsten darum zu kümmern, was aus all' seinen Kleinen wird, bis mitleidige Menschen sich ihrer annehmen und sie wenigstens — nackt und bloß wie sie sind, — in Kaviartönnchen packen!

Ja, gnädige Frau! es gibt noch gute Menschen!

Die Sinne sind bei den Fischen vorzüglich ausgebildet. Ich muß da anderweitigen Behauptungen widersprechen. Sie hören vortrefflich und ihr Tastsinn kann einen blinden Orgelspieler beschämen.

Aber mit Gemütsaffekten geben sie sich nicht ab.

Auch das Element, in dem die Fische sich bewegen, gefällt mir gut.

Wir würden unendliche Vorteile haben, wenn wir im Wasser lebten!

Man brauchte sich morgens im Winter nicht vor dem Kaltwasserwaschen zu scheuen und alle Fußbäder, bei denen man sich so leicht erkältet, könnten eingestellt werden.

Regenmäntel und Droschken könnten abgeschafft werden und jeder Mensch hätte sein Lebensschiff gleich bei sich!

Unsere Wohnungen wären unter dem Wasser viel weniger Gefahren ausgesetzt und keine Haushälterin brauchte mehr Staub zu wischen.

Ach! welche Perspektiven eröffnen sich, wenn man sich das ausdenkt, gnädige Frau!

Und doch! Glauben Sie mir! Ich würde auch mit „kaltem“ roten Blute nicht aufhören, Sie für eine der geduldigsten Briefleserinnen in beiden Hemisphären zu erklären und nicht aufhören, Sie zu „verehren“!

XXXIII.

Im Tierschutzverein.

Allerdings! Die Sache war wichtig! Die Sache? Vielleicht auch die Sache! Für mich war jedenfalls nur die Sache wichtig und mit der verhielt es sich folgendermaßen.

Seit acht Tagen waren wir bereits „durch Zirkular" angesagt, und als an besagtem Tage die Sonne Homers, die auch uns in unserem kleinen Städtchen schien, — endlich untergegangen war, eilten wir mit genügender Wichtigkeit und frisch angeknöpften Vatermördern in das Vereinslokal.

Man konnte während der Sitzung Bier trinken! Ganz wohl! Weshalb die Erwähnung? Als ob das bei den Vereinssitzungen irgend eine Rolle spielte! Aber zufällig konnte man in diesem Lokal Bier trinken.

Da erschien der Wattenfabrikant Helmuth, welcher die dritte Frau hatte, eigentlich kein Eingeborener war, wie ein unvollkommen abgebleichter Japanese aussah und keck hinter das Ohr gescheiteltes Haar trug. Das letzte Ende, — scharf nach oben gestutzt, — sah aus, als ob es eine Schere und einen Kamm wittre! Er war unglaublich impertinent, dieser nach hinten gekämmte kleine schwarze Büschel!

Und dann fand ich dort den dicken Rechnungsrat Weber, der aussah wie eine Kuh in Wochen und auch einen trägen Schwanz in Gestalt eines hinten heraushängenden Schnupftuches besaß. Der Rechnungsrat lebte mit seiner einzigen Schwester zusammen, die früher Guitarre gespielt und noch an den Enttäuschungsschmerzen litt, die ihr der Wasserdoktor verursacht hatte, als er ihr im neunundzwanzigsten Jahre die Ehe versprach, aber plötzlich verschwand und nach ebensoviel Jahren schon lange unter der Erde einen Totenkopf besaß, während sie ihn noch unter den Lebenden vermutete. Täglich schaute sie durch den Fensterspiegel die Straße hinab und hoffte auf ein Wiedererscheinen und die Erfüllung seiner Gelübde.

Auch der Stadtbeigeordnete Kümmel war anwesend, der ein merkwürdig spitzes Kinn zwischen

hohen Vatermördern scheuerte, so daß es ganz rot und entzündet und doch so greisenhaft alt und abgestorben aussah, daß man unwillkürlich hinschauen mußte, weil man jeden Augenblick erwartete, daß sich irgend ein unbekannter Abnutzungsprozeß vollziehen werde.

Und nicht zu vergessen der Holz- und Steinkohlenhändler Pasch, der seinen schwarzen Bart in schönen Krümmungen von den Stirnseiten hinab ans Kinn und dann in einem Bogen querüber unter die Nase als Schnurrbart auslaufen ließ und an seinen Beinkleidern, nach altehrwürdiger Art, vorne eine große Klappe angeknöpft hatte, die wie eine Kellerluke aussah.

Auch brauchte er entsetzlich klingende, englische Ausdrücke, dieweil er eigentlich ein halber Engländer war, indem er einmal mit einem Ochsentransportschiff von Tondern noch London gefahren und wegen beharrlicher Seekrankheit mit ländlichen Fortsetzungen während dreitägiger Anwesenheit in einem Hotelbett der City gelegen hatte!

Ferner war der Partikulier Haase anwesend. Derselbe trank während der vierundeinhalbstündigen Sitzung ein Glas Bier und malträtierte den Kellner wegen „sparsam eingeschenkt“ und „Schwefelhölzchen brennen nicht“ und „machen Sie doch die Thür zu,“

— und „kein Schreibgeschirr da?“ und „wechseln Sie mal einen Thaler“ und „laufen Sie mal eben hin zu meiner Frau auf dem Grimm Nr. 40 und grüßen Sie, ich käme heute Abend nicht zum Abendbrod“ und „lassen Sie doch nicht den Köter immer herein“ und „geben Sie mal einen Cognac! Ach! lassen Sie's auch nur!“ und so weiter und so weiter und alles für die Ehre, ihm für zwanzig Pfennig Bier einzuschenken! Der Partikulier Haase spielte auch mit drei Honoratioren der Stadt die Bratsche in einem Quartett. Das Instrument ließ er stehen und nahm nur den Bogen mit nach Hause. Er brauchte die Sachen nicht zu üben!

Es fehlte auch nicht der Spiegelfabrikant Jemand, der einmal aus einer Bodenluke herausgefallen war, wobei ihm die Nase platt gedrückt wurde, und der nun mit den stehengebliebenen weitgeöffneten Nasenlöchern aussah, als ob er zwei Reihen Augen im Kopfe habe, wie ein Vierpunkt auf einem Dominostein!

Herr Jemand hatte eine Dänin zur Frau und konnte selbst dänisch reden, schwärmte für Kopenhagen und sang, wenn er betrunken war, „den tappre Landsoldat,“ was man ihm dann verübelte und ihn hinauswarf. Ohne Fallen oder Stürzen that er es nicht.

Ganz vergessen hätte ich fast den Junggesellen, Schreibmaterialien- und Galanteriewarenhändler Kossack, der vorne einen riesigen Kropf unter niemals reinlichen Vorhemden verbarg. Er gab glucksende Geräusche von sich, als ob er eine Henne verschluckt habe, die nun den Ausgang am unrechten Ort erzwingen wollte. Herr Kossack hatte jeden Monat eine neue Schwefelholzdose oder ähnliches, das er auffallend hervorzog und wegsteckte, bis man fragte: „Wieder eine neue Erfindung?“ und er dann antwortete: „Fünf Dutzend weg in acht Tagen! Diese und einige sind die letzten!“

Es war ein merkwürdiger Mensch! Alle Welt erwartete, er werde am Kropf sterben. — Keineswegs! Eines Tages aber stieß er sich seinen eigenen Daumen ins Auge und so gewaltsam, daß eine Entzündung erfolgte, die Blutvergiftung nach sich zog — und seinen Tod zur Folge hatte!

Ich habe sein liebes Gesicht noch häufig später in einem Glashafen in der Anatomie in K. gesehen, denn er hatte sich und die unsichtbare Henne im Kropf, gegen Jahresrente, bereits bei Lebzeiten der Universität verkauft.

Ferner muß ich doch auch des Schulmeisters Erwähnung thun, der Raff hieß, Polkahaare und eine blaue Brille trug und sich beim Sprechen wie

ein Kriminalrichter ausdrückte. Der Schulmeister hatte seit zehn Jahren dieselbe Zigarrentasche, in der man beim Öffnen einen angerauchten Rest erblickte, den er hervorzog und mit naßkalten, aber funkelreinen, großen Fingern hin und herdrehte und zuletzt anbrannte. Ab und zu fuhr er sich dann auch durch die Polkahaare, die gerne Teile auf einen ziemlich glänzenden Rockkragen absetzten, ohne daß der Besitzer darüber sich erregt hätte. Herr Raff hatte einen Schwiegervater, der eine Syrupfabrik in Freienwalde besaß, und das war sein größtes Unglück. Denn dieser war nicht unvermögend und zugleich freigebig. So stand er mit dem Pastor bezüglich der Gesamt-Einnahmen auf derselben Höhe, während es sich für einen Oberknabenlehrer doch schickte, daß er hin und wieder hungere, damit ihn seine Armut demütig mache!

Herr Raff spielte auch Schach, ließ dabei die Zigarre ausgehen und streifte sie später an einer Tischecke ab, um sie in die erwähnte Tasche zu stecken, in der sie über ihr halbverkohltes Dasein nachdenken konnte.

Herr Raff hielt auch Reden und stopfte Vögel aus, so daß er mitunter arg nach Kampfer roch. Aber schlimmer waren noch seine Reden als sein Geruch, und ein leises Zittern befiel mich unkun-

digen Vereinsmenschen, als nun die Sitzung mit einer Ansprache von Herrn Raff eröffnet wurde, der etwa zwei Dutzend anwesende Mitglieder willkommen hieß und zunächst für das Vertrauen dankte, das sich in seiner Wiederwahl zum Präsidenten des „Tierschutzvereins" offenbare!

Ja, gnädige Frau, es war ein Tierschutzverein, der „einzige" Verein, dem ich in meinem Leben aus Abneigung gegen Vereine angehört habe. — Es sollten die Statuten beraten werden, welche in zweiundfünfzig Thesen von Herrn Raff ausgearbeitet waren und schon einige vorbereitende Kommissionssitzungen erlebt hatten. — Vielleicht hatte sich Herr Raff bei den „zweiundfünfzig" gedacht, daß man etwa jeden Sonntag einen Paragraphen auswendig lernen solle, denn die Theorie schien die Haupt-Rolle zu spielen, wenn man Mitglied sein und bleiben wollte.

Nie habe ich ein so übereinstimmend verächtliches Lächeln und bedauerndes Kopfschütteln erlebt, als da ich gleich anfangs um das Wort bat und den Vorschlag machte, in einigen wenigen Paragraphen etwa folgendes zu sagen:

„Der Verein heißt so und so und hat den Zweck, der hinreichend in seinem Namen ausgedrückt ist. Als Sekretär fungirt mit jährlicher Neuwahl

etwa Herr Raff, dem alle Vorfälle mitzuteilen sind, wenn man nicht direkte Schritte bei der Polizeibehörde vorzieht. Beitritts- und Vereinsschilling so und so viel! Punktum! — Streusand darauf!"

Als ich geendet hatte, läutete der Herr Präsident mit einer ungeheuren Glocke, die früher beim Ausklingeln von Auktionen gedient und die Einwohnerschaft zur Aufmerksamkeit angeregt, auch in dieser Beschäftigung manchen todkranken Menschen im Städtchen zur Verzweiflung gebracht hatte, und jetzt nahm ein Gastwirt das Wort, der Sproitz hieß. Sproitz war eine populäre Persönlichkeit. Man konnte Kegel bei ihm schieben und fette Schweine gewinnen. Plötzlich hieß es dann wohl, es ginge nicht mehr und er sei konkurs. Aber das war vielfach nur Bedürfnis nach Abwechselung. Er mietete dann ein anderes Lokal. Sonntag abends ließ er in einem Lokal vor der Stadt tanzen, bis er sehr häufig betrunken und ausfallend wurde und dann alle Gäste hinauswarf, oder selbst sich hinten auf dem Hofe am nächsten Morgen mit irgend einer Verrenkung wiederfand. Er war stets in Geldnot, kam aber immer wieder auf die Beine, weil er im Grunde ein ehrlicher Kerl war und eine sogenannte unglaubliche „Suade" entwickeln konnte.

Sproitz ließ sich nun folgendermaßen vernehmen:

„Ich glaube über dem Fürschlag von den Vorredner können wir zu Tagesordnung übergehen, obgleichen ich das Praktische von die kurzen Paragraven nich verkenne!

Aber indem ich selbst Seuge (Zeuge) war von die unminschliche (unmenschliche) Behandlung von junge Mastschweine bei Slachter (Schlachter) Pohl seine Slachtergesellen, glaube ich dem Fürschlage Sustimmung (Zustimmung) zu finden, die Vorschläge von Herrn Raff und die Kommischon (Kommission) in die vorgeschlagenen Fassung durch Debadde (Debatte) Folge zu geben.

Was nun Paragrav eins anbelaucht (anbelangt), so möchte ich mich folgende Fassung erlauben:

„Der Schweck (Zweck) des Vereins ist mit alle gesetzlichen Maßregeln die überhandnehmende unminschliche Behandlung von jede Art Vieh und Vögel einen Schranken zu setzen und die Tierwelt in ihren Fortkommen behilflich zu sein!"

Klingel des Präsidenten! Herr Rechnungsrat Weber hat das Wort.

Herr Weber ließ sich nun wie nachsteheud aus:

„Ich bin mit dem Wortlaut in der, von der Kommission vorgeschlagenen Fassung rücksichtlich

des, in bezug auf den Zweck des Vereins zum Ausdruck gelangten Eingangspassus, mit dem, meines Erachtens notwendigen, jedenfalls die Bedeutung des Gegenstandes klarer ausdrückenden Einschiebsel, also statt Zweck: vorschlägig: „der alleinige Zweck, und zwar des sich durch seinen Namen signifizierenden Vereins ist, u. s. w.," wenn nicht von anderer Seite eine das Wesen der Sache noch präziser ausdrückende Wendung beliebt wird, — welcher ich event. vorschlagen würde, den Vorzug zu geben, resp. anheimgebe, — prinzipiell einverstanden."

Da uns bei diesem Satze allen der Atem ausgegangen war, tranken wir einen Schluck Bier, — selbst Herr Partikulier Haase trank einen Schluck Bier, weil er einen Asthma-Anfall herannahen fühlte, und alle grübelten über den tiefen Sinn dieser Rede nach, als Herr Raff Abstimmung über Paragraph eins vorschlug und dieser eine von zweiundfünfzig dann glücklich aus der Taufe gehoben ward.

Herr Kossack wurde, als er das Wort verlangte und vorschlug, daß die Vereinsmitglieder etwa eine Kokarde mit einem bronzenen Tierkopf an dem Rockkragen tragen möchten, gebeten, solchen Antrag nach Schluß der Beratung über die Statuten zu formulieren und nicht von der Sache abzuweichen.

Einer der folgenden Paragraphen zeichnete sich ausnahmsweise durch Kürze aus, welche sich jedoch, wie es schien, bitter rächen sollte.

„Zweckwidriges Töten von Tieren zu verhindern, ist Pflicht des Vereins."

Dies regte den Stadtbeigeordneten Kümmel auf, und er bat ums Wort.

„Meine Herren," sagte Herr Kümmel. „Das Wort: ‚Zweckwidrig' ist sehr verschiedener Auslegung fähig.

Die Ansichten über Nützlichkeit und Schädlichkeit der Tiere sind zum teil noch wenig geklärt. Zum Beispiel: ‚Der Maulwurf'. Der Maulwurf ruiniert eben bestellte Blumenbeete. Ich habe einen eklatanten Fall und habe schon einem dieser Tiere mehrere Tage morgens ‚aufgelauert'. Soll ich ihn töten, wenn ich ihn kriege, und verstoße ich dann gegen Paragraph einundzwanzig, oder soll ich ihn laufen lassen? Ich möchte wohl die Ansicht unseres verehrten Herrn Präsidenten erbitten!"

Nachdem Herr Raff gesprochen und den Fall als schwierig bezeichnet hatte, unterstützte Herr Kossack, der offenbar eine Lieferung von Konzeptpapier durch Vermittelung des Herrn Stadtbeigeordneten Kümmel im Auge hatte und dessen Wohlwollen deshalb nicht schädlich sein konnte, den

Antrag, indem er bat, den Maulwurffall doch etwas näher ins Auge zu fassen, und schlug folgende Fassung von Paragraph einundzwanzig vor:

„Zweckwidriges Töten von Tieren zu verhindern, ist Pflicht des Vereins. Maulwürfe in Blumenbeeten sind, bei frischer That ertappt, zu erlegen!“

Herr Kümmel warf dem Herrn Papier-, Zeichenmaterialien- und Galanteriewarenhändler Kossack einen vernichtenden Blick zu und die große Lieferung Konzeptpapier, die schon lange in der Luft schwebte und mit deren Ertrag Herr Kossack einen nächstens zu bezahlenden Wechsel schon im Geiste gedeckt hatte, — war jedenfalls für ihn hin, wenn es nicht gelang, den Eindruck der schlecht angebrachten Dienstfertigkeit wieder zu verwischen.

Sproitz warf, ohne um das Wort zu bitten, die Bemerkung dazwischen: „Man muß den Maulwürfen ihren Willen lassen, obschonstens (obschon) das Hügelaufwerfen in Blumengärten allens verrunjeniert. So'n Tier hat ja keine Ahndung (Ahnung) wo es aufwirft, — ob es in einen Blumengarten oder aufs freie Feld wirtschaftet! —“

Diese Ehrenrettung des Maulwurfs gefiel mir von Herrn Sproitz! Es war ja auch am Ende nicht anzunehmen, daß der Maulwurf absichtlich

gerade Blumengärten sich aussuchte, zumal er nicht einmal ordentlich bei seiner Arbeit sehen konnte!

Mit mehr oder minder Geschick hatten verschiedene Redner gesprochen und die Arbeit des Tages war bereits um ein klein Teil vorgeschritten, als der Kammerjunker von Haferkorn in den Sitzungssaal trat und nach einer schwankenden Verbeugung Platz nahm. Der Kammerjunker war ein pensionierter Beamter, der eine treffliche, gebildete Frau hatte, die nähte, flickte und stopfte und ihre Blumen begoß, auch englische Romane in der Tauchnitz-Edition las und Musik liebte, aber rotgeweinte Augen besaß, weil seine Hochwohlgeboren trank, spielte und Schulden machte, so daß sie immer weiter zurückkamen.

Auch heute war schon eine lebendige Flut durch seine Kehle geglitten und dieser Umstand machte ihn redselig.

„Ich bitte ums Wort, Herr Präsident!“

Wir waren bei Paragraph siebenundzwanzig angelangt, der schon erhebliches Kopfweh verursacht hatte. Es handelte sich um die Frage, „ob man Tiere im Winter auf die Weide schicken dürfe.“

„Da ist zum Beispiel der alte Schimmel vom Ziegeleibesitzer Kuhnert,“ sagte der Kammerjunker.

„Schonſtens in Erwähnung genommen!“ rief Sproitz dazwiſchen.

„Kann ich ſprechen?“ fragte der Kammerjunker erregt. Der Präſident klingelte.

„Alſo, da iſt zum Beiſpiel der alte Schimmel vom Ziegeleibeſitzer Kuhnert, der jeden Winter —“

„Den thun Sie immer vorreiten, Herr Kammerjunker!“ unterbrach Sproitz, der ſelbſt einen Gaul im Winter draußen graſen ließ und deshalb natürlich andere Anſichten verfocht, von neuem den Kammerjunker. Er hatte ſich überdies mit ihm überworfen, weil er ihm einſtens nach einem Karpfenſchmaus die Thür gewieſen hatte.

„Ich reite gar nicht!“ rief der Kammerjunker wütend und dehnte die Worte und ſprach durch die Naſe. „Namentlich keinen Schimmel — — Herr Sproitz.“

„Nee, aber Wechſel! — — —“

Die Klingel ertönte, Murren, Toben und Lachen erhob ſich, bis ein „Aber ich muß ſehr bitten, meine Herren“ des Herrn Präſidenten, den Wirrwarr übertönte.

Der Kammerjunker ſetzte ſich, rot und aufgedunſen vor Zorn und vom Trinken auf ſeinen Stuhl und wandte ſich an Herrn Partikulier Haaſe, dem das kleine „von“ des Kammerjunkers über alle

Untugenden weghalf und der sich zur Ehre anrechnete, daß der Herr Kammerjunker mit ihm verkehrte, indem sie jeden Sonnabend in einem Klub gemeinsam Kegel schoben.

„Ach wat," hörte ich nun Sproitz sagen, auf den seine Umgebung eingesprochen hatte: „Ik kenn dat Stück vun de Schimmel nu all sit tein Jahr. Vör twe Jahr hett de Schinner (Schinder) em al halt, abers he bringt em jümmers (immer) wedder to Ehren!"

Nachdem der Zwischenfall mit Mühe, aber doch ohne bedenkliche Folgen seine Erledigung gefunden hatte, erhob sich eine höchst anregende Debatte über die Kosten von Zeitungs-Inseraten behufs Aufforderung an alle Miteinwohner, den Spatzen im Winter bei Schneewetter Brotkrumen zu streuen. Es wollte jedoch nicht gelingen, die Opferfreudigkeit des Vereins für Annoncen-Ausgaben zu erwecken.

Der Wattenfabrikant Helmuth verwies auf den Pferdedünger und hielt eine speziellere Fürsorge außer dieser Himmels-Gnade für unnötig. Der Kammerjunker wollte dagegen sogar in Milch aufgeweichtes Brot befürworten, da — —

„Immer mit was Nasses, anners (anders) thut er's nich!" murmelte Sproitz dazwischen.

Der Kalkulator Stirn widmete den totgefrorenen Spatzen einige empfindsame Worte, indem er nachzuweisen suchte, daß diese Tiere in den großen Städten bei dem andauernden Schnee und Frost überhaupt allmählich aussterben müßten. Es habe das, soviel er sich erinnere, ein berühmter Naturforscher nachgewiesen.

Spiegelfabrikant Jemand erklärte die Spatzen für so klug, daß sie sich gar keine Mühe mehr geben würden, selbst Futter zu suchen, wenn die Inserate veröffentlicht würden, bestellte aber rasch ein Glas Bier, um anzudeuten, „daß es ihm sonst wahrhaftig nicht darauf ankäme, etwas drauf gehen zu lassen!"

Da nun alle einsehen konnten, wie gut die Spatzen es hatten, wenn Herr Jemand Bier auf ihr Wohl trank, schien es auch überflüssig, den Paragraphen noch ferner zu verteidigen.

Alsdann ergriff der Herr Präsident das Wort, drehte den bekannten Zigarrenrest zwischen den Fingern und sagte:

„Eine der Hauptaufgaben der Tierschutzvereine muß es bleiben, die notleidenden Geschöpfe im Winter vor dem Hunger zu schützen und damit zugleich nützliche Geschöpfe zu erhalten.

Uns hat an diesem Ort die Humanität zusammengeführt und diese, meine Herren, muß auch zu Opfern bereit sein, wenn sie nicht ein bloßer Buchstabe bleiben soll!"

„Bravo!" rief ich aus Überzeugung und so laut, daß sich die Gesellschaft nach meiner stummen Person umschaute.

„Bravo!" rief Herr Kossack, bei dem ich mitunter kleine Nippessachen für meine blonden Kousinen kaufte und der mein Wohlwollen verstärken wollte.

„Bravo," rief eine Stimme, die sich bisher noch nicht hatte vernehmen lassen. Dieselbe gehörte dem Klosterverwalter Speck an, der an einem Nebentisch saß und eine Miene machte, als ob er nicht dazu gehörte, aber doch die Sache mit aufmerksamem Interesse verfolgte.

Herr Speck hatte ein dickes, verschrobenes, blaues Gesicht und ein dunkelblaues Muttermal unter dem linken Auge. Er sah aus, als ob er einmal in Indigo gefärbt sei. Herr Speck trug noch einen Stock mit einem ledernen Griffriemen, den er um die Faust schlang. Auch ließ er einen so gewaltigen alten Petschaftring mit einem roten Stein unter der Weste hin und herbaumeln, daß

man sich unwillkürlich seinen Urgroßvater und den ganzen Passus eines Erbschaftskodizills, das über dieses merkwürdige Familienstück handelte, vorstellen mußte.

„Wünschen Sie das Wort?" fragte der Präsident, dem der Beifall des bisher Unbeteiligten schmeichelte.

„Nein, ich danke!" erwiderte Speck, der die Mitgliedschaft fürchtete, steckte seinen Zigarrenrest in einen wahren Pfeifenspitzen-Cylinder und rauchte weiter.

Und nun begann eine Redeschlacht über Paragraph einundvierzig, die die bedeutendsten Parlamentskämpfer mit Bewunderung erfüllt haben würde.

Nach fast halbstündiger Debatte erhob sich Sproitz, bat ums Wort und sagte:

„Das vor (für) und wider gegen diesen Paragraven ist ein so verschiedenes und die Ansichten sind so geteilt, meine Herren, daß ich mich den Fürschlag (Vorschlag) erlaube, denselbigen liebers ganz außen vor zu lassen und ihm zu streichen. Wenn wir ihm los sind, brauchen wir ihm nicht zu debaddiren (debattieren)!"

„Bravo!" rief nun Herr Speck wieder, — der Klosterverwalter Speck war doch ein schnurriger

Herr! — und lachte aus so vollem Herzen, daß er noch lange hustete und schnaubte, bis er endlich mit seinem blauschwarzen malitiösen Gesicht sich davon machte.

„Ein widerlicher Kerl!“ sagte der Kammerjunker und führte mit schwankenden Händen das Glas zum Munde.

Ich fand den Entschluß des Herrn Speck sehr verständig und wollte mich ebenfalls erheben und gehen, als Sproitz, der heute der Mirabeau des Vereins war, noch einmal ums Wort bat und folgendes sagte:

„Die Hauptsache, meine Herren, bleiben bei uns immer die Kälber. Die Behandlung von die Kälber mit zusammengebundene Beine ist niederträchtig. Die Angst und Aufregung muß das Tier schaden, wenn es von die Wagens gezerrt wird! Das Schlagen und Stoßen gar nicht zu gedenken. Die Kälber und Schweine stehen uns näher, als wir glauben! Lassen Sie uns, meine Herren, darauf bedacht sein, die Tierwelt zu ein menschenwürdiges Dasein zu verhelfen!“

Nun schien es mir wirklich auch „menschenwürdig“, Abschied zu nehmen und ich that es. Ich hörte am nächsten Tage, daß Herr Kossack noch

Vereins-Abzeichen, in Form von Kokarden mit einem aufgeprägten Kalbskopf in Vorschlag gebracht, und daß ein Mitglied dagegen zur Beratung gestellt habe, ihm den Rindviehorden erster Klasse mit Eichenlaub und Schwertern dafür zu überreichen.

XXXIV.

Die bitteren Folgen des Halbwissens.

Wir wohnten nebeneinander. Man stieg eine etwas dunkle und sehr unbequeme Treppe empor und befand sich vor zwei, ohne Vorsprung in die Mauern eingelassenen, gleichsam eingeklemmten Thüren; sie waren klein und niedrig und hatten winzige Schlüssellöcher, wie man sie in Speisekammerthüren findet.

An der einen Thür war meine Karte angeheftet, an der anderen saß seine Adresse. Es war ein Kartonpapierkärtchen und der Name war von ihm selbst mit Frakturschrift darauf geschrieben.

Heinrich Bengel, Postsekretär. So hieß er. Die Berufsthätigkeit hatte uns nicht zusammengeführt. Unsere Bekanntschaft entstand zufällig. Eines Nachts hörte ich nebenan ein entsetzliches Stöhnen und meine Menschlichkeit trieb mich, nach der Ursache zu forschen. Der Beamte des Staates

hatte Zahnweh. Ich zog mich enttäuscht zurück, denn ich hatte mindestens eine kleine Vergiftung vermutet.

Wodurch sich die auf diese Weise eingeleitete Bekanntschaft fortsetzte, weiß ich eigentlich nicht zu sagen. Ich glaube, es war von meiner Seite halb Mitleid, halb Neugierde. Vielleicht der Sinn für das Komische! Ja, das war es. Denn Herr Heinrich Bengel hatte nichts Anziehendes, — gar nichts Anziehendes.

Schon seine äußere Erscheinung war abstoßend.

Sein breiter Mund, der sich beim Sprechen unbegreiflich weit ausdehnte, schien die Untersuchung eines Zahnarztes zu erwarten und seine Augen waren wie bei den Straußen so stark hervorgequollen, hingen so zum Verlieren lose, scheinbar so unbefestigt in den Augenhöhlen, daß ich oft unwillkürlich die Hand ausstreckte, um sie aufzufangen, oder die Frage sich auf meine Lippen drängte, ob er schlimmsten Falles ein anderes Paar bei sich habe?

Dabei hatte der Sekretär bleiche, mädchenhafte Gesichtszüge und auch sein Wesen hatte etwas Zimperliches, Unmännliches.

Er sprach mit Vorliebe von seinen Krankheiten, war ein arger Pedant und hatte im übrigen Real-

schulbildung. Er schwärmte für Lieferungswerke, die ihm wöchentlich ins Haus gebracht wurden. Populärer Medizin und populärer Naturwissenschaft konnte er nicht widerstehen.

„Sie wollen notieren," schrieb er seinem Buchhändler, „daß ich ohne besondere Bestellung alle Supplemente wünsche!"

Und nun fluteten „Zimmermanns Wunder der Urwelt" Jahre lang in sein Gemach und die Stöße wurden immer größer und größer, und er ward von dem Studium immer angegriffener. Heinrich spielte auch die Flöte und bewahrte wichtige Papiere, Haarlocken von Gustchen L. und den Entschuldigungsbrief eines „Vorgesetzten!" nach einem glücklich beigelegten Streit, seinen Tauf- und Pockenimpfungsschein und seine Ernennung zum Postsekretär in einem selbstgepappten Kasten auf.

Der Selbst-Gepappte war mit blauem, goldbesterntem Papier beklebt und wenn er den Deckel emporhob, fiel dieser nicht etwa ungeschickt hinten über, sondern ward von einem rosafarbenen Seidenband in der Schwebe gehalten, welches sich beim Schließen jedesmal in Form einer Schleife hervordrängte und noch besonders in die Tiefen des Kastens zurückgeschoben werden mußte.

Auch von ihm selbst gefertigte Kreidezeichnungen

hatte Heinrich aufbewahrt. Zwei von diesen hatte er einrahmen lassen und an die Wand gehängt. In den Ecken stand: „H. Bengel pinxit!“

Das eine stellte Alexander den Großen vor. Es war ein Brustbild.

Unendlich viel Sorgfalt war auf den Helm des großen Feldherrn verwendet.

Das zweite zeigte einen Maulesel, auf dem eine Neapolitanerin ritt. Nebenher schritt ein phantastisch gekleideter Brigant, der zärtlich zu ihr emporschaute.

„Dies ist das Beste!“ sagte Heinrich Bengel. „Ich erhielt auf der Schule den Preis dafür!“

„Dies ist wirklich gut!“

Wenn das Tier nur nicht so entsetzlich spitze Knochen gehabt hätte! Die Gliedmaßen waren nach einer heftigen Radierübung mit Bleifeder nachgezogen.

Nun glänzten die Ecken so eigentümlich scharf!

„Ja, dies ist das Beste,“ wiederholte Heinrich Bengel noch einmal und diesen Satz betonend, als ob er sagen wollte:

„Sie Unwissender halten am Ende das andere für noch bedeutender! Ich kann Ihnen sagen, dies ist viel, viel besser!“

Ja, Heinrich war ein Talent.

Jeder Kunstverständige mußte, — davon war er überzeugt, — beim Anblick der Bilder wie vom Schlage der Überraschung getroffen, in die Kniee sinken und rufen:

„Welcher Jammer, daß dieser Mann von dieser Karriere abgewichen ist!“

Wie genau wußte Heinrich infolge der Lektüre: „Der Mensch“ und „Bock, Buch vom gesunden und kranken Menschen“, wo die Lunge, die Leber, die Nieren saßen!

Jedes Symptom jeder Krankheit hatte er eben glücklich überwunden, oder es war im Anmarsch.

Er hatte eine Hausapotheke und wußte stets wie viele Pillen noch übrig waren. Als ich ihn kennen lernte, lag er mit sich selbst in Streit, ob er bei der Allopathie beharren, oder zur Homöopathie übergehen solle, da ein Belladonna-Kügelchen neuerdings bei nervösem Kopfweh unmittelbar gewirkt hatte.

Eine unkurierbare Leidenschaft hatte er für Fremdwörter und das klassische Altertum. Aber seine Hilfsmittel schienen nicht auszureichen, um in der Antike stets auf der richtigen Fährte zu sein.

Dies eben führte sein Unglück herbei und die Erinnerung an dieses Unglück ruft mir auch den

Menschen und unsere Begegnung wieder ins Gedächtnis zurück.

Ich saß Heinrich Bengel gegenüber.

„Es ist sehr gütig, daß Sie gekommen sind," sagte er und wiederholte es noch einmal. „Sie haben mir so viel Interesse bewiesen, daß ich es gewagt habe, Sie um einen Rat zu bitten!"

Das klang sehr verständig und bescheiden.

„Ganz zu Ihren Diensten, Herr Sekretär," sagte ich deshalb.

„Nun, um kurz zu sein: Mein Herz ist nicht mehr frei!"

Sein Herz war nicht mehr frei! Mit anderen Worten: Er war verliebt!

Er blickte mich an. Er erwartete eine Äußerung. Ich schwieg. Er schwieg ebenfalls.

Er war befremdet, daß ich nicht wenigstens in die Höhe schnellte, daß mir nicht ein: „Wie? Was? Ist's möglich?" entschlüpfte.

Nichts von alledem.

Endlich sagte ich: „Darf man den Namen wissen?"

„Später!" sagte Heinrich. „Später!"

„Ihr Vorname ist Cile! Gemeiniglich Cäcilie! Ja, Cile! Ich wollte, Sie könnten sie einmal sehen!"

„Ja," sagte ich begehrend seufzend, „das wollte ich auch, das wäre mein höchster Wunsch!"

„Der Vater ist einer meiner Kollegen. Höhere Rangstufe! Aber er wohnt nicht hier am Orte," — fuhr er rasch und abwehrend fort, als ob Gefahr sei, daß ich sofort Postpferde bestellen könnte, um wegen des Familiennamens auf Entdeckungen auszugehen.

„Hübscher Name! Eile!" sagte ich.

Er nickte nur.

Er bestätigte dies nicht mit Worten. Das war schon so lange entschieden, daß Eile ein schöner Name sei, — daß — —

„Kennen Sie sie schon lange?"

„Das ist es ja eben! Ich kenne sie noch gar nicht!"

„Ah! Sie kennen sie noch gar nicht? Sie haben sie vielleicht nur gesehen?"

„So ist es!"

„Dann ist freilich der Fall schwierig! Bis jetzt ist also das Verhältnis noch ganz einseitig?"

„Doch nicht so ganz!"

„Also doch etwas Entgegenkommen von ihrer Seite, — wenn auch ohne Worte?"

„Wo denken Sie hin!"

Schon wollte ich ungeduldig werden. Der Herr

Sekretär ließ sich jedes Wort seiner langweiligen Geschichte von mir abbetteln, statt die Mühe auf sich zu nehmen.

Endlich ermannte er seinen Geist.

„Erlauben Sie, daß ich kurz erzähle. Vor etwa sechs Wochen machte ich einen Spaziergang nach dem ‚Forsthause' und saß, in die Lektüre von Maler Müllers Gedichten vertieft, welche Sie mir geliehen hatten, am See, als ein junges Mädchen herbeigeeilt kam, eins der Boote löste und ohne Begleitung hinausruderte.

Ich legte das Buch beiseite und beobachtete sie. Sie ist blond!" — —

Heinrich Bengel hielt inne. Die Erinnerung, daß Cile blond war, wirkte mächtig auf ihn ein.

Er verstummte längere Zeit.

„Ganz blond?" fragte ich, um die Sache in Fluß zu bringen.

„Ja, ganz blond! Aschblond! Wie einst Karoline Mathilde!

Also ich beobachtete sie und blieb so lange sitzen, bis sie zurückkehrte. Als sie landen wollte, stieß das Boot so heftig gegen das Ufer, daß sie schwankte und fast auf die Ruderbank gestürzt wäre." (Pause.)

„Nun eilten Sie zur Hilfe herbei?"

„Nein," sagte Heinrich Bengel und schüttelte wegen meiner mangelnden Auffassung von Lebensart verächtlich den Kopf. „Nein!"

„Sie blieben sitzen?"

„Das auch nicht! Ich erhob mich."

„Und sie?"

„Sie rief mir zu, ich möge ihr behilflich sein, denn es war eine Brise aufgekommen, die das Fahrzeug wieder zurücktrieb." (Pause.)

„Und Sie folgten dieser Aufforderung?" drängte ich.

„Ja! Ich eilte ans Ufer und es gelang mir mit großer Anstrengung, die Bootkette um den Stegpfahl zu schlingen." (Pause.)

„Und nun?"

„Sie sagte: ‚Ich danke sehr, mein Herr!' und ging."

„Sie ging! Wohin?"

„Das weiß ich nicht. Sie dankte und ging rasch die kleine Tannenhöhe hinauf. Sie war meinen Blicken sogleich entschwunden." (Pause.)

„Nun steckten Sie Maler Müllers Gedichte in die Tasche und gingen auch?"

„Ja! Ganz recht!"

„Und dann?"

„Ja, das ist alles!"

„Das ist alles? Aber wie wissen Sie denn ihren Namen und die übrigen Verhältnisse, die Sie mir mitteilten?“

„Vom Wirt im Forsthause. Sie genießt dort Sommerfrische mit ihrer Mutter. Ich bin täglich hinausgewandert und habe sie fast immer gesehen!“

„Und Sie glauben, daß ihr dies angenehm aufgefallen ist?“

„Angenehm? Das kann ich nicht sagen!“

„Aber sie hat es doch bemerkt?“

„Gewiß! Ich habe sie stets gegrüßt und sie hat stets gedankt!“

„Abgesehen von jener Dienstleistung, nicht mehr als in der Ordnung. Aber was gedenken Sie denn jetzt zu thun, wenn Sie ernsthafte Absichten haben?“

„Das eben möchte ich von Ihnen wissen!“

„Reden Sie sie einmal frischweg an!“

„Es geht nicht.“

„Sie sind zu schüchtern?“

„Ja!“

„Haben Sie niemanden, der zugleich Sie und das Fräulein oder deren Familie kennt?“

„Nein!“

„Dann müssen Sie es mit einer schriftlichen Annäherung versuchen! Sie müßten schreiben.“

Heinrich Bengel nickte zustimmend.

„Aber was?“

„Nun eben, daß Sie sie lieben!“

„Ich wollte mit Ihnen überlegen, ob ich ihr ein Gedicht senden soll? Ich bin nicht ungewandt in der Poesie. Habe ich Ihnen schon einmal meine Gedichte vom fahrenden Schüler —“

„Allerdings! Gewiß! Jawohl! Sehr schöne Sachen!“ sagte ich ihn rasch unterbrechend, — Das fehlte mir gerade noch! —

„Also ein Gedicht! Was meinen Sie?“

„Ein vortrefflicher Gedanke!“

Herr Heinrich Bengel stand plötzlich auf und sah nach der Uhr.

„Ich muß meine Pillen nehmen,“ sagte er. „Sie verzeihen!“ Und er ging an seinen Medizinschrank.

Ich verzieh, er nahm seine Pillen, schnitt einige Grimassen und nahm wieder mir gegenüber Platz.

Und nun setzten wir das Gespräch über Cile und das schriftliche Geständnis seiner Liebe bis zur Erschöpfung fort. Endlich kamen wir zu dem unabänderlichen Entschluß, daß er ihr in einem Gedichte seine Neigung gestehen und um Erhörung bitten solle.

Ich empfahl mich und nahm mir fest vor, diesen Umgang aufzugeben.

Da erhielt ich eines Tages einen Brief folgenden Inhalts:

„Sehr geehrter Herr und Freund!

Ich war gestern und heute an Ihrer Thür, um Ihnen einen Besuch zu machen. Leider vergeblich! Es ist von größtem Werte für mich, Sie rasch zu sprechen. Ich bitte, mir bald Gelegenheit zu geben!

Ergebenst

der Postsekretär

Heinrich Bengel."

Was war los? Am Ende hatte er seine Liebesverse an Cyle auch mit den Worten unterzeichnet: „Ergebenst, der Postsekretär Heinrich Bengel," und sie hatte diesen Geschäftsbeamtenstil in Privatkorrespondenzen sonderbar gefunden.

Ich war neugierig und besuchte ihn an demselben Abend.

Er sah schlimm aus. Der ganze Erden- und Liebesjammer lag auf seinen bleichen Wangen.

Offenbar war etwas Außerordentliches passiert.

„Nun, mein werter Herr Sekretär?"

„Nach der Reihe," sagte er, mich zum Sitzen einladend, und reichte mir von zweien den ersten

Brief. Auf meine Fragen aber antwortete er nur mit wehmütigem Kopfschütteln.

Ich las also:

„Im Auftrage des Fräulein Cäcilie Fuchs, meiner Schwester, sende ich beifolgende poetische Flegelei zurück und warne Sie in Ihrem eigenen Interesse dringend vor ähnlichen, zudringlichen Anwandlungen.

Carl Emil Fuchs,
Stud. med."

„Nun?" fragte ich erstaunt.

Er reichte mir den zweiten Brief mit unzähligen Versen von seiner Hand geschrieben.

An Fräulein Cäcilie Fuchs!

Die Sonne stand am Himmel lang,
Da wandert' ich hinaus zum Städtchen;
Mich trieb ein altgewohnter Drang,
Zu einem wunderholden Mädchen! —
Zu jenem Kinde der Natur,
Die jungfräulich in Wald und Flur
Zurückläßt ihre zarte Spur
Und kos't mit jeder Kreatur!
Ich lagerte im Schatten mich;
Es war am See, hart an den Tannen,
Da plötzlich sah ein Mädchen ich
Die Segel in die Winde spannen.
Nun fand „verkörpert" ich mein Lieben!
Gestalt gewonnen hat' mein Sehnen:

Was mich bisher hinausgetrieben,
Hält mich im Kämmerchen mit Thränen!
Und das warst Du! Dich sah ich dort!
Die nun mein Herz hält ganz gefangen,
Und heilig ist mir jener Ort,
Wo Deine süßen Worte klangen.
O, könnt' ich ewiglich Dir dienen,
Der ich Dein Sklave schon gewesen, —
Dir Göttin, die mit holden Mienen
Verzauberte mein ganzes Wesen!
Denn Venus Kallipygos gleichend,
Entstiegst dem Meer — — —

So weit las ich. Der Himmel mag wissen, aus welcher Anthologie er diese Verse zusammengesucht hatte. Ich stockte. —

„Sind dies die Originalverse, die Sie an Fräulein Cile sandten?" rief ich erschrocken.

„Allerdings! Was ist denn?"

„Sie nennen Fräulein Fuchs: Venus Kallipygos?"

„Ja! Und was ist Ihnen dabei so auffallend?"

„Wissen Sie denn, Verehrtester, was das heißt?"

„Wie sollte ich denn das nicht wissen?"

„Nun?"

„Schaumgeborene Venus!"

„Ja, Herr Sekretär, wenn es so hieße! Dann wäre ja alles gut! Aber — Venus Kallipygos heißt," — ich stockte, ich mußte laut lachen, ich

konnte mir nicht helfen — „heißt: Venus mit dem schönen — — —“

Auf einmal schlug die Röte wie eine Flamme in sein Angesicht. Dann wurde er kreidebleich und schwankte zu den Pillen.

Jedoch die Vorschriften von Bock reichten diesmal nicht aus.

Nach einem Vierteljahr ließ er sich versetzen. Ich habe ihn nicht wiedergesehen.

Aber mit meinem Freunde und Kommilitonen Carl Emil Fuchs, Stud. med., habe ich noch oft beim Glase Wein recht herzlich gelacht, wenn wir uns des verliebten „Dichters“ erinnerten und Fräulein Cile, seine Schwester, ein reizendes Mädchen, die ich später kennen lernte, errötete jedesmal, wenn von Postsekretären die Rede war; denn Carl Emil, der Bösewicht von Bruder, hatte ihr (bei jener Gelegenheit durch Übersetzung), die ersten Begriffe der griechischen Sprache, „wenn auch etwas hinterrücks“, beigebracht.

XXXV.

Im Chymianbade.

Jüngst ist mir etwas Überraschendes passiert, gnädige Frau.

Ich hörte unsichtbare, zauberische Musik und befand mich in einem, mit einem sündhaften Luxus ausgestatteten, großen Salon, mit allem erdenklichen Komfort und angefüllt mit allen jenen überflüssigen, aber reizenden Kleinigkeiten, die nur immer ein vornehmer und verwöhnter Geschmack ersinnen kann. (Aber ohne Papageien. Denn ich hasse diese boshaften Tiere, diese Tulpen unter den Vögeln, mit ihren harten, blauschwarzen Zungen, ihren Puppenaugen und ihrem Automatenorgan.)

Wände, Decke und Fußboden dieses märchenhaften Raumes waren belegt mit einem zarten, azurblau mit Gold durchwirkten Stoff, und dieser

Stoff war überall einmal in der Mitte durchzogen von einem einzigen, breiten, blutroten Purpurstreifen.

Die Möbel, eigenartige, prächtige Kunstwerke, bestanden aus purem Golde und glänzten wie Sonnenstrahlen.

Weiße gemusterte, bleischwere Brokat-Vorhänge, von schimmernden azurblauen und goldnen Franzen umsäumt und ebenfalls von jenem einzigen unheimlichen Streifen von Seidenpurpur durchzogen, beschatteten Fenster und Thüren. Statt vier Ecken hatte eine kunstsinnige Anordnung unzählige Winkel in dem Raume geschaffen, die belebt oder abgeschlossen wurden durch zahllose Kunstgegenstände: Möbel, Statuetten, Gemälde, Spiegel, Uhren, Waffen, Blumen, Schmucksachen, Kästchen, Kannen, Gläser u. s. w.

Hier lugte ein Faun, in Marmor gemeißelt, aus einem Blütengewirr hervor, dort glänzten weiße Venusarme aus dunklem Grün. Hoch oben fesselte den Blick die Gruppe des farnesischen Stiers; an dieser Seite ward das Auge gebannt durch einen rotglühenden Abendhimmel, den ein Malerpinsel auf Leinwand gezaubert hatte und an jener durch zahllose, auf breiten Postamenten und Konsolen ruhende Majoliken, kunstverzierte Schüsseln,

böhmische Glashumpen, altdeutsche Trinkgefäße und Krüge.

Hier und dort plätscherten erfrischende Wasser, die ebenso geheimnisvoll hervorsprudelten, wie sie verschwanden.

Süße, verführerische Mädchen in rauschenden, ambraduftenden Toiletten saßen in übermütiger Laune schwatzend und kichernd umher, sich nur unterbrechend, wenn Schaumwein ihre roten Lippen benetzte, den gefällige Pagen kredenzten. Und meine Freunde, die eben die Tafel verlassen hatten, traten in das Gemach. Ihr Mund floß über von Frohsinn, und Witzesfunken flogen hin und her zwischen den graziösen Teufelinnen und meinen ausgelassenen Gästen.

Ich selbst aber saß, bekleidet mit einem leichten Gewande, in einem Bade, geschnitten und vertieft aus einer einzigen Riesenperle und gefüllt mit einem warmen, duftenden Thymian-Quell.

Und während ich an dem ungetrübten Glück des Genießens Lebender teilnahm, mein entzücktes Auge hinglitt über die holden Frauengestalten, und mein Ohr die zauberischen Klänge der Musik auffog, überfiel mich plötzlich eine süße, sinnenumnebelnde Ermattung, — das Blut entströmte meinen Adern, und im selbigen Wahnsinn des

Sterbens ruhten meine Blicke wie gebannt auf dem Purpurstreifen im Teppich, bis dieser sich allmählich mit dem dunkelfarbigen Blut-Kolorit des Wassers vermischte, in welchem ich meine Seele aushauchte.

Und nun sah ich plötzlich die ganze Erde vor mir.

Es wuchsen Blumen-Bäume empor, so groß wie Palmen und Zedern, aber besäet mit duftenden, weißen, gelben und roten Rosen. Feuerlilien schmiegten sich hinauf bis an die Sonne. Ihre Kronen fingen Strahlen auf und schüttelten einen zauberhaften Goldregen auf die Erde herab.

Die ganze Erdoberfläche war mit einem einzigen Teppich von Veilchen, Schneeglöckchen und Hyazinthen bedeckt. Die Berge verwandelten sich in Diamanten und an ihren Wänden spiegelten sich ungeahnte Bilder höherer Welten ab.

Von diesen Diamantfelsen rieselte flüssiges Silber und Gold herab und ergoß sich in die Meere und Seen. Ich sah diese Metallfäden in farbenüppigen Fluten von geschmolzenen Rubinen, Smaragden und Saphiren und anderen funkelnden und sprühenden Edelsteinen, auf denen weiße, ungeheure Schwanvögel, majestätisch wie Fregattenschiffe mit vollen Segeln, umherschwammen.

Alle Musikchöre der Erde und des Himmels intonierten, Geisterchöre begleitend, ein das Weltall erfüllendes Adagio von wunderbarer Wirkung.

Und allmählich brach die Nacht herein und es senkten sich die Gestirne tiefer herab und begannen einen Wettlauf, so daß das Himmelsgewölbe in Millionen und aber Millionen, in allen Farben spielenden Feuerwerksfunken erstrahlte, bis ein leise anschwellender, dann gewaltig brausender und endlich leiser und leiser verhallender Posaunenton das Weltfestspiel beendete.

Es war ein Schauspiel, so überwältigend, daß alle Kreaturen ein allgemeines, ungeheures, geisterhaftes Schweigen beobachteten, um dann am Schluß in ein so jauchzendes Entzücken auszubrechen, daß der Widerhall die Vesten des Himmels erschütterte.

Darauf verschwammen meine Gedanken für Augenblicke, bis ein Sterbe-Choral ertönte.

Meine Freunde traten näher und weinten. Die zärtlichen Frauenaugen schwammen in Thränen; der Übermut auf den schwellenden Lippen war verschwunden. Ein heiliger Ernst durchdrang die Räume. Und plötzlich öffnete sich die Decke und alle sahen empor, knieten nieder und schrieen auf. Denn, den Vorstellungen der Menschen bisher fremde, aber entzückende Erscheinungen und

Bilder entstanden vor ihren Augen, bis allmählich eine schwärmerische Andacht sich ihrer bemächtigte, die sie trieb, sich abzuwenden. Und eine Stimme wurde vernehmbar, die da klang wie Äolsharfen und Sturmwind, wie Milde und Gewalt, wie Majestät und Versöhnung, wie Geisterhauch und Ewigkeit und diese Stimme sprach:

„Gleite zurück in Deine Hülle, wesenloser Geist! Begnüge Dich mit diesem Traumblick in die unbegreiflichen Zauberwelten der Seligkeit, die auch Dir einst winken werden!“

Und dann wachte ich auf und Sie, gnädige Frau, gossen lauwarmes Wasser in kalten Kaffee und forderten mich auf zu trinken, was ich aber verweigerte, weil das ganz abscheulich schmecken soll.

Haben Sie das wirklich einmal gethan?

XXXVI.

Lord Aberdyll.

Neuerdings habe ich mich mehr dem Naturalismus zugewandt, gnädige Frau. Gestatten Sie, daß ich Ihnen nachfolgend eine Probe gebe? Wenn mich mein Urteil nicht täuscht, würde diese Erzählung in einem „Lesebuch für Realisten“ einen hervorragenden Platz einnehmen. Oder sollte ich doch in jenen noch nicht tief genug eingedrungen sein? Ich bitte um Ihr Urteil!

Vor einem langen, ursprünglich mit einem Wachstuch in buntem Muster bespannten Tisch, in welchem die Zeit die Zeichnung fast ganz verwischt hatte, dem aber die kreisrunde weiße Spur einer mit heißer Milch gefüllten und dann übergelaufenen Tasse unverwischlich eingeprägt war, an einem Tische, welcher dadurch am Wackeln verhindert

ward, daß unter das eine Bein zur Rechten ein viereckig zusammengelegtes und etwas hervorstehendes Stück Kouvert eines Briefes geschoben war und in dem sich in der Mitte linksseitig eine schief hervorstehende Schublade befand, an welcher der Knopf zum Aufziehen nur zur Hälfte mehr vorhanden war und der in dem ungleichen Bruch die hellere Färbung des Holzes zeigte, saß ein alter Mann in tiefen Gedanken verloren.

In dem weiß getünchten Zimmer des alten, baufälligen und gänzlich unbewohnten Hauses befand sich außer diesem Tisch noch ein Bett und ein Ofen, dessen Mittelkachel einmal herausgenommen und schlecht wieder eingesetzt war. Die Kachel zeigte rauhe Flächen; ein Stück der Glasur war sogar abgesprungen. Sonst bemerkte man nichts in dem öden, traurigen und von Licht und Sonne abgeschiedenen Raume.

Und doch! In einer Ecke lag ein zusammengefegtes Häufchen Staub, und aus diesem Staube schaute etwas von der Decke herabgefallener Kalk und ein mit der Spitze nach oben gerichtetes schräggliegendes schwedisches Streichholz hervor, ein noch nicht abgebranntes mit einem bräunlichen Kopf.

Einige Male schaute der Mann, der einen schwarzen abgeschlissenen, an den Rändern ins Weißliche schimmernden Rock trug, an dem der hintere Teil des Kragens ziemlich fettig glänzte, auf sein Vorhemd. In diesem befanden sich zwei leere Knopflöcher und beide waren stark ausgefasert, obgleich das eine schon einmal nachgenäht worden war.

Auch die Weste von demselben Stoff war schäbig und nicht einmal sorgfältig gebürstet, und in der Mitte sah man sogar einen Knopf, der so abgeschliffen war, daß die metallnen Ränder der Knopfplatte hervorguckten. Auch die Beinkleider waren schwarz, aber an den Knieen dermaßen durchgescheuert, daß das eine fadenscheinig glänzte, während auf das andere ein viereckiger Flicken in einem übrigens nicht genau übereinstimmenden Tuchstoff hätte gesetzt werden müssen.

Der Mann hatte lange, rote Ohren, die von dem Kopf so impertinent weit abstanden, als ob er mit ihnen doppelt weit hören wolle. Das Gesicht war lang, großknochig, bartlos und aus der starkgebogenen Nase wuchsen die Haare. Die geröteten Augen, in deren Ecken noch deutliche Spuren des Schlafes saßen, schauten hohl und müde, und der breite Mund mit den schmalen, violettblauen, unten in der Mitte gesprungenen

Lippen war fest geschlossen. Als er diesen einmal öffnete, bemerkte man an dem oberen Schneidezahn ein Stückchen Goldplombe. Er war alt, groß, dürr, verhungert und krank aussehend, die Arme schienen überlang, die Beine mager, und die Brust in diesem langaufgeschossenen Körper war eingefallen. Auch suchte man vergeblich nach einer Erhöhung zwischen dieser und den unteren Gliedmaßen. Er schien keinen Leib zu besitzen. Der Stoff des Beinkleides lag tief und ausgehöhlt dort, wo sonst der Magen sich befindet. Er machte den Eindruck, als ob er seit Tagen, ja Wochen nichts gegessen habe!

Und wirklich war dem so! Aber es war freiwilliger Verzicht, der ihn hungern ließ, jetzt schon achtzehn Tage und Nächte.

Der Mann hieß Lord Aberdyll, bezog zwanzigtausend Pfund Sterling jährliche Rente, besaß Güter und prächtige, mit allem Komfort eingerichtete Häuser. Aber er war ein Sonderling. Er hungerte zufolge einer Wette und hatte sich völlig von der Welt abgeschieden. Wenn er nicht grübelte, oder gerade einmal einen Blick in die Ecke warf, in der der Staub zusammengefegt war, guckte er immerfort auf eine glatte, alte goldene Taschen-

uhr, welche, nach dem Glanz und der eigentümlichen Farbe zu schließen, ein Erbstück war. Sie wurde noch mit einem Schlüssel aufgezogen, und dieser hatte mit der Zeit eine zu weite Öffnung erhalten, so daß das Aufziehen nicht ohne Schwierigkeiten vor sich ging.

Diese Wohnung und diese Kleidung hatte Lord Aberdyll seltsamer Weise gewählt, damit ihm durch die karge Vorstellung das Hungern erleichtert werde.

Nun aber erhob sich Lord Aberdyll, trat aus der Thür, welche eine alte, zwischen einem lose gewordenen Stift hängende, schlechte Klinke besaß, betrat den Flur, auf dessen Fuß-Brettern einige Holzwürmer ihre gelben Häufchen aufgeworfen hatten, umging diese, stieg eine breite, gewundene, eichene, knarrende Treppe empor, welche ein braunes glattes Geländer hatte, — nur an einer Stelle befand sich eine rauhe Fläche, — öffnete, oben angekommen, eine Thür, ging durch eine lange Flucht ganz leerer Zimmer, in denen ein dumpfer, nach Staub, eingeschlossener Luft und Einsamkeit duftender Geruch herrschte, blieb endlich in dem letzten sechsten stehen, sah sich um, trat auf einen großen hölzernen Spucknapf zu, in dem ganz frischer, weißer Sand

lag, räusperte sich, spuckte in diesen hinein, kehrte sich dann auf den Absätzen seiner Stiefel um, wobei der eine, an dem die bereits hervortretenden kleinen Holznägel nicht mehr hielten, sich löste, riß selbigen rasch und kräftig, aber zufolge der schwächenden Hungerkur nicht ohne erhebliche Beschwerde ab und trat dann, ebenso gelassen, ernst, finster, abgemagert und abgehungert den Rückweg an.

In dem Zimmer wieder angelangt, öffnete Lord Aberdyll die Schublade des Tisches, bei welcher Gelegenheit der Holzstift des halben Knopfgriffes sich aus der Fuge löste, tastete nun mit den großen knochigen, hohe Hügel auf den Fingergelenken zeigenden Händen unter den Boden jener, zog sie durch Rütteln allmählich hervor und nahm ein Buch heraus. Und in dieses schrieb der Mann mit einer Bleifeder, welche er aus der Westentasche zog, und die sehr schlecht vorgespitzt war und an den erhöhten Federmesserschnitten dunkle Spuren von dem Staub der Tasche zeigte, neben anderen Notizen, bezüglich der beim Fasten hervortretenden körperlichen Erscheinungen und Zustände, folgenden Satz: „Funktionen unverändert steril am 18. Tage. Ich spuckte um 12 Uhr 30 Minuten nach dem gewohnten Spaziergang, mittags oben, wie gewöhnlich, einmal aus.“

Und sechs Tage später an einem Frühmorgen fühlte der Mann plötzlich eine schreckliche Atemnot, welche so starker Natur war, daß er vor seinem Ableben kaum noch Zeit hatte, in das beregte Buch zu schreiben:

„Ich starb am 24. Tage! Wette verloren!
Lord Aberdyll."

XXXVII.

Zurück zur Natur.

Selbst der bevorzugteste Mensch, gnädige Frau, hat Augenblicke, wo die Elektrizität des Geistes schlummert, wo auch nicht ein einziger Funke in dem Gehirn aufspringt. Die ganze Maschinerie stockt, das gesamte Räderwerk ist ohne Leben — und ein unnennbares Gefühl der Leere greift da Platz, wo sonst die koboldlustigsten und kühnfliegendsten Gedanken auf und abtanzten!

Und seltsam! Einen „Ausdruck" für diese Stimmung haben wir nicht. — Auch eine zufällige Bezeichnung haben wir uns nicht angeeignet, die irgend einer, er möge Shakespeare oder Heine heißen, bei irgend einer Gelegenheit dafür erfand.

Man setzt sich in eine Ecke, — beachten Sie wohl, gnädige Frau: „in eine Sophaecke," — niemals in solcher Stimmung auf einen Stuhl, —

höchstens einmal auf den Bettrand, — dort, — wo man nach Goethe, — die kummervollen Nächte weinend sitzen muß, um die Bekanntschaft der himmlischen Mächte machen zu können — und simuliert. Man fragt den kapriziösen All-Lenker seines Innern: „Was möchtest Du, mein Schatz, wohl jetzt beginnen? Möchtest Du einer dunkelfarbigen, dunkeläugigen Madonna, — mit rabenschwarzem Haar, einem bezaubernden Schatten auf der Oberlippe und weißen, sehnsüchtigen Händchen, Liebe zuflüstern und jenen unruhigen, fiebernden Traum träumen, jenen einzigen, unbeschreiblichen qualvoll-süßen, den wir wachend mit offenen Augen und mit überströmenden Worten verträumen?"

Oder muß sie wie Milch und Blut ausschauen und das Goldblond ihrer Seidenhaare, — wie gewebt und gefädelt von goldspinnenden Seidenraupen, — auf eine unverhüllte weiße Schulter herabfließen, — ihr Auge aber jenem stillverborgenen Weiher gleichen, in dem sich die unnachahmliche Bläue des Himmels spiegelt? — Soll sie sich stumm an Deine Brust lehnen und die tiefste Empfindung in einem stummen, auf alle Fragen stummen, aber immer nur auf Dich gerichteten zärtlichen Blick vereinen oder Dich durch tausend neckische, bald hingebende, bald gleich-

gültige, — fast herzlose Geistessprünge quälend berauschen?

Nein! Nein! Das ist es nicht, was Dein Herz begehrt. Denn plötzlich fällt das wallende Haar, — das rosige, unschuldig-süße Antlitz erbleicht, — die Fülle, die Deine Sinne beherrschte, — schrumpft zusammen, die weichen, runden Händchen sind welk, kurz, — die Schönheitshülle ist gefallen — das Gewöhnliche, Gleichgültige, aller Ideale Entkleidete ist an die Stelle getreten. Was kann denn Deinen nüchternen Sinn ergötzen? Ah, da ist's! — Du denkst an die Arbeit, aus der wie aus einem Kronidenhaupt tausend Dinge springen, die Dich befriedigen werden.

Ha! welch' lockende Bilder steigen auf.

Arbeit! Ehrgeiz! — Ruhm — Vorteil winken mit verheißenden Händen! —

Welches Glück wirst Du um Dich verbreiten, — wie hellt sich plötzlich die Zukunft auf! — Denn nun springen im Nu alle die verschlossenen Schubkästchen auf und in jedes, in das Du Deinen Blick tauchst, ist für Dich ein Lohn, ein Erfolg gebettet! Wie traulich-gemütlich erscheint Dir jetzt Dein Arbeitszimmer, welch' anheimelnde Ruhe herrscht in den Räumen, — welcher Zauber liegt

in der ſtillen Abgeſchloſſenheit — — Ruhe, Frieden; — ſtilles emſiges Schaffen! — —

Doch nein! Auch das nicht! Das Arbeitszimmer birgt ja alle die kleinen und großen Dinge, welchie durch die Gewohnheit des Beſchauens lange ihren Glanz abſtreiften, — ſie gerade wecken Dir die Erinnerungen an das Alltägliche, — ſie gerade werden Dich noch mehr herabdrücken! Reizlos iſt plötzlich die Anknüpfung an die eben noch anregend wirkenden Bilder! — — Der Regen ſchlägt gegen Dein Fenſter in ſeinen kurzen Unterbrechungen, die vom Stoßwind herrühren. — — —

Schnell ein anderes: Draußen im Getümmel der Gaſſe, im Jagen, Drängen, unter dem Eindruck des Bunten, Lebendigen — in der Abwechſelung, — dort, wo die Gedanken des Alleinſeins, der Verlaſſenheit weichen, — dort, wo die Leere Deines Innern aus der Fülle ſchöpfen kann, — dort, dort findeſt Du Erſatz — — Fort! — Fort! — — — —

Aber, auch dieſes iſt nicht das Rechte, dieſe mit brennenderen Farben gemalten Bilder verbleichen auch! — Fort damit!

Lockt Dich der runde Tiſch, an dem Du ſo oft den luſtigen, traubenſüßen Wein durch Deine Kehle gleiten ließeſt! Bei dem Du ſo oft in die große

Schule des Vergessens gingst und die köstliche Flut der Flasche alle krausen, nüchternen Gedanken fortgeschwemmt hat?

Nein! Nein! — Der Witz Jener ist abgestanden, die so oft mit Dir den Bacchusdienst feierten und auch heute mit den verzweifelt klug-langweiligen Gesichtern, den goldenen Brillen und den Trüffelbäuchen die ganze Welt bemeistern und kritisieren!

Nein! Jene vor allen Dingen nicht! Sie mahnen Dich schrecklich an all' den Unverstand Deiner Vergangenheit, deren Folgen Du immer von neuem ersäufen mußt! — — —

Dort winkt Dein Ruhebett! Möchtest Du schlafen? Hier liegt das Buch, das Dich gestern bis in die Mitternacht fesselte!

Das Instrument ist geöffnet! Wie oft vertrieb die Musik Deine Grillen? Höre! Es rauscht und klingt. Löse durch die Töne die schwermütigen Gedanken in lustige Tollheit auf! — —

Nein! Nein! Das reizt mich nicht!

Hier ist politisches und öffentliches Leben in den Tagesneuigkeiten für Dich aufgezeichnet. Sieh nach, ob eine chinesische Kaiserin an Theervergiftung starb, ob ein großer Diplomat wieder ablügt, was er jüngst dem Reporter ins Ohr flüsterte,

ob Eitelkeit und Redefieber jenen Parlamentarier wieder fortriß, — ob Simultanschulen schon auf dem Mond seit Menschengedenken bestanden haben und der Papst im Begriff stehe, seinen jüngsten Sohn zu taufen, — — was weiß ich!

Lockt Dich nicht das fröhliche Lachen Deines kleinen Jungen, der auf Dich zugeeilt kommt und zärtlich Deine Knien umfaßt?

Das stille, mädchenhafte Wesen Deiner Tochter, die sich über die Stickerei bückt? — — Das tolle Toben Deiner breitschultrigen Buben, die ihre Kraft nicht zu lassen wissen?

Nein! Nein!

Ich fühle nur entsetzliche, öde Leere in mir! Alles ist farblos und schal! — — —

Aber weshalb Ihnen Beispiele vorführen, gnädige Frau, da Sie besser zu empfinden vermögen, was meine Feder nicht zu beschreiben vermag, da Sie diese entsetzlich dünne Luftschicht, in der nichts Lebendiges werden, gedeihen und bestehen kann, auch in Ihrem Innern gewiß einige Male verspürt haben?

Unser Geist hat sich einen Knotenstock aus der Ecke geholt und ist spazieren gegangen. Wohin? Wer weiß?

Oder er liegt mit den Medizinflaschen vor dem

Bett und dem unvermeidlichen — unter dem Bett in vollständiger Erschlaffung danieder, läßt die körperliche Hülle, in die er gefahren ist, und die ihn kostspielig ernähren muß, schlankweg einen guten Mann sein! War er ein Feuerwerker, der Leuchtkugeln in die Luft warf, war er ein Bergmann, der in die Feuertiefen der Erde drang, war er ein Vogelfänger, der hundert gefiedertes Volk einfing, das zwitscherte, — war er ein Jäger, der den Wald durchstreifte, — heute ist er ein abgemagerter Greis mit Hüsteln und Podagra, — ein tauber, blinder, entkräfteter alter Herr im Schlafrock —, ein Schatten, — ein Nichts!

Hei! Wie sprangen, hüpften und tanzten die Gedanken, — die Produkte seiner Thätigkeit, — und wie ausgedampft, wie ausgemerzt, wie ausgemergelt, wie leer, wie inhaltlos, wie grauenhaft öde und verlassen ist die Stätte, wo er bisher seine lustigen Tarantellas tanzte und im wirbelnden Drehum alles mit sich fortriß.

In solchem Zustande möchte man nicht einmal tot sein! Selbst das Sterben hat keinen Reiz, — ja — selbst L'hombre und Bier-Skat — diese großen, unsterblichen Langeweiletöter rühren vergeblich die Werbetrommel, — nichts regt sich — und nur ein unendliches nervenzuckendes Gähnen,

jenes Gähnen, das die ganze farbenreiche bewegliche Welt in eine Niobe verwandelt, stottert der verendende Geist heraus!

Und das Rezept, gnädige Frau? Das Rezept, das so unfehlbar wirkt, wie Wasser Feuer löscht, wie der Tod das Leben erdrückt, wie der Frühling die Erde verjüngt, — das übersende ich Ihnen hier mit zehn Pfennig frankiert, kostenlos zum Gebrauch! Als einen unendlich wertvollen Schatz für Sie, für jeden Menschen und als ein unvergängliches Denkmal an mich, der ich es in diesen Blättern eingrabe.

Und nun folgen Sie mir! Der Weg geht an jeder Apotheke, an jedem Doktorschild, selbst an des Freundes Hausthür, an jeder rotlaternten Kneipe, an allen Tempeln der Freude und religiösen Erhebung, an allen Wohnungen der Menschen vorüber, — er führt Sie in — die Natur!

Ja! In die Natur, wo Gottes Atem rauscht und der Flügelschlag der Freiheit weht! In die Natur, wo Smaragd-Glanz auf Wiesen und Gebüsch schimmert, wo es in den Lüften zwitschert, flötet und lockt, wo die Goldwellen der Sonne sich am Waldesrand brechen, in den wir eintreten und horchen, wie es in den Baumwipfeln flüstert. Da murmelt der Quell durch den Moospfad, dort

entflieht das freigeborene Reh, das schon beim Knacken des dürren Astes aufscheucht, und hier lagern wir uns und atmen den erquickenden Duft ein und unser entzücktes Auge verliert sich in dem dunklen Blättergewirr und verfolgt das braune Eichkätzchen, das mit seinem buschigen Schwänzlein blitzschnell von Zweig zu Zweig springt.

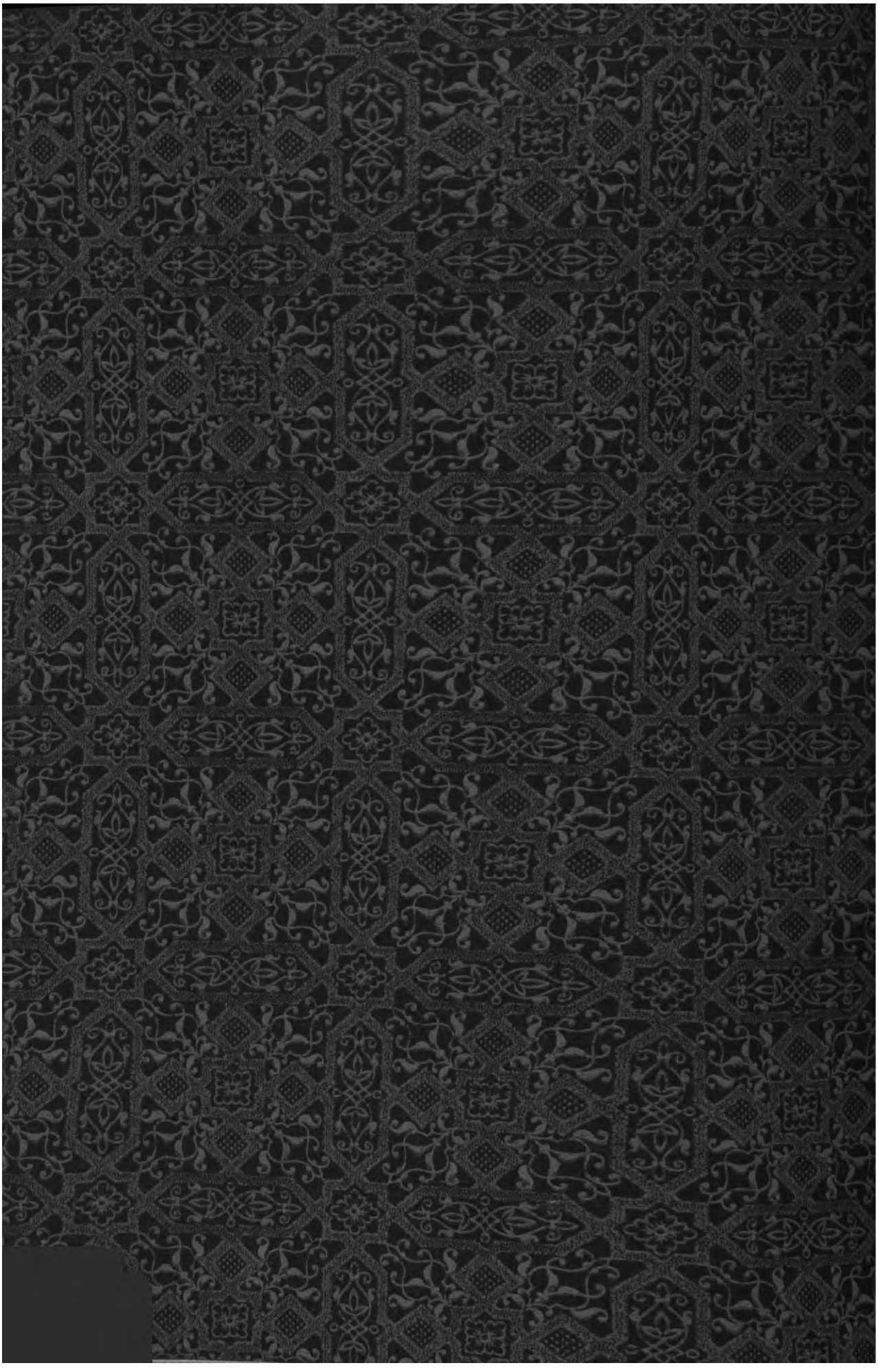
In diesem zauberhaft geschmückten Reiche der Freiheit, Wahrheit und stillschaffenden Demut steht der schlummernde oder kranke Geist des Menschen wieder auf, seine Kräfte kehren wieder und die Erschlaffung, die ihn noch eben verzagen ließ, verwandelt sich in ein Selbstvertrauen, durch das er Welten zu erobern und Völker zu beherrschen vermag!

Heilige, göttliche Natur! Besiegerin aller Leidenschaften, Trösterin geprüfter Herzen, Spenderin alles Glückes, — du bist der große Arzt, der auch die Krankheiten des Geistes heilt und den Menschen sich selbst zurückgibt!

Aber, — wir alle müssen sie suchen und ihre schrankenlose Unendlichkeit, und deshalb — ihre „Göttlichkeit“ begreifen lernen!

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Druck von Emil Herrmann sen. in Leipzig.



YB 52968

208022

Heiberg